

Les pays de l'entre-deux: Übergangsräume – Grenzregionen – Konfliktzonen

Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie 38, 2021

Umschlagabbildung:

Luftbild der ehemaligen französischen Botschaft. Der Pingusson-Bau zählt zu den Spitzenleistungen der Architektur der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und geht heute in der Saarbrücker Stadtlandschaft leider beinahe unter. Er sollte unbedingt erhalten und renoviert werden.

Copyright: Landesinstitut für Pädagogik und Medien, Landesbildstelle (Sulzbach/Saar, Bild Nr. LPM00017591\_100), *Mechthild Schneider*

# Siedlungsforschung

Archäologie – Geschichte – Geographie 38, 2021

Die 46. Jahrestagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V., fand vom 18.–21. September 2019 in Saarbrücken unter dem Titel »*Les pays de l'entre-deux: Übergangsräume – Grenzregionen – Konfliktzonen*« statt.

Les pays de l'entre-deux:  
Übergangsräume – Grenzregionen – Konfliktzonen

Herausgegeben  
von

Peter Burggraaff, Klaus-Dieter Kleefeld, Heike Otto  
und Winfried Schenk

Arbeitskreis  
für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa  
ARKUM e.V.

Mit Beiträgen der Jahrestagung 2019 in Saarbrücken



---

SELBSTVERLAG ARKUM e.V. BONN 2021

---

## HERAUSGEBER

Für den Themenschwerpunkt:

*Drs. Peter Burggraaff:* Am Mühlenberg 6, D-53539 Kelberg. E-Mail: peter.burggraaff@t-online.de

*Dr. Klaus-Dieter Kleefeld:* LVR-Abteilung Digitales Kulturerbe – Gürzenich-Quartier, Augustinerstraße 10–12, D-50667 Köln. E-Mail: klaus-dieter.kleefeld@lvr.de

*Dr. Heike Otto:* Generaldirektion Kulturelles Erbe (GDKE), Schillerstraße 44, Erthaler Hof, D-5516 Mainz. E-Mail: heike.otto@gdke.rlp.de

Für die Zeitschrift Siedlungsforschung:

*Prof. Dr. Winfried Schenk:* Geographisches Institut der Universität Bonn, Historische Geographie – Meckenheimer Allee 166, D-53115 Bonn. E-Mail: winfried.schenk@giub.uni-bonn.de

## REDAKTION

*Drs. Peter Burggraaff* mit Unterstützung von *Dr. Klaus-Dieter Kleefeld*

---

Für die Mitglieder des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. ist der Bezugspreis im Jahresbeitrag enthalten (Anmeldungen an die Geschäftsstelle: Meckenheimer Allee 166, D-53115 Bonn).

Der Nachdruck von Beiträgen ohne Genehmigung von ARKUM e.V. ist auch bei Quellenangabe nicht gestattet. Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der photomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung bleiben vorbehalten. Der Bezug erfolgt unmittelbar bei der Geschäftsstelle (% Geographisches Institut der Universität Bonn, Historische Geographie – Meckenheimer Allee 166, D-53115 Bonn, Tel.: 02 28 / 73 58 71) oder über den Buchhandel.

---

Herstellung: Mignon-Verlag Peter Hartmann, Winzerstr. 61,  
D-53129 Bonn. E-Mail: peter.hartmann@mignon-verlag.de

Druck: Linsen Druckcenter GmbH, Siemensstrasse 12–14, D-47533 Kleve

ISSN: 0175–0046



## Danksagung

Der vorliegende Band ist der letzte, der in der bisherigen Personalstruktur erschienen ist. Zukünftig wird erfreulicherweise ein neues Team mit einem neuen Konzept die »Siedlungsforschung« weiterführen. Wir wünschen dafür alles erdenklich Gute und Erfolg.

An dieser Stelle ist es uns ein Bedürfnis, all denen zu danken, die in den zurückliegenden Jahren das Erscheinen dieser Publikation ermöglicht haben. Der größte Dank richtet sich an die Mitglieder des Arbeitskreises, die Herausgeberinnen und Herausgeber der Einzelbände als Dokumentation der Jahrestagungen des Siedlungsgenetischen Arbeitskreises bzw. von ARKUM e.V. und auch an dessen Vorstand. Wir haben uns für die Genetische Kulturlandschaftsforschung gerne in die Pflicht nehmen lassen und hoffen, unseren Beitrag geleistet zu haben.

Der erste Band der »Siedlungsforschung« erschien auf Initiative von Prof. Dr. Klaus Fehn 1983 mit den Beiträgen der 9. Tagung des Arbeitskreises für genetische Siedlungsforschung in Mitteleuropa (Berlin, 1.–4. Juni 1982) mit dem Schwerpunktthema »Stadtrandphänomene«.

Klaus-Dieter Kleefeld und Peter Burggraaff haben bereits seit dem ersten Band der laufenden Bibliographie zur genetischen Siedlungsforschung von Dietrich Denecke und Klaus Fehn zugearbeitet. Diese jährlich fortgeführte Bibliographie war das Herzstück der »Siedlungsforschung«, in der über fast 20 Jahre sehr viele Publikationen zusammengetragen worden sind. Jede Publikation wurde dabei »autopsiert«, also im Idealfall in die Hand genommen und mit Blick darauf angesehen, ob sie in das Konzept der Bibliographie passte, mit ihr einen Beitrag zur genetischen Siedlungsforschung zu dokumentieren. Von Band 6 (1988) bis zum Band 20 (2002) war Peter Burggraaff zusammen mit Dietrich Denecke und Klaus Fehn Mitverfasser dieser laufenden Bibliographie. Sie wurde vor einigen Jahren eingestellt, weil sich die Rahmenbedingungen dank der Möglichkeit von online-Recherchen zwischenzeitlich grundlegend geändert haben.

Ab Band 6 (1988) übernahm Peter Burggraaff die Redaktion und die Satzarbeiten für die »Siedlungsforschung« mit der Firma Pagina GmbH/Elektronische Satzherstellung (TUSTEP) von Herrn Prof. Dr. Franz Irsigler und seinen Mitarbeitern Thomas Metz und Rolf Häfele. Die abschließenden, letzten Arbeiten vor dem jeweiligen Erscheinen des Bandes konnten dankenswerterweise in Tübingen bei der Firma Pagina durchgeführt werden. Hierfür waren Franz Irsigler, Rolf Häfele und Peter Burggraaff bei jedem Band einige Tage hintereinander in Tübingen beschäftigt. Wir möchten uns für die gute damalige Zusammenarbeit bei der Firma Pagina bedanken; es erschienen dort die Bände 1 bis 21 (2003).

Mit dem Band 22 (2004) begann die vorzügliche Zusammenarbeit mit dem Verlag Mignon von Herrn Peter Hartmann. Er hat die Texte aufmerksam gelesen und bisweilen noch bis kurz vor dem Druck Kleinigkeiten verbessert. Er hatte zudem

einen Blick für gestalterisch-technische Aspekte wie das Schriftbild oder die Farbgebung der Abbildungen; ab Band 30 wurde die »*Siedlungsforschung*« in Farbe und mit einem festen Einband gedruckt. Für die gute, kompetente und intensive Zusammenarbeit möchten wir uns herzlich bei ihm bedanken. Dieser Dank gilt ausdrücklich auch dem Linsen Druckcenter in Kleve für die hohe Druckqualität der letzten Bände.

Dank der gewissenhaften Kassenführung durch unsere beiden Schweizer Schatzmeister *Hans-Rudolf Egli* und *Rolf Tanner* (gewählt 2017) hatten wir auch durchweg ausreichend Kapital, unsere Publikationen zu finanzieren. Auch für diese wichtige Arbeit ein herzliches Dankeschön.

Der vorliegende Band 38 (2021) ist nun der letzte, der von *Peter Burggraaff* redigiert wurde und zusammen mit *Klaus-Dieter Kleefeld*, *Heike Otto* und *Winfried Schenk* herausgegeben wird.

Wir möchten uns herzlich bei *Klaus Fehn* als ehemaligem Vorsitzenden des Arbeitskreises und Herausgeber der »*Siedlungsforschung*« von Band 1 (1983) bis Band 22 (2004) für seinen Einsatz bedanken. *Winfried Schenk* war von Band 23 (2005) bis Band 38 (2021) Reihenherausgeber. Hervorzuheben ist die gute, sehr angenehme und langjährige Zusammenarbeit aller im Seminar für Historische Geographie der Universität Bonn und an der Professur für Historische Geographie am Geographischen Institut. In diesem Zusammenhang gilt unser Dank insbesondere dem Kartographen *Stephan Zöldi*, der von 1986 bis 2015 zahlreiche Abbildungen bearbeitet und auch etliche neu erstellt hat.

Für die sehr engagierte, gute und persönliche Zusammenarbeit möchten wir uns besonders bei Frau *Christa Lackes* und Frau *Irene Zerza* im Sekretariat der Historischen Geographie bedanken. Sie waren oftmals die ersten Ansprechpartnerinnen für die Mitglieder unserer Vereinigung. Beide haben lange Zeit auch die Mitgliederlisten geführt, die zugleich die Versandlisten für die »*Siedlungsforschung*« waren. Der Versand der Bücher war jeweils ein Kraftakt, der zusätzlich zu den regulären Sekretariatsarbeiten erbracht wurde. Wechselnde studentische Hilfskräfte haben dankenswerterweise beim Verpacken und Versenden der Bücher mitgeholfen.

Mit dem anstehenden Ausscheiden von *Winfried Schenk* als Vorsitzendem des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa e.V. und Reihenherausgeber sowie der anstehenden Verlagerung der Herausgabe und Redaktion der »*Siedlungsforschung*« von Bonn nach Leipzig wird ein neues Kapitel aufgeschlagen.

Zusammenfassend war es für uns seit dem ersten Erscheinen der »*Siedlungsforschung*« 1983 eine interessante und dynamische Periode. Da von Anfang an die »*Siedlungsforschung*« mit EDV und Satzprogrammen erstellt worden ist, haben wir über die Jahre hinweg die rasante Entwicklung der EDV und des Druck- und Verlagswesens sehr direkt erleben dürfen.

Das »*alte*« Siedlungsforschungsteam verabschiedet sich nun und wünscht dem neuen Team viel Erfolg für die »*neue Siedlungsforschung*«.

*Peter Burggraaff, Klaus-Dieter Kleefeld, Winfried Schenk,*  
im Frühjahr des zweiten Coronajahres 2021

# INHALT

## Vorwort der Herausgeber

## Les pays de l'entre-deux: Übergangsräume – Grenzregionen – Konfliktzonen

*Olaf Kühne*

- Das Saarland  
Entwicklungen eines Grenzraumes..... 13  
Mit 5 Abbildungen  
Summary

*Rolf Peter Tanner*

- »Les pays de l'entre-deux«, zweitausend Jahre Brüche und  
Brücken in der Mitte Europas ..... 35  
Mit 25 Abbildungen  
Summary

*Hans-Rudolf Egli*

- Vom Bistum Basel zum Kanton Jura  
Eine Grenzregion im Spannungsfeld nationaler, regionaler und  
lokaler Interessen ..... 71  
Mit 8 Abbildungen  
Summary

*Eike Gringmuth-Dallmer*

- »ac Salam fluvium, qui Thuringos et Sorabos dividit«  
Die Landschaften an Saale und Mittelbe als Grenzregion  
im frühen Mittelalter..... 93  
Mit 6 Abbildungen und 1 Tabelle  
Summary

*Florian Weber*

- Les pays de l'entre-deux  
Übergangsräume – Grenzregionen – Konfliktzonen  
Hybride Grenzlandschaften der Großregion SaarLorLux ..... 115  
Mit 4 Abbildungen  
Summary

*Peter Rückert*

- Grenzerfahrungen im späten Mittelalter  
 Fürstliche Bräute beim Übergang in eine neue Welt ..... 131  
 Mit 8 Abbildungen  
 Summary

*Folker Reichert*

- Wilhelm von Rubruk und Marco Polo  
 Kulturelles Grenzgängertum im 13. Jahrhundert ..... 153  
 Mit 7 Abbildungen  
 Summary

*François Genton*

- Heimatlied und Grenzregionen, ein komplexes Beziehungsgeflecht 171  
 Summary

*Peter Burggraaff*

- Das ehemalige Land von Rode mit Herzogenrath (\*s-Hertogenrode)  
 und Kerkrade (Kirchrath)  
 Eine grenzüberschreitende Kulturlandschaftsanalyse ..... 187  
 Mit 15 Abbildungen  
 Summary

*Klaus Fehn*

- Saarbrücken vor einem halben Jahrhundert  
 Persönliche Ansatzpunkte für historisch-geographische Vergleiche  
 mit der gegenwärtigen Situation ..... 221  
 Mit 19 Abbildungen  
 Summary

*Jerzy Piekalski, Anna Łuczak, Paweł Duma,  
 Agnieszka Latocha, Tomáš Klír, Maria Legut-Pintal,  
 Tomasz Stolarczyk und Małgorzata Chorowska*

- Development of the cultural landscape of the mountains and  
 foothills in the Western Sudetes in the pre-industrial period  
 Adaptation of settlement and economy to natural conditions ..... 261  
 With 15 figures  
 Zusammenfassung

*Georg Mölich*

- »Gemeinsame Ordnungen« oder »Grenzen« –  
 Historiker und der Begriff des Rheinlandes vor dem  
 Ersten Weltkrieg: Justus Hashagen (1877–1961) im Kontext ..... 291  
 Mit einem Textanhang  
 Summary

---

*Jürgen Lafrenz*

- Die initiale Stadtplanung von Friedrichstadt an der Eider  
von 1621 bis 1623 im Spannungsfeld zwischen politischer  
Souveränität und privilegierter Legitimität ..... 307  
Mit 5 Abbildungen  
Summary

*Carsten Gräbel*

- Historische Geographie und Globalgeschichte ..... 331  
Summary

- Anschriften der Autoren, Herausgeber und  
Vorstandsmitglieder des Arbeitskreises ..... 347

- Contents ..... 349



## Vorwort

Dieses Mal war der Ort vor dem Thema da! Auf Einladung des Ministeriums für Bildung und Kultur des Saarlandes hat die Jahrestagung 2019 von ARKUM e.V. in Saarbrücken stattgefunden.

In einer Vorstandssitzung wurde nach einem Thema gesucht, das mit diesem Ort wissenschaftlich gehaltvoll zu verbinden ist und zu dem alle in ARKUM versammelten Disziplinen Grundlegendes beitragen könnten. Als *Rolf Tanner* im Brainstorming die Wendung von den »*Les pays de l'entre-deux*« fallen ließ, waren alle elektrisiert, denn ist nicht das Saarland der Prototyp eines »Zwischenlandes« mit immer wieder neuen Grenzziehungen? Damit war die Leitidee zur Saarbrücker ARKUM-Tagung gefunden.

Wie Recherchen zeigten, hatte sich *Rolf Tanner* – der deshalb auch den einführenden Vortrag halten durfte – an den Titel einer Tagung erinnert, die 1988 in Straßburg unter dem Titel »*Les pays de l'entre-deux au Moyen Âge. Questions d'histoire des territoires d'Empire entre Meuse, Rhône et Rhin*« abgehalten worden war. In Erweiterung der Straßburger Tagung haben in Saarbrücken aber nicht nur Vertreterinnen und Vertreter der Geschichtsschreibung zum Mittelalter über solche »*Länder zwischen anderen*« referiert, sondern auch solche aus der Archäologie, den Geschichtswissenschaften insgesamt und der Geographie; hinzu kamen weitere Kulturwissenschaftler und Praktiker aus der Denkmalpflege. Der Ansatz wurde zudem um das Konzept der Grenze erweitert. Denn wer Räume ausweist, zieht Grenzen. Grenzen sind daher seit langem ein Basiskonzept der Geographie; man denke nur an die Diskussionen um »*natürliche Grenzen*« seit dem 19. Jahrhundert. Aber auch aktuell wird in der Geographie über Grenzen geforscht, so zu »*Phantomgrenzen*«, also vergangenen Grenzen, die aber noch immer das aktuelle Handeln und die Wahrnehmung beeinflussen, oder zu Grenzregionen, etwa im Kontext der EU-Politik. Die Durchlässigkeit und Unschärfe von Grenzen werden dabei deutlich, denn es sind sozial-räumliche Konstruktionen oder wie es *Simmel* (1908, S. 623) formulierte »*eine soziologische Tatsache, die sich räumlich formt.*« Auch in der Archäologie gibt es Diskussionen um Übergangsräume etwa bei der Kartierung und Definition von »*Kulturen*«. Schließlich sind Grenzen in den Geschichtswissenschaften ein Thema. Waren doch schon vor dem Zeitalter der Nationalstaatenbildung Territorialisierungen durch oftmals unscharfe Grenzen mit hohem Konfliktpotential gekennzeichnet.

All diese Überlegungen flossen in den Titel der Jahrestagung »*Les pays de l'entre-deux: Übergangsräume – Grenzregionen – Konfliktzonen*« ein, die schließlich vom 18.–21. September 2019 in den Räumen des saarländischen Ministeriums für Bildung und Kultur stattfand. Für diese Möglichkeit dankt der Unterzeich-

nende im Namen der Mitglieder von ARKUM herzlich. Wie passend für das Saarland das Thema gewählt worden war, zeigte die Exkursion am 21. September 2019 – wo früher blutige Schlachten ausgefochten wurden, überfuhr man Staatsgrenzen, ohne es bisweilen überhaupt gemerkt zu haben!

Die vorliegende Publikation enthält die meisten Vorträge der Saarbrücker Tagung in Schriftfassungen. Den Autorinnen und Autoren sei für deren frist- und formgerechte Abgabe gedankt. Die Aufsätze machen die Dimension und Aktualität der gewählten Thematik deutlich. Besonders danken die Herausgeber dem Landschaftsverband Rheinland (LVR-Abteilung Kulturlandschaftspflege) für die großzügige finanzielle Unterstützung der Tagungsdokumentation.

*Heike Otto und Winfried Schenk*



Olaf Kühne

## Das Saarland

### Entwicklungen eines Grenzraumes<sup>1</sup>

Mit 5 Abbildungen

#### 1 Einführung

Ähnlich anderen Altindustrialiegebieten (Ruhrgebiet, Mittelengland, Oberschlesien), basiert auch die Industrialisierung des späteren Saarlandes in weiten Teilen auf dem Vorkommen von Steinkohle. In Deutschland unterscheidet sich das Saarland von anderen Industrievieren (insbesondere dem Ruhrgebiet) durch einige Spezifika, wie der Deckung des Arbeitskräftebedarfs (im Saarland weitgehend regional), der nationalen Zugehörigkeiten (diese wechselte im Saarland häufig), der Siedlungsentwicklung (frühe Förderung des Eigenheimeigentums im Saarland), aber auch der politischen Bedeutung als eigenständiges Land. Doch auch wenn das Vorkommen von Kohle einen wesentlichen Einfluss auf Industrialisierung und die territoriale Entwicklung der Region (insbesondere in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts) hatte, ist der Raum durchaus durch naturräumliche Ausstattungen geprägt, in denen die Schwerindustrialisierung eher indirekte Folgen hatte (Abb. 1), etwa durch Gewinnung von Zuschlagsstoffen für die Eisenverhüttung oder als Arbeitskräftereservoir.

Der vorliegende Aufsatz befasst sich mit der Entwicklung des Raumes, der heute das Land Saarland bildet, indem seine politische, ökonomische und demographische Entwicklung in groben Zügen dargelegt wird, um so einen Überblick zu ermöglichen, der zu einer genaueren Befassung mit dem ›ältesten der neuen Bundesländer‹ und seiner komplexen (räumlichen) Entwicklung einlädt. Ausführlichere und thematisch differenziertere Untersuchungen zum Saarland finden sich zur historischen Entwicklung (*Aust et al.* 2008; *Burgard u. Linsmayer* 2007a; 2007b; *Fehn* 1981), zu den physischen Grundlagen (*Backes et al.* 2008; *Kühne* 1999; 2003; 2004; *Bettinger u. Kühne* 2016), zu regionalgeographischen Synthesen (*Born* 1980; *Dorda et al.* 2006; *Dörrenbächer et al.* 2007b; *Fischer* 1981; *Martin* 1968; *Quasten* 1990), zur Grenzentwicklungsprozessen (*Crossey u. Weber* 2020;

---

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 46. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Saarbrücken, 21.–24. September 2019) gehalten wurde.

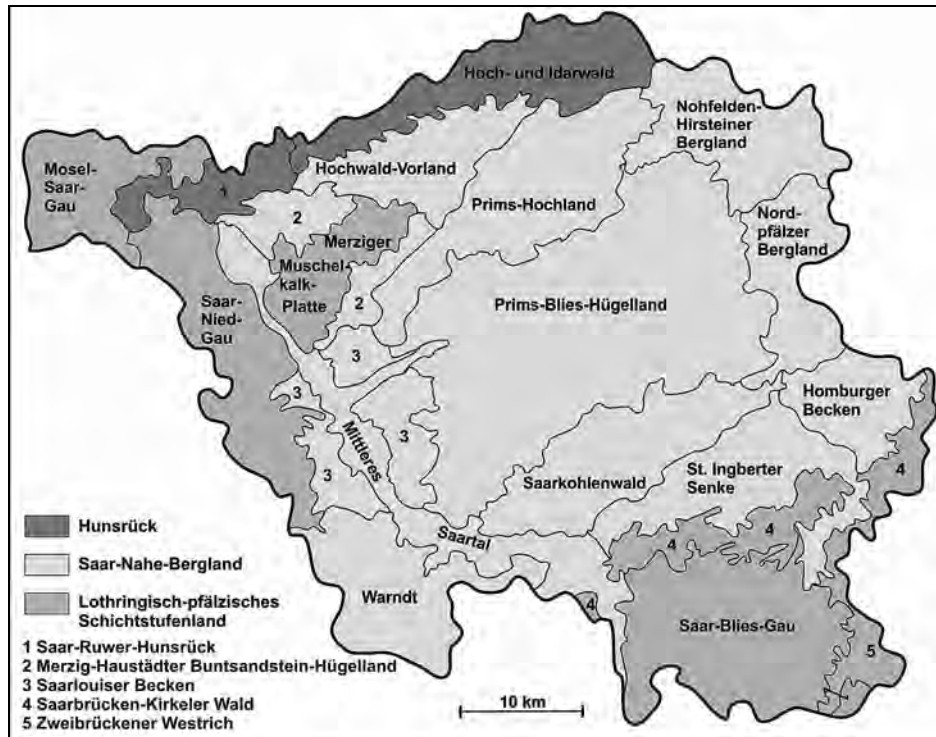


Abb. 1: Die naturräumliche Gliederung des Saarlandes  
Nach: Quasten 1992

Funk u. Niedermeyer 2016; Riedel 1994; Schulz 1998), zu wirtschaftsräumlichen Entwicklungen und dem Umgang mit altindustriellen Objekten (Dörrenbächer 2013; Gawehn 2012; Keazor et al. 2014; Kühne 2007; Rampeltshammer u. Kurtz 2011; Weber 2020), zu Aspekten der raumbezogenen Planung (Eckardt u. Hartz 2006; Egidi 2015; Kubiniok 2018; Kühne 2008) sowie zur sozialen Konstruktion von Landschaft und Heimat (Kühne 2006, 2019; Kühne u. Spellerberg 2010).

## 2 Die Frühphase: vom Beginn der Besiedlung bis ins Mittelalter

Im heutigen Saarland lassen sich Spuren menschlicher Aktivitäten bis in die Altsteinzeit zurückverfolgen, seit dem 5. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, in der jüngeren Eisenzeit, war der Raum Siedlungsgebiet der gallischen Völkstämme der Mediomatriker und der Treverer. Zwischen 52 und 58 vor unserer Zeitrechnung geriet das Gebiet unter römische Herrschaft und wurde systematisch umgestaltet: Neben einem Netz alleinstehender Höfe (*villae rusticae*), die sich primär dem Getreideanbau widmeten, wurden *vici*, kleine Landstädte, errichtet, die, in verkehrsgünstiger Lage gelegen, für die Versorgung ihres Umlan-

des mit Handelswaren sowie der Herstellung von Handwerkswaren ausgerichtet waren (Quasten 2006). Die wichtigen Verwaltungssitze im untersuchten Raum an der Saar lagen jedoch recht weit davon entfernt: Metz und Trier (Herrmann 1989a). Im 3. Jahrhundert beginnen germanische Einfälle in den Raum. Die Erosion römischen Einflusses und der Besiedlung endet mit der Integration zwischen 490 und 510 in den Machtbereich des Frankenkönigs *Chlodwig*, die mit einer Neubesiedlung des Raumes durch die Franken verbunden ist, deren Siedlungen sich zunächst auf Standorte mit fruchtbaren Böden (wie den Bliesgau, dem Saargau und das Tal der Saar und ihrer Nebenflüsse) beschränkte. Diese ›fränkische Landnahme‹ erstreckte sich erst im 7. und 8. Jahrhundert – im Zuge des Landesausbaus – auf weniger günstige Standorte. In dieser Zeit wurde auch eine systematische Christianisierung der Bevölkerung mittels der Gründung von Stiften und Klöstern vollzogen (Herrmann 1989a).

Die karolingischen Teilungen des fränkischen Reiches ließen den Raum des heutigen Saarlandes dem Mittelreich (»*Lotharingia*«) zuwachsen, das wiederum im Jahre 925 dauerhaft mit dem ostfränkischen (= deutschen) Reich vereinigt wurde, was für den Raum eine politisch-geographische Randlage bescherte. Dabei blieb das Gebiet landesherrlich über Jahrhunderte zersplittert: Die Grafschaft Saarbrücken, das Kurfürstentum Trier sowie die Herzogtümer Lothringen und Pfalz-Zweibrücken teilten sich das heutige Saarland, wobei lediglich die Grafen von Saarbrücken in der Region ansässig waren – jedoch ohne einen weitreichenden Einfluss zu entfalten (Hoppstädter et al. 1977; Herrmann 1989a; Aust et al. 2008).

### 3 Die Region an Saar und Blies zwischen politischen Wirren und ökonomischem Aufstieg – die Zeit bis zum Ende der napoleonischen Kriege

Im 15. und 16. Jahrhundert vollzog sich eine allmähliche Ergänzung der stark auf Land- und Holzwirtschaft ausgerichteten Ökonomie des heutigen Saarlandes: Erste Kohlegruben werden angelegt, Glashütten gegründet, Kupfererz abgebaut, Eisenerz wird verhüttet. Dabei bleibt der Holzreichtum des heutigen Saarlandes ein Standortvorteil für diese wirtschaftlichen Aktivitäten: Sowohl für Eisenwerke als auch für Glashütten war es unerlässlicher Rohstoff. Der bescheidene wirtschaftliche und kulturelle Aufschwung der Region fand mit dem Dreißigjährigen Krieg ein jähes Ende: Zwar erreichten die militärischen Operationen erst Mitte 1635 den Saarraum (für etwa ein Jahr), doch waren die Ergebnisse fatal. Die Siedlungen und Felder wurden niedergebrannt, Zugvieh und Saatgut als Nahrung verwendet, jüngere männliche Bevölkerungsteile wurden zu einem der Heere rekrutiert. Die Menschen der Region fliehen in die Wälder und kriegsentsetzte Gebiete oder »werden von einer entmenschten Soldateska totgeschlagen oder sterben an Unterernährung und eingeschleppten Seuchen« (Quasten 2006, S. 140). Doch auch der Friede von Münster und Osnabrück (1648) bedeutete für die Region noch kein Ende der Kampfhandlungen: Erst die Friedensschlüsse Frankreichs mit Spanien (1659) und Lothringen (1661) bildeten die Basis für eine zag-

hafte Wiederbesiedlung, die jedoch durch die Feldzüge König *Ludwigs XIV.* eine Unterbrechung fand. Physischer Ausdruck des Expansionswillens Frankreichs in dieser Zeit ist die Gründung der Vaubanschen Festungsstadt Saarlouis im Jahre 1680, ein Jahr nachdem Lothringen im Frieden von Nimwegen an Frankreich gefallen war, als Teil eines vom Ärmelkanal bis Hünningen bei Basel reichenden Festungsgürtels. Der politische, ökonomische, kulturelle und demographische Aufschwung der Region vollzog sich allerdings erst nach den 1730er Jahren, insbesondere durch eine herrschaftlich gelenkte Ansiedlung von französischen Hugenotten, Tirolern und Schweizern (*Quasten 2006; Müller 1976; Hoppstädter et al. 1977; Aust et al. 2008*). Angeregt durch das Gedankengut der Aufklärung und dem Streben nach wirtschaftlichem Aufschwung bemühten sich die regionalen Herrscher jener Zeit, Herzog *Christian IV.* von Pfalz-Zweibrücken (1722–1775), *Marianne von der Leyen* (1745–1804) der Reichsritterschaft von der Leyen, die Fürsten *Wilhelm Heinrich* (1718–1768) und *Ludwig* (1745–1794) von Nassau-Saarbrücken, um eine effektivere Verwaltung und Rechtspflege, sowie Verbesserungen im Bildungs-, Wohlfahrts- und Medizinalwesen. Die barocken Altstädte von Alt-Saarbrücken (mit Schloss und Ludwigskirche), St. Johann (heute ebenfalls Saarbrücken), Ottweiler und Blieskastel dokumentieren bis heute die kurze ökonomische und städtebauliche Blüte jener Zeit (*Hoppstädter et al. 1977*).

Der Frieden von Lunéville von 1801 brachte den Menschen der linksrheinischen Gebiete die vollen französischen Bürgerrechte (womit auch die Bauernbefreiung in der Region ihren Abschluss fand). Mit der Organisation der Verwaltung des Landes wurde nach französischem Vorbild die Region vier verschiedenen Departements zugeteilt (dem Mosel-Departement, dem Saar-Departement, dem Departement Donnersberg mit Verwaltungssitz und dem Wälderdepartement, wobei keine dieser Verwaltungseinheiten ihren Sitz in der Region hatte). Die Eingliederung des Raumes in das französische Rechts-, Wirtschafts- und Sozialsystem brachte fundamentale Veränderungen mit sich (*Aust et al. 2008*):

- Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz und hinsichtlich der Besteuerung,
- Gleiches Recht für Stadt- und Landgemeinden,
- Neugliederung des Gerichtswesens,
- Einführung des öffentlichen und mündlichen Anklageprozesses,
- Schwurgerichte, besetzt mit Laienschöffen,
- Aufhebung des Zunftwesens und Einführung der Gewerbefreiheit,
- Abschaffung der Feudalrechte von Adel und Klerus.

Die Einführung des französischen Code civil brachte der Saargegend die Realerbteilung, die zu einer weiteren Flurzersplitterung und Verarmung der ländlichen Bevölkerung führte, was sie wiederum für die forcierte Industrialisierung, insbesondere in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als Arbeitskräfte verfügbar machte.

#### 4 Der Aufstieg einer Industrieregion: zwischen dem Zweiten Pariser Frieden und dem Ersten Weltkrieg

Infolge des Zweiten Pariser Friedens von 1815 erfolgte eine weitere territoriale Neuordnung der Saargegend: Der größte Teil des heutigen Saarlandes wurde (mit den Städten Saarbrücken und Saarlouis) dem Königreich Preußen zugeteilt, der östliche Teil dem Königreich Bayern, im Nordosten erhielt das oldenburgische Fürstentum Birkenfeld und das sachsen-coburgische Fürstentum Lichtenberg (mit Hauptort St. Wendel) Territorien, eine Gliederung, die – mit Ausnahme des Kaufs des Fürstentums Lichtenberg durch Preußen im Jahre 1934 – bis zum Inkrafttreten des Versailler Vertrages (1920) erhalten blieb (Abb. 2). Die territoriale Zuordnung zu Preußen wurde in den betroffenen Gebieten kritisch aufgenommen, »da die Mehrheit der Bevölkerung in einen Staatsverband integriert wurde, dem sie geschichtlich nicht verbunden war und dessen Rechtswesen weniger fortschrittlich war als der im Linksrheinischen als Rheinisches Recht weiterbestehende französische Code civil« (Paul 1989, S. 23). Im bayrischen Teil blieben die Errungenschaften der Französischen Revolution – die Trennung von Justiz und Verwaltung, die Aufhebung der Privilegien des Adels, die Einrichtung von Schwurgerichten – erhalten und die Städte Zweibrücken (heute Rheinland-Pfalz) und Homburg entwickelten sich früh zu Zentren der liberalen Bewegung im Südwesten Deutschlands.

Im Vergleich zu anderen Industrieregionen Deutschlands wies der preußische Teil des heutigen Saarlands durchaus einen Sonderweg wirtschaftlicher Entwicklung auf: Bereits im Jahre 1751 hatte *Wilhelm Heinrich* die noch bescheidenen Kohlegruben in Nassau-Saarbrücken verstaatlicht, wodurch der preußische Staat 1815 auch der größte Unternehmer an der Saar wurde. Dieser war zwar durchaus kapitalkräftig, erwies sich aber in Bezug auf technische Ausstattung, Betriebsführung wie auch betrieblicher Mitbestimmung als wenig innovativ. Zudem war dieses Engagement des preußischen Staates mit einer Dichotomisierung der Gesellschaft verbunden: Einer kleinen preußisch-protestantisch-bürgerlichen Oberschicht stand eine große katholisch-agroproletarische Unterschicht gegenüber (Paul 1989). Die gesellschaftlichen Spannungen wurden jedoch nach dem »Spichern-Erlebnis« und der nationalen Einigungseuphorie nach 1871 überdeckt. Zu Beginn des Deutsch-Französischen Krieges (19. Juli 1870 – 10. Mai 1871) wurde Saarbrücken durch französische Truppen besetzt. Mit dem Sieg preußischer Truppen am 6. August 1870 in der Schlacht bei dem benachbarten Spichern wurde Preußen als Schutzmacht stilisiert und bald entwickelte sich ein (stark antifranzösischer) Nationalismus, der (vorläufig) räumliche, ökonomische, konfessionelle und soziale Gegensätze überdeckte (Paul 1989; siehe zusammenfassend auch: *Aust et al.* 2008).

Die Siedlungsentwicklung während der Industrialisierungsära vollzog sich in der Saarregion im Vergleich zu den anderen Schwerindustrieregionen (insbesondere des Ruhrgebietes) stark abweichend: Einerseits wurde der Arbeitskräftebedarf primär regional gedeckt, zahlreiche Arbeiter waren zugleich landwirtschaftlich tätig, es entstand eine weit verbreitete Arbeiterbauernschaft (*Horch*

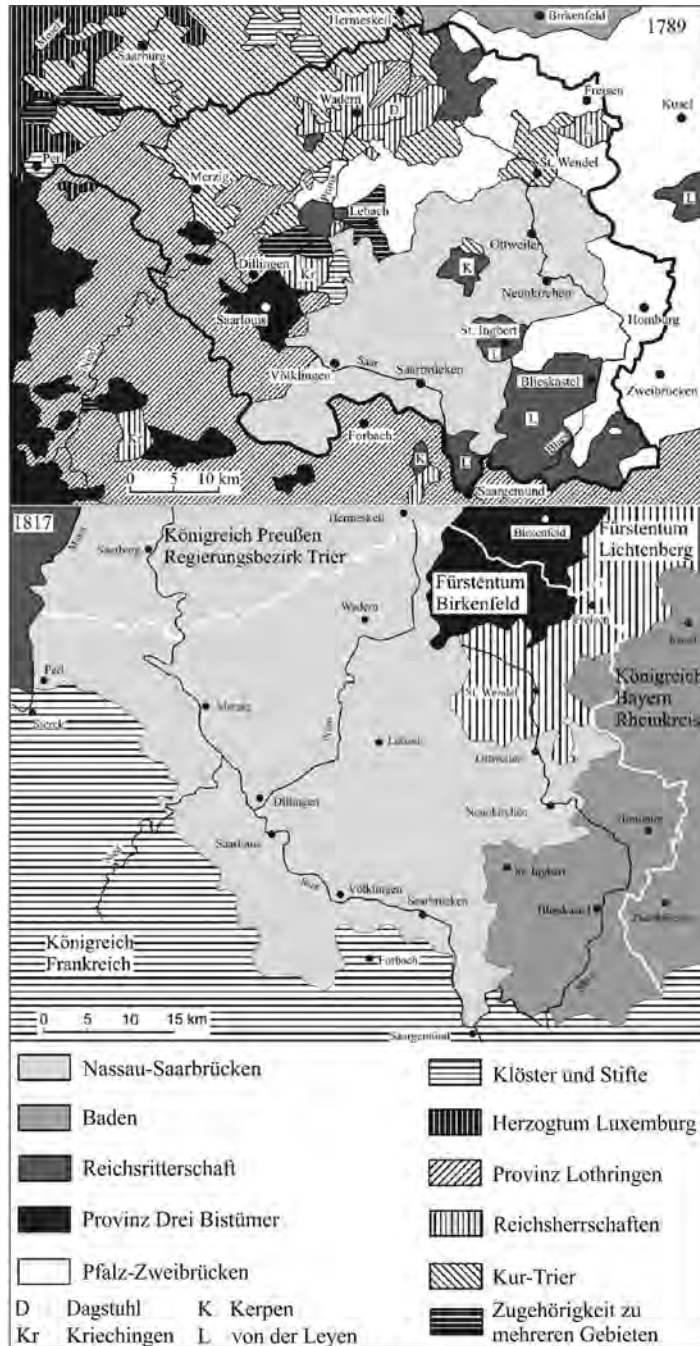


Abb. 2: Wechselnde territoriale Zugehörigkeiten der Saarregion in der Geschichte – 1789 und 1815  
 Verändert aus: Kühne u. Spellerberg 2010, S. 52–53; nach Herrmann 1989a, S. 19, verändert

1989; Ames 2007). Durch die entsprechend lockere Siedlungsstruktur waren die Arbeiterbauern häufig gezwungen, über lange Distanzen zu ihrem industriellen Arbeitgeber (zumeist zu Fuß) zu pendeln, woraus die spezifische Bezeichnung der ›Hartfüßler‹ entstand. Die Industrieunternehmer unterstützten darüber hinaus den Erwerb von Haus und Grund durch ihre Arbeiter. Statt der im Arbeitgeberbesitz stehenden ›Kolonien‹ des Ruhrgebiets entstanden ›Prämienhaussiedlungen‹. Die Arbeitgeber stellten Darlehen und Baupläne für die Errichtung der (in Eigenarbeit errichteten) Gebäude zur Verfügung, mit dem Ergebnis, dass »bereits 1893 zwei Drittel der Kameraden ein eigenes Haus hatten« (Slotta 2002, S. 125). Dabei war das eigene Haus mehr als eine bloße Unterkunft, es war vielmehr Statussymbol (Slotta 2002, S. 125): »Wer ein Haus besaß, galt etwas. War dies nicht der Fall, dann hieß es geringschätzig: ›Der hat noch net emol e Haus‹« oder aber: »Aie woohne Müet – dann is‘ alles geschwätzt«. Das System der Prämienhäuser hatte eine deutlich disziplinierende Wirkung, wie bereits aus den Vergabekriterien für die Darlehen deutlich wird: Die Prämien wurden nur bei guter Führung vergeben, bei Disziplinarvergehen (wazu auch Streiks zählten), konnte die Summe durch den Arbeitgeber zurückgefordert werden. De facto des Streikrechts beraubt und durch das gewährte Darlehen an einen Arbeitgeber gebunden, blieben die gezahlten Löhne deutlich hinter denen im Ruhrgebiet zurück. Die Prämienhaussiedlungen wurden zumeist dort erreicht, wo eine verkehrliche Erschließung bereits bestand bzw. dort, wo Land billig war, also entlang bestehender Straßen/Wege bzw. auf landwirtschaftlich unattraktiven Flächen. Dies wiederum hatte eine wenig zentrierte, zumeist linienhafte Besiedlung des Raumes zu Folge (Fehn 1981; Born 1980).

Insbesondere die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts waren durch ein industrialisierungsbedingtes rasantes Siedlungswachstum geprägt: So stieg die Einwohnerzahl des ehemaligen Dorfes Neunkirchen zwischen 1861 und 1900 von 5 587 auf 29 187 und wurde so zu der zu jener Zeit einwohnerstärksten Siedlung des Raumes, wenngleich die funktionale Ausstattung der Siedlung Ende des 19. Jahrhunderts noch allenfalls Landstadtniveau erreichte (Frühaufl 2005). Einen bedeutenderen Schritt in Richtung Urbanität wurde in der Region im Jahr 1909 mit dem Zusammenschluss der Saarstädte St. Johann, Malstatt-Burbach und Saarbrücken (heute Alt-Saarbrücken) zur Großstadt Saarbrücken vollzogen.

Ende des 19. Jahrhunderts wurden die negativen Folgen der nicht vollzogene Differenzierung von preußischem Staat und Saarbergbau immer deutlicher: Auf Anzeichen einer strukturellen Krise reagierte der preußische Bergfiskus mit einer bürokratischen Betriebsführung und autoritärer Arbeitsverfassung, mit der der preußische Bergfiskus »in immer stärkeren Widerspruch zu modernen Abbau-techniken« (Horch 1989, S. 61) geriet: »Die Bergwerksdirektion versteifte sich jedoch auf ihre alten Prinzipien und glich Produktivitätsverluste dadurch aus, dass sie ihre Monopolposition zu Lasten der anderen Unternehmen stärker ausreizte«. Die ökonomische Lage der Arbeiterschaft im Land an Blies und Saar verbesserte sich erst zur Wende des 19. zum 20. Jahrhundert, nachdem der Druck der Überbevölkerung nachließ und der Produktionsfaktor Arbeit einen gewissen Grad an Knappheit aufwies. Die mangelnden politischen und betrieblichen Einflussmög-

lichkeiten wurden in der Arbeiterschaft der Saarregion mit einem Rückzug in das Familiäre, die katholische Kirche, Vereine und Kirmes versucht zu kompensieren (Horch 1985; Herrmann et al. 1994; Ames 2007; Aust et al. 2008).

## 5 Von territorialer Einheit zum Anschluss an Nazideutschland und der Katastrophe des Zweiten Weltkrieges

Einen tiefen Einschnitt in die Entwicklung bedeuteten die Folgen des Ersten Weltkrieges: Die Region an der Saar wurde eine territoriale Einheit, das Saargebiet. Diese wurde, nachdem Frankreich mit dem Ziel der Annexion gescheitert war, für 15 Jahre der Regentschaft des Völkerbundes unterstellt, danach sollte die Bevölkerung entscheiden, ob das Saargebiet an Frankreich oder Deutschland angegliedert werden sollte. Die staatlichen preußischen und bayrischen Kohlegruben gingen, wie auch die Eisenbahnen links der Saar, als Reparationsleistungen in den Besitz des französischen Staates über. Das Saargebiet blieb im Brennpunkt des deutsch-französischen Interessenkonfliktes. Zugleich hatte es den Charakter einer Kolonie: Die Entscheidungen über seine Entwicklung wurden in Genf, Paris und Berlin gefasst. Dabei blieb der Einfluss Frankreichs differenziert: *»Während es mit seiner Kulturpropaganda weitgehend erfolglos blieb, die französischen Dominialschulen quantitativ keinen Einfluss erreichten und der Plan einer Lösung des Saargebietes aus den Diözesen Trier und Speyer scheiterte, gelang es Paris, seinen wirtschaftlichen Einfluss zu stärken«* (Paul 1989, S. 31), was besonders dadurch deutlich wird, dass zum 1. Juni 1923 der französische Franc alleiniges Zahlungsmittel im Saargebiet wurde, mit rund 60 % der Aktienanteile befand sich die saarländische Industrie mehrheitlich in der Hand französischer Aktionäre. Dem gegenüber bemühten sich Kommunen, Parteien und Gewerkschaften, die deutsche Kultur zu pflegen und zu fördern, so übernahm etwa die Stadt Saarbrücken 1920 das Theater aus der Trägerschaft eines Theatervereins, gründete 1922 die Stadtbibliothek und 1924 ein städtisches Museum (Aust et al. 2008). Deutsche Dienststellen und private Organisationen (wie der *»Bund der Saarvereine«*) bemühten sich unter Nutzung nationalistischer Propaganda um die Erhaltung und Verbreitung deutscher Identitätsbezüge im Saargebiet, durchaus mit erheblichem Erfolg (Paul 1989, S. 32): *»Der saarländische Nationalismus der Völkerbundszeit überwölbte wie bisher die in verschiedene Teilkulturen und Milieus fragmentierte saarländische Gesellschaft, bezog die beiden linken Arbeiterparteien in den älteren nationalen Konsens des bürgerlichen Lagers ein und ließ dahinter die für die Weimarer Republik ansonsten typische Dialektik von Revolution und Gegenrevolution zurücktreten«*.

Die neue territoriale Strukturierung hatte erhebliche ökonomische Konsequenzen: Die Saargruben wurden in den Besitz des französischen Staates übertragen, Elsass-Lothringen wurde an Frankreich angegliedert. Dies brachte eine erhebliche Einschränkung der Wettbewerbsfähigkeit mit sich, denn der Warenverkehr zwischen Saargebiet und Elsass-Lothringen wurde scharfen Kontrollen unterworfen, die saarländischen Unternehmen verloren ihre Eisenerzkonzessio-



nen und ihre Hütten in Elsass-Lothringen (aber auch in den 1871 französisch gebliebenen Regionen), der Absatz saarländischer Kohle in Deutschland ging insbesondere infolge der Eingliederung des Saargebietes in das französische Zollsystem zurück. Zugleich war die Investitionsbereitschaft des französischen Staates in die Saargruben gering, sodass ihre Wettbewerbsfähigkeit durch technische Veraltung zurückging. Darüber hinaus schied das ökonomisch eng mit dem Saargebiet verflochtene Luxemburg aus dem Deutschen Zollverein aus und wurde somit Zollausland (Herrmann 1989b).

Diese ökonomischen Probleme, die massive Agitation von Nazi-Deutschland für die Rückgliederung des Landes an der Saar nach Deutschland wie auch die Zersplitterung der Opposition gegen diese Rückgliederung, aber insbesondere das Gefühl der nationalen Zugehörigkeit zu Deutschland, waren wesentliche Gründe für die Zustimmung von 90,3 % für die Rückgliederung des Saargebietes an Deutschland. Die Abstimmung am 13. Januar 1935 wurde von einem internationalen Polizei-Kontingent überwacht und verlief weitgehend korrekt. Damit war die nationale Einheit – auch von vielen Wählern von Sozialdemokraten und Kommunisten – höher bewertet worden als das Fehlen demokratischer Zustände in Deutschland. Die Freude über die Rückgliederung währte indes nur kurz: Mit der Rückgliederung am 1. März 1935 geriet das Saargebiet in den Zustand zentralistischer Fremdbestimmung von Berlin und dem pfälzischen NSDAP-Gauleiter *Bürckel*, verbunden mit nationalsozialistischem Terror und Kriegsvorbereitungen. Auch ökonomisch blieb der Aufschwung zunächst aus (bis 1938): Mit der Rückgliederung an Deutschland gingen auch die französischen Absatzmärkte verloren und konnten nur langsam durch den Aufbau von Absatzverbindungen nach Deutschland kompensiert werden. Die Investitionen des Deutschen Reiches in die veraltete saarländische Montanindustrie und die Vergabe von reichsverbürgten Kleinkrediten an klein- und mittelständische Betriebe zur Überwindung der Rückgliederungskrise griffen erst zeitverzögert (Herrmann 1989b). Dies provozierte die Entwicklung neuer »Gegenkräfte in Gestalt der rückblickenden Idealisierung der einst so verhassten Völkerbundszeit und in der Idee der Saar als Keimzelle eines vereinigten Europas« (Paul 1989, S. 38). Ausdruck dieses Gefühls war der verbreitete Spruch in Persiflierung der pro-deutschen Propaganda: »Deutsch ist die Saar, wär' sie nur wieder, was sie war«. Im Zweiten Weltkrieg war das schwerindustrialisierte Saarland Ziel zahlreicher Luftangriffe mit Zerstörungen von 60 % des Wohnraums, 40 % der öffentlichen Gebäude in den Städten und 55 % aller Brücken. Zu Beginn und zu Ende des Krieges war das Saarland Operationsgebiets des Heeres, der so genannten »Roten Zone«, die von der Zivilbevölkerung geräumt werden musste. Die Erfahrungen der evakuierten Saarländer in den Aufnahmegebieten trugen wesentlich zu einem Gefühl der Desintegration bei, wurden die Saarländer gemeinhin als »Saarfranzosen« beschimpft (Herrmann u. Sante 1972; Paul 1989; Aust et al. 2008).

## 6 Nachkriegszeit, erneute territoriale (eingeschränkte) Eigenständigkeit und die Eingliederung in die Bundesrepublik Deutschland

Die Besetzung des Saarlandes durch amerikanische Streitkräfte bis zum 21. März 1945 beendete nicht allein die nationalsozialistische Fremdherrschaft, sondern bedeutete auch den Beginn eines erneuten regionalen Sonderwegs, der in der Gründung eines autonomen Saarstaats gipfelte. Nach dem Scheitern der Annexionsbemühungen Frankreichs wurde es zum Ziel der französischen Saarpolitik, einen politischen und ökonomischen Sonderweg für das Saarland durchzusetzen (Paul 1989; Hudemann 1995). Das Saarland wurde durch eine Zollgrenze von den übrigen Besatzungszone getrennt, früher als in den Besatzungszonen begann der Aufbau demokratischer Strukturen, mit der Wahl einer verfassunggebenden Verwaltung vom 5. Oktober 1947 (mit einem klaren Sieg konservativer Kräfte), wengleich der Einfluss Frankreichs erheblich blieb: *Gilbert Grandval*, Hoher Kommissar Frankreichs an der Saar, besaß Verordnungsrecht und Einspruchsrecht gegen saarländische Gesetze, die in Widerspruch zu den Prinzipien der politischen Autonomie und der wirtschaftlichen Integration des Saarlandes in den französischen Wirtschaftsraum standen (*Herrmann u. Sante* 1972). Diese Integration brachte zunächst einen Wohlstandsvorsprung gegenüber den Besatzungszonen, die erneut mangelnde Investitionsbereitschaft Frankreichs verhinderte jedoch eine Modernisierung der Saarwirtschaft, während sich – auch durch Marshallplanhilfe befeuert – Anfang der 1950er Jahre die Wirtschaft der Bundesrepublik rasch erholte. Auch die Stagnierung der demokratischen Teilhabe, insbesondere die beschränkte Meinungsfreiheit im Saarstaat, ließ erneut die Frage der nationalen Zugehörigkeit aktuell werden (Paul 1989; Hannig 1995; Heinen 1996). Auch wurde der Saarstaat hinsichtlich der westeuropäischen Integration der Bundesrepublik zum Hindernis: So fanden die Verhandlungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und Frankreich immer häufiger unter Umgehung des Saarstaates und die Lösung der strittigen Saarfrage wurde von französischer Seite als Bedingung für die vollständige Souveränität der Bundesrepublik Deutschland und deren Integration in die NATO formuliert. Am 23. Oktober 1954 fanden die bundesdeutsch-französischen Verhandlungen mit der Unterzeichnung des »*Abkommens über das Statut der Saar*« ein vorläufiges Ende. Gemäß diesem Abkommen sollte das Saarland einen europäischen Kommissar mit jenen Rechten erhalten, die zuvor Frankreich zustanden. Für alle übrigen Fragen sollte weiterhin die autonome Landesregierung zuständig sein. Der wirtschaftliche Anschluss an Frankreich sollte bis zur Schaffung einer europäischen Wirtschaftsordnung beibehalten werden, ferner sollten die Nutzungsrechte der Saargruben und deren Verwaltung an das Saarland übertragen werden. Über die Annahme des Saarstatus sollte in einer Volksabstimmung entschieden werden. Als Tag des Referendums wurde der 23. Oktober 1955 festgelegt. Nach einem emotional geführten Wahlkampf sprachen sich in der Volksabstimmung 67,7 % gegen die Annahme des Saarstatus und lediglich 32,3 % dafür aus, die bisherige Regierung, die für die Annahme des Status eingetreten war, trat zurück (Paul 1989; Hannig 1995). Aus den daraus resultierenden Landtagswahlen vom 18. Dezember 1955 gingen die pro-

deutschen Parteien mit 63,9 % als Siegerinnen hervor. Die am 10. Januar 1956 gebildete Regierung strebte die Eingliederung des Saarlandes in die Bundesrepublik Deutschland, die Aufhebung der Wirtschaftsunion mit Frankreich, aber auch ein vertrauensvolles Verhältnis zu Frankreich an. Der in Luxemburg zwischen der Bundesrepublik Deutschland und Frankreich am 27. Oktober 1956 unterzeichnete Saarvertrag beinhaltet die politische Eingliederung des Landes in die Bundesrepublik Deutschland zum 1. Januar 1957 (vgl. Herrmann u. Sante 1972; Heinen 1996; Aust et al. 2008; Herrmann 1989b).

Doch weder die politische (zum 1. Januar 1956) noch die ökonomische Angliederung des Saarlandes an die Bundesrepublik Deutschland zum 6. Juli 1959, dem so genannten »Tag X«, konnten die Besonderheiten der Region, die sich unter anderem aus der wechselvollen politischen und wirtschaftlichen Geschichte des Landes ergaben, ausräumen. Diese Besonderheiten, »die sich aus der Kombination von schwerindustrieller Konzentration und ländlicher Siedlungsweise ergeben, wirkten weiter; ebenso die Investitionsdefizite, die aus dem wiederholten Wechsel der politischen Zugehörigkeit herrührten, und die Mentalität der kurzen Wege, die es den Saarländern erleichtert, in den politischen und wirtschaftlichen Wechselfällen zu überleben« (Loth 1989, S. 111). Die politische, ökonomische und soziale Integration in die Bundesrepublik Deutschland gestaltete sich schwierig. Frankreich erhielt das Recht, die Warndtkohle noch 25 Jahre von Frankreich aus anzufahren und 66 Mio. Tonnen fördern zu dürfen, darüber hinaus wurde Frankreich garantiert, ein Drittel der Gesamtförderung saarländischer Kohle zum Selbstkostenpreis erwerben zu können (vgl. Hahn 2003; Aust et al. 2008). Die Bundesregierung verweigerte den Saarländern eine Garantie des Niveaus ihrer Sozialleistungen und Einkommen. Entsprechend problematisch gestalteten sich die Folgen der Angliederung des Saarlandes: Das französische Wirtschaftssystem, in das die Saarwirtschaft bislang integriert war – war eher protektionistisch ausgerichtet, auch der Modernisierungstau und eine inflationäre Entwicklung des Französischen Francs erschwerten die Etablierung saarländischer Unternehmen auf dem deutschen Absatzmarkt zu etablieren, während bundesdeutsche Unternehmen rasch nach dem »Tag X« gezielt auf den saarländischen Markt vordrängen (eine Entwicklung, die sich rund 30 Jahre später bei dem Anschluss der DDR in ähnlicher Weise wiederholen sollte). Der Absatz der saarländischen Wirtschaft auf dem angestammten französischen Markt wiederum war durch ein starres System zollfreier Kontingente behindert. Investitionshilfen von Bund und Land sowie die Ermäßigung der Einkommens- und Körperschaftssteuer um 15 % in den ersten beiden Jahren nach dem wirtschaftlichen Anschluss waren hingegen von beschränkter Wirksamkeit, circa 5 000 Arbeitsplätze gingen im Saarland verloren (Loth 1989; Hahn 2003). Darüber hinaus wurde die Integration in die bundesdeutsche Wirtschaft durch die 1959 einsetzende Kohlekrise getroffen (Braunshausen 1993). Die saarländische Stahlindustrie hingegen profitierte von der Integration in den gemeinsamen Markt der Montanunion und einer zunehmenden Spezialisierung auf Sonderstähle und Weiterverarbeitung.

## 7 Von Krisen und Krisenbewältigungsbemühungen: das Saarland zwischen den 1960er Jahren und dem Jahrtausendwechsel

Die 1960er Jahre waren durch Strukturmaßnahmen geprägt: Die unter französischer Regie nach dem Zweiten Weltkrieg gegründete Universität des Saarlandes wurde ausgebaut, der Bestand des Saarländischen Rundfunks gesichert, das Saarland wurde über Mannheim (bereits 1959 bis St. Ingbert, ab 1963 ab Saarbrücken) an das bundesdeutsche Autobahnnetz angeschlossen, das Eisenbahnnetz wurde sukzessive elektrifiziert, der Flughafen aus dem Saarbrücker Saartal auf die höher gelegene Gemarkung von Ensheim verlegt und in das System der nationalen und internationalen Flugverbindungen integriert, im Jahre 1970 wurde in Saarbrücken eine Fachhochschule gegründet. Insgesamt waren die 1960er Jahre ökonomisch durch eine Verdopplung des Bruttosozialproduktes zwischen 1960 und 1970 geprägt, was zwar unter der Entwicklung anderer Bundesländer lag, den Menschen dennoch einen Wohlstand bescherte, den die Region noch nicht gekannt hatte und zu einer massenhaften Zunahme des Automobilverkehrs und einer weiten Verbreitung des Fernsehens führte und nicht zuletzt auch wachsenden Bevölkerungszahlen (Fläschner u. Hunsicker 2007; Abb. 3).

Bereits die Rezession von 1966/1967 hatte das Ende der Hochkonjunktur des »Wirtschaftswunders« signalisiert und war Vorbote einer Strukturkrise im Saarland, deren Auswirkungen bis heute andauern. Hatten 1959 noch 56,7 % der im sekundären Wirtschaftssektor Erwerbstätigen in der Montanindustrie gearbeitet, waren es 1978 noch 36,4 %. Waren Mitte der 1960er Jahre – auf Druck der Repräsentanten der Montanindustrie, die eine Konkurrenz um qualifizierte Arbeitskräfte und Lohnsteigerungen fürchteten – die Bemühungen um Ansiedlung von

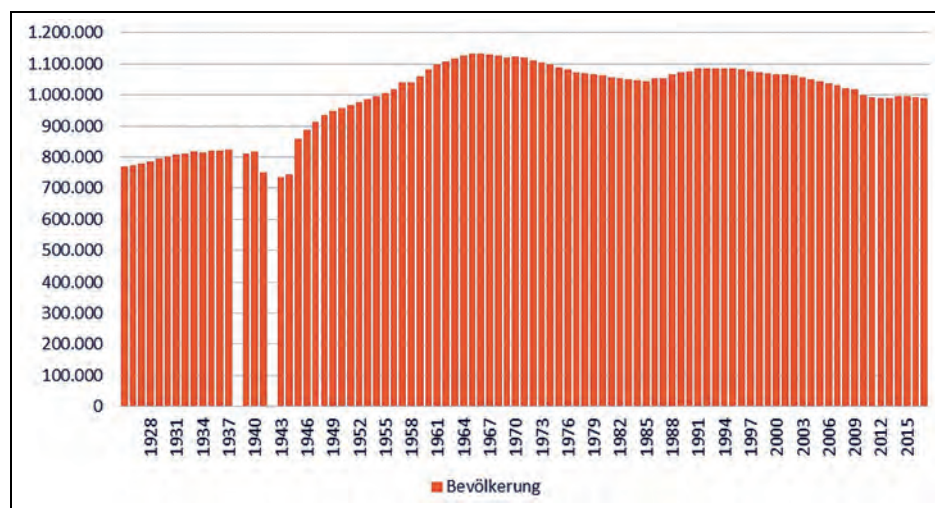


Abb. 3: Die Bevölkerungsentwicklung auf dem Territorium des heutigen Saarlandes (ab 2011: auf Grundlage des Bevölkerungscensus von 2011)  
Statistisches Amt Saarland 2019

Nicht-Montan-Wirtschaftsbranchen im Saarland verringert worden, wurden – angesichts zurückgehender Erwerbstätigenzahlen in der Kohle- und Stahlindustrie – in den beginnenden 1970er Jahren die Ansiedlungsbemühungen mit Erfolg verstärkt: Neben Ford in Saarlouis, dem Ausbau des 1960 durch die Übernahme einer feinmechanischen Fabrik etablierten Bosch-Werkes in Homburg und der Ansiedlung der Zahnradfabrik Friedrichshafen in Saarbrücken, wurden zwischen 1968 und 1975 nahezu 120 neue Industriebetriebe errichtet. Trotz dieser Ansiedlungserfolge blieb die Diversifizierung der Saarwirtschaft vor dem Hintergrund der heraufziehenden Stahlkrise und der zunehmenden Unwirtschaftlichkeit der Kohleförderung unzureichend: Ein autochthones Unternehmertum blieb unterentwickelt, die Diversifizierung der Saarwirtschaft wurde durch Zweigwerke auswärtiger Unternehmen getragen, teilweise in Branchen – wie der Textilindustrie – deren Produkte gleichfalls am Ende des Produktlebenszyklus standen. Die Zahl der qualifizierten und hochqualifizierten Arbeitsplätze blieb unterdurchschnittlich, qualifizierte Arbeitskräfte wanderten ab. Die Stahlkrise traf die saarländische Wirtschaft nahezu unvermittelt: Im Vergleich der Jahre 1974 und 1975 sank die Produktion infolge weltweiter Überproduktion, Senkung der Frachtkosten für Überseestähle und (eher mittelfristig) der Substitution von Stahl durch andere Werkstoffe zwischen 30 und 40 %. Betroffen waren insbesondere die Massenstahl produzierenden Hüttenstandorte Burbach und Neunkirchen. Von rund 40 000 Beschäftigten in den Hüttenwerken wurden etwa 7 000 entlassen. Anders als bei den Entlassungen im Bergbau konnten keine Ersatzarbeitsplätze durch Ansiedlungen geschaffen werden: Die Ölpreiskrise hatte die Investitionsbereitschaft sinken lassen, zudem wuchs die Bereitschaft der Unternehmen, in lohngünstigen Drittländern zu investieren, so dass die Arbeitslosenquote im Jahr 1977 auf 7,2 % anstieg (vgl. *Dörrenbächer 2007a; Loth 1989; Schulz u. Dörrenbächer 2007*). Seit Mitte 1980 gingen Absatz und Erlöse der Europäischen Stahlindustrie drastisch zurück, die von der EG-Kommission festgelegten Produktionsquoten wurden heruntersgesetzt und das seinerzeit hohe Zinsniveau verteuerte die Modernisierung der saarländischen Stahlindustrie. Die Hütten in Burbach und Völklingen wurden in den 1980er Jahren ebenso geschlossen wie die Flüssigphase in Neunkirchen. Die Subvention der saarländischen Stahlindustrie kumulierte zwischen 1980 und 1985 auf 1,45 Milliarden Deutsche Mark. Das Defizit des Landeshaushaltes stieg an: Bereits 1981 überstiegen die Schulden das Haushaltsvolumen, 1985 erreichten sie den Stand von 7,6 Milliarden DM, während der Haushalt 4,5 Milliarden DM auswies, nahezu 40 % des Haushaltsvolumens mussten durch Kredite finanziert werden, 25 % der Ausgaben waren durch Zins und Tilgung von Krediten gebunden (*Loth 1989*). Der Strukturwandel wurde durch staatliche Wachstumsimpulse bei Existenzgründungen und Betriebserweiterungen durch erhöhte Subventionen gefördert. Diese Politik bedeutete einerseits einen Zugewinn an Arbeitsplätzen und eine Steigerung des Wirtschaftswachstums über dem Bundesdurchschnitt (1988 von 4,1 % zu 3,5 %), andererseits auch einen Anstieg der Verschuldung, die im selben Jahr einen Stand von 10 Milliarden DM überschritt. Als Gegenmaßnahmen beschloss die Regierung den Stellenabbau im öffentlichen Dienst, die Schließung von Krankenhäusern und Schulen sowie 1993 eine Teil-

entschuldung des Landes. Einen wesentlichen Beitrag zur Umstrukturierung des Landes leistete die Technologiepolitik. Die Universität des Saarlandes erhielt eine Technische Fakultät, insgesamt zehn selbständige Forschungseinrichtungen wurden gegründet, darunter das Max-Planck-Institut für Informatik, die Fraunhofer-Institute für Biomedizinische Forschung und zerstörungsfreie Prüfverfahren sowie das Institut für Neue Materialien. Seit den 1990er Jahren intensivierte sich die Zusammenarbeit im SaarLorLux-Raum. Kooperationen wurden im Zuge der Europäischen Binnenmarktliberalisierung verstärkt, mit Hilfe des europäischen Strukturfonds wurden Projekte aus den Bereichen Ausbildung, Tourismus, Transport, Telekommunikation, Forschung bis hin zu gemeinsamen Industrie- und Gewerbeflächen umgesetzt. Schulpartnerschaften sowie das gemeinsame SaarLorLux-Hochschulorchester symbolisieren die neue Dimension der Zusammenarbeit in der Grenzregion, deren ökonomischer Entwicklungspol das Großherzogtum Luxemburg als internationaler Finanzplatz darstellt (*Niedermeyer u. Moll 2007*). Der seit Ende der 1960er Jahre zu verzeichnende Trend abnehmender Bevölkerungszahlen wurde in dieser Zeit für wenige Jahre umgekehrt (Abb. 3).

## 8 Das Saarland heute

Das Auslaufen des saarländischen Bergbaus erhielt am 23. Februar 2008 neue Aktualität: Im Bereich von Saarwellingen kam es zu Bergbau bedingten Erschütterungen einer Stärke von 4,0 auf der Richter-Skala. Nach einem vorläufigen Abbaustopp wird die Förderung allerdings mit verringerter Schichtleistung in einem anderen Flöz fortgesetzt, bis 2012 – sechs Jahre vor der Ruhr – der Bergbau im Saarland eingestellt wurde.

Heute bildet die (schwächelnde) Automobilindustrie mit der verbliebenen Montanindustrie einen gemeinsamen Arbeitsmarkt, der jedoch sehr stark vom Export abhängig ist. Mangelnde Sprachkenntnisse der jüngeren Generation erschweren in der Grenzregion das Ausnutzen von Potenzialen mit Frankreich und insbesondere Luxemburg, die im Saarland ausgebildeten Hochschulabsolventen wandern auch infolge mangelnder Erwerbs- und Karrierechancen in prosperierende Regionen ab (vgl. *Kühne u. Spellerberg 2010; Otto u. Schanne 2006*). Auch wenn die häufigen Wechsel staatlicher Zugehörigkeit bzw. (begrenzter) Eigenständigkeit sich nachteilig auf die wirtschaftliche Entwicklung des Landes ausgewirkt haben, ist diese Negativentwicklung nicht allein dem Einfluss politischer Entwicklungen anzulasten, »sondern auch den Stahlunternehmen, die keine Konkurrenzindustrien aufkommen lassen und allein über die Arbeiter bestimmen wollten« (*Brücher 2001*). Bis heute ist im sekundären Wirtschaftssektor ist eine eklatant schwache – insbesondere mittelständische – Präsenz z.B. von Maschinenbau, Metallverarbeitung oder Chemie charakteristisch. Im überregionalen Kontext wirkte darüber hinaus die Strukturschwäche der angrenzenden Gebiete Vogesen, Pfälzer Wald, Hunsrück, Eifel und Ardennen entwicklungshemmend. Eine Folge hiervon sind seit dem Jahr 1993 konstant abnehmende Bevölkerungszahlen zu verzeichnen (Abb. 3): So nahm die Bevölkerung zwischen 1993 und

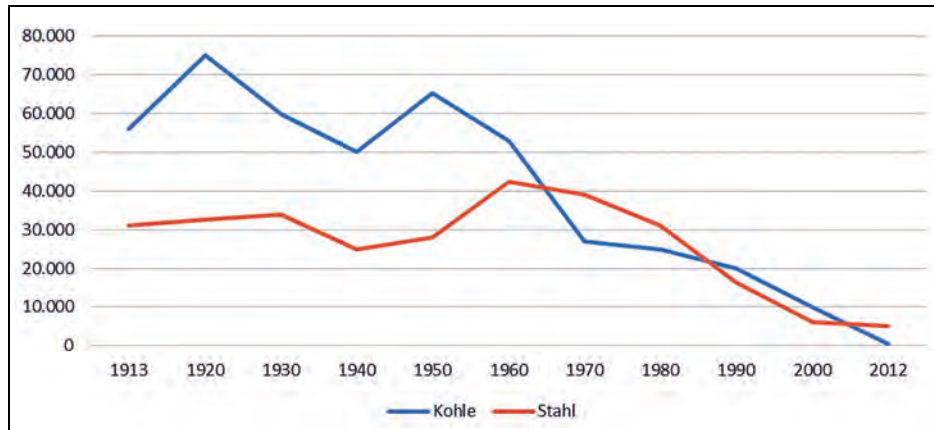


Abb. 4: Die Beschäftigtenzahlen in der saarländischen Kohle- und Stahlindustrie 1913 bis 2012

Eigene Darstellung nach Rentmeister 2006; Statistisches Amt Saarland 2020

2018 um 90 014 Menschen ab und erreichte 2018 990 509. Die Bevölkerungsentwicklung im Saarland erfolgte dabei durchaus regional und zeitlich differenziert (Abb. 4).

In der Betrachtungsperiode 1975 (nach der Gebiets- und Verwaltungsreform) bis 2005 wird die Verringerung der Bevölkerungszahl des Saarlandes insgesamt durch starke Sub- und Desurbanisierungstendenzen modifiziert, die Schrumpfung betrifft insbesondere den (alt)industriellen Kernraum von Völklingen (dessen Hütte heute Weltkulturerbe ist) bis Neunkirchen, während die ländlicher geprägten Räume teilweise durchaus deutliche Wachstumsraten aufweisen. In der Periode 2006–2016 ist das gesamte Land von Schrumpfung betroffen, wobei zwei Ausnahmen ins Auge stechen: die Gemeinde Perl, die im Betrachtungszeitraum 25,3 Prozent an Bevölkerung wuchs, hier ist die Nähe zu Luxemburg als Wirtschafts- und Arbeitsplatzmotor der Großregion SaarLorLux bestimmend, sowie die Landeshauptstadt Saarbrücken, deren Einwohnerzahl 1975 205 987 betrug, 2006 177 870 und sich 2016 mit 179 709 wieder den 180 000 annähert, hier findet sich eine (wenngleich bescheidene) Reurbanisierung. Die Folgen der Schrumpfungstendenzen werden im Saarland durch eine geringe Steuereinnahmekraft der Kommunen von 885 Euro pro Einwohner, was rund 220 Euro pro Einwohner unter dem Bundesdurchschnitt liegt, sowie einen teilweise hohen Schuldenstand (pro Einwohner) verschärft. So weist die Landeshauptstadt Saarbrücken eine Steuereinnahmekraft von (überdurchschnittlichen) 1 122 Euro pro Einwohner auf, allerdings liegt der Schuldenstand bei 6 269 Euro pro Einwohner, während sich jener der Kommunen im Saarland im Durchschnitt auf 3 581 Euro pro Einwohner beläuft (Daten: 2016, Saarland, und 2015, Bund, Statistisches Amt Saarland 2018, Boettcher et al. 2017). Saarbrücken war entsprechend 2017 hinter den anderen



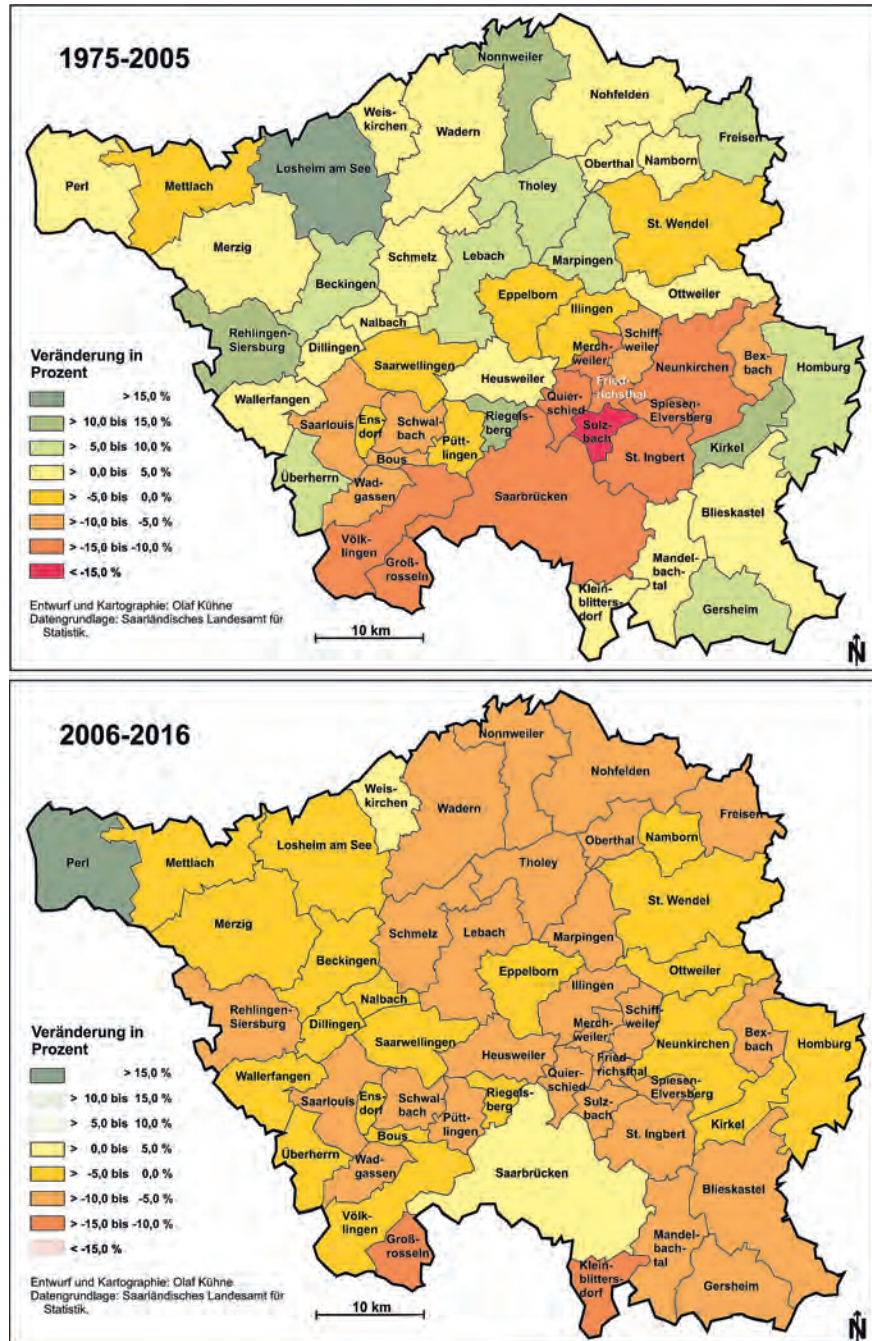


Abb. 5: Die regionale Bevölkerungsentwicklung im Saarland im Vergleich: 1975–2005 und 2006–2016  
 Datengrundlage: Statistisches Amt Saarland (verschiedene Jahrgänge)



Strukturwandelgroßstädten Mühlheim an der Ruhr und Oberhausen die pro Kopf am dritthöchsten verschuldete Großstadt in Deutschland (*Schlick* 2019).

Zu den Herausforderungen des Bevölkerungsrückgangs, der (durchaus differenzierten) kommunalen Verschuldung, geringen Steuereinnahmekraft, kommt eine – typisch für Altindustrieviertel – umfangreiche, wenngleich veraltete Infrastruktur sowie eine in Deutschland periphere Lage. Deutliche Impulse setzt jedoch die Nähe zu Luxemburg. Auch ein vergleichsweise entspannter Immobilienmarkt kann zu Stabilisierung von Bevölkerungszahl und Kaufkraft beitragen. Ähnliches lässt sich für die Neigung der saarländischen Bevölkerung zur Sesshaftigkeit sagen, nicht zuletzt getragen durch eine eigenattribuierte hohe Heimatverbundenheit (*Kühne u. Spellerberg* 2010; *Kühne* 2019; *Chilla et al.* 2016).

### Zusammenfassung

Die Geschichte der Region, die heute das Land Saarland bildet, ist geprägt von außergewöhnlichen ökonomischen Umwälzungen, politischen Brüchen und intensiven sozialen Transformationen. Diese Entwicklungen intensivierten sich mit beginnender Industrialisierung nach der territorialen Neugliederung im Gefolge des Wiener Kongresses und gipfelten in einer (wenn auch eingeschränkten) Selbstständigkeit nach den beiden Weltkriegen und zwei Rückgliederungen, einmal an Nazideutschland, einmal an die Bundesrepublik. Nach der Angliederung an die Bundesrepublik geriet das Land bald in eine Strukturkrise, deren Nachwirkungen bis heute andauern, die aber auch durch Impulse aus dem Nachbarland Luxemburg gemindert werden.

### Summary

#### Saarland. Developments of a border area

The history of the region which today forms the state of Saarland is marked by extraordinary economic upheavals, political ruptures and intensive social transformations. These developments intensified with the onset of industrialization following the territorial reorganization in the wake of the Congress of Vienna and culminated in (albeit limited) independence after the two World Wars and two reintegrations, one to Nazi Germany and one to the Federal Republic. After its annexation to the Federal Republic, the country soon fell into a structural crisis, the aftermath of which is still felt today, but which is also mitigated by impulses from neighbouring Luxembourg.

## Literaturverzeichnis

- Ames, Gerhard (2007):* Wer, zum Teufel, ist Elisabeth? Historische Bausteine einer saarländischen Identität. – In: Bohr, Kurt u. Winterhoff-Spurk, Peter [Hrsg.]: Erinnerungsorte. Ankerpunkte saarländischer Identität. St. Ingbert.
- Aust, Bruno; Herrmann, Hans-Walter u. Quasten, Heinz (2008):* Das Werden des Saarlandes – 500 Jahre in Karten. – Saarbrücken (Veröffentlichungen des Instituts für Landeskunde im Saarland, 45).
- Backes, Nadine; Kubiniok, Jochen; Kühne, Olaf u. Neumann, Barbara (2008):* Zum Regionalklima im Saarland. – In: Abhandlungen der Delattinia, 34, S. 147–177.
- Bettinger, Andreas u. Kühne, Olaf (2016):* Vielfalt zwischen Grenzen – Eine geographische Landeskunde des Saarlandes. Band 1: Natur – Landschaft – Umweltschutz. – Saarbrücken (Veröffentlichungen des Instituts für Landeskunde im Saarland, 51).
- Boettcher, Florian; Freier, Ronny; Geißler, René; Niemann, Friederike-Sophie u. Schubert, Moritz (2017):* Kommunaler Finanzreport 2017. – Gütersloh.
- Born, Martin (1980):* Geographische Landeskunde des Saarlandes. Aus dem Nachlass herausgegeben von Renate Born und Helmut Frühauf. – Saarbrücken.
- Braunshausen, Harry (1993):* Neunkircher Hefte 11. Montanregion Saarland im Umbruch – Beispiel Neunkirchen. – Neunkirchen.
- Brücher, Wolfgang (2001):* Grenzraum Saar-Lor-Lux – eine Modellregion für Europa? – Online verfügbar unter <http://deuframat.gei.de/regionen/grenzueberschreitende-probleme-und-kooperation/grenzraum-saar-lor-lux-eine-modellregion-fuer-europa.html>, zuletzt geprüft am 06.07.2006.
- Burgard, Paul u. Linsmayer, Ludwig (2007a):* 50 Jahre Saarland. Von der Eingliederung in die Bundesrepublik bis zum Landesjubiläum. – Saarbrücken (Echolot – Historische Beiträge des Landesarchivs Saarbrücken, 5).
- Burgard, Paul u. Linsmayer, Ludwig [Hrsg.] (2007b):* Das Saarland. Eine europäische Geschichte. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung, 12. September–26. Oktober 2007, Goethe-Institut Brüssel. – Saarbrücken (Echolot – Historische Beiträge des Landesarchivs Saarbrücken, Kleine Reihe).
- Chilla, Tobias; Kühne, Olaf u. Neufeld, Markus (2016):* Regionalentwicklung. – Stuttgart.
- Crossey, Nora u. Weber, Florian (2020):* Zur Konstitution multipler Borderlands im Zuge der Frankreichstrategie des Saarlandes. – In: Weber, Florian; Wille, Christian; Caesar, Beate u. Hollstegge, Julian [Hrsg.]: Geographien der Grenzen. Räume – Ordnungen – Verflechtungen. Wiesbaden.
- Dorda, Dieter; Kühne, Olaf u. Wild, Volker [Hrsg.] (2006):* Der Bliesgau. Natur und Landschaft im südöstlichen Saarland. – Saarbrücken (Veröffentlichungen des Instituts für Landeskunde im Saarland, 42).
- Dörrenbächer, H. Peter (2007a):* 50 Jahre Saarland – 50 Jahre Kohlekrise. Die Entwicklung des saarländischen Steinkohlenbergbaus. – In: Dörrenbächer, H. Peter; Kühne, Olaf u. Wagner, Juan Manuel [Hrsg.]: 50 Jahre Saarland im Wandel. Saarbrücken (Veröffentlichungen des Instituts für Landeskunde im Saarland, 44).
- Dörrenbächer, H. Peter (2013):* In-Between: The conversion of former iron and steel industry sites and cities in the Saarland. Uneven and complex development Paths. – In: Zimmermann, Clemens [Hrsg.]: Industrial cities. History and future. Frankfurt (Main) and New York.
- Dörrenbächer, H. Peter; Kühne, Olaf u. Wagner, Juan Manuel [Hrsg.] (2007b):* 50 Jahre Saarland im Wandel. – Saarbrücken (Veröffentlichungen des Instituts für Landeskunde im Saarland, 44).

- Eckardt, Frank u. Hartz, Andrea (2006):* Nicht-lineare Planung für post-fordistische Räume. Raumplanung im Saarland am Ende des Montanzeitalters. – In: *RaumPlanung* 124, S. 17–22.
- Egidi, Harald (2015):* Der Nationalpark Hunsrück-Hochwald. Partizipativer Auswahlprozess und naturschutzfachliche Qualität des ersten Nationalparks in Rheinland-Pfalz und im Saarland. – In: *Naturschutz und Landschaftsplanung* 47, 1, S. 12–20.
- Fehn, Klaus (1981):* Preußische Siedlungspolitik im saarländischen Bergbaurevier (1816–1919). – Saarbrücken (Veröffentlichungen des Instituts für Landeskunde im Saarland, 31).
- Fischer, Heinz (1981):* Regionalkunde Rheinland-Pfalz und Saarland. Unter Mitarbeit von *Richard Ladwein*. – München.
- Fläschner, Thomas u. Hunsicker, Frank (2007):* Der Personenverkehr im Saarland – im Spiegel von Zeit, Raum und Gesellschaft. – In: *Dörrenbächer, H. Peter; Kühne, Olaf u. Wagner, Juan Manuel [Hrsg.]: 50 Jahre Saarland im Wandel. Saarbrücken (Veröffentlichungen des Instituts für Landeskunde im Saarland, 44).*
- Frühaufl, H. (2005):* Neunkirchens Siedlungsentwicklung in der Industrialisierung. – In: *Knauf, Rainer u. Trebesch, Christof [Hrsg.]: Neunkircher Stadtbuch. Neunkirchen.*
- Funk, Anne u. Niedermeyer, Martin (2016):* Die Frankreich-Strategie des Saarlandes. Governance und territoriale Kohäsion als neue Dimensionen regionaler Entwicklungskonzepte. – In: *Lorig, Wolfgang H.; Regolot, Sascha u. Henn, Stefan [Hrsg.]: Die Großregion SaarLorLux. Anspruch, Wirklichkeiten, Perspektiven. Wiesbaden.*
- Gawehn, Gunnar (2012):* Industriedenkmalpflege und Industriekultur im Saarland. – In: *Moving the Social* 47, 2012, S. 115–148.
- Hahn, Marcus (2003):* Das Saarland im doppelten Strukturwandel 1956–1970. Regionale Politik zwischen Eingliederung in die Bundesrepublik Deutschland und Kohlekrise. – Saarbrücken (Veröffentlichungen der Kommission für Saarländische Landesgeschichte und Volksforschung, 36).
- Hannig, Jürgen (1995):* Separatisten – Nationalisten? Zum Abstimmungskampf 1955. – In: *Hudemann, Rainer; Poidevin, Raymond u. Maas, Annette [Hrsg.]: Die Saar 1945–1955. Ein Problem der europäischen Geschichte. 2. Aufl. München.*
- Heinen, Armin (1996):* Saarjahre. Politik und Wirtschaft im Saarland 1945–1955. – Stuttgart (Historische Mitteilungen, Beihefte, 19).
- Herrmann, Hans-Walter (1989a):* Menhire – Villen – Residenzen. Vorgeschichte und Geschichte bis 1815. – In: *Landeszentrale für politische Bildung [Hrsg.]: Das Saarland. Politische, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung. Saarbrücken.*
- Herrmann, Hans-Walter (1989b):* Wirtschaftliche und soziale Entwicklung 1918–1959. – In: *Landeszentrale für politische Bildung [Hrsg.]: Das Saarland. Politische, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung. Saarbrücken.*
- Herrmann, Hans-Walter; Karbach, Jürgen u. Thomes, Paul (1994):* Geschichtliche Landeskunde des Saarlandes. Band 3: 2. Teil. Die wirtschaftliche und soziale Entwicklung des Saarlandes (1792–1918). – Saarbrücken (Mitteilungen des Historischen Vereins für die Saargegend e.V., Neue Folge Heft 5).
- Herrmann, Hans-Walter u. Sante, Georg Wilhelm (1972):* Geschichte des Saarlandes. – Würzburg.
- Hoppstädter, Kurt; Herrmann, Hans-Walter u. Klein, Hanns (1977):* Geschichtliche Landeskunde des Saarlandes. Band 2: Von der fränkischen Landnahme bis zum Ausbruch der französischen Revolution. – Saarbrücken (Mitteilungen des Historischen Vereins für die Saargegend e.V., Neue Folge Heft 4).

- Horch, Hans (1985):* Der Wandel der Gesellschafts- und Herrschaftsstrukturen in der Saarregion während der Industrialisierung (1740–1914). – St. Ingbert (Wissenschaftliche Reihe Soziologie).
- Horch, Hans (1989):* Vom Agrarland zum Industrieviertel. Wirtschaft und Gesellschaft 1815–1918. – In: Landeszentrale für politische Bildung [Hrsg.]: Das Saarland. Politische, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung. Saarbrücken.
- Hudemann, Rainer (1995):* Die Saar zwischen Frankreich und Deutschland 1945–1947. – In: Hudemann, Rainer; Poidevin, Raymond u. Maas, Annette [Hrsg.]: Die Saar 1945–1955. Ein Problem der europäischen Geschichte. 2. Aufl. München.
- Keazor, Henry; Schmitt, Dominik u. Peiler, Nils Daniel [Hrsg.] (2014):* Genialer Schrott. Interdisziplinäre Studien zur Industriekultur. – Saarbrücken (CampusLektüren, 1).
- Kubiniok, Jochen (2018):* Potenziale erneuerbarer Energien einer deutschen Mittelgebirgsregion – Das Beispiel des Biosphärenreservats Bliesgau/Saarland. – In: Weber, Florian; Weber, Friederike u. Jenal, Corinna [Hrsg.]: Wohin des Weges? Regionalentwicklung in Großschutzgebieten. Hannover (Arbeitsberichte der ARL, 21).
- Kühne, Olaf (1999):* Die Wetterlagen-, Tages- und Jahreszeitenabhängigkeit der Verteilung von Lufttemperatur, spezifischer Luftfeuchte, Windfeld, Äquivalenttemperatur und anderer bioklimatisch wirksamer Größen im Lokalklima der Stadt Homburg/Saar. Dissertation zur Erlangung des akademischen Grades eines Doktors der Philosophie der Philosophischen Fakultät der Universität des Saarlandes. – Saarbrücken.
- Kühne, Olaf (2003):* Lokale Klimate und ihre Dynamik – Fallbeispiele aus dem südlichen Saarland im Hinblick auf eine siedlungsklimatisch ausgewogene Raumplanung. – In: Abhandlungen der Delattinia, 29, S. 111–130.
- Kühne, Olaf (2004):* Wetter, Witterung und Klima im Saarland. – Saarbrücken (Saarland-Hefte, 2).
- Kühne, Olaf (2006):* Landschaft in der Postmoderne. Das Beispiel des Saarlandes. – Wiesbaden.
- Kühne, Olaf (2007):* Soziale Akzeptanz und Perspektiven der Altindustriellandschaft. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung im Saarland. – In: RaumPlanung, 132/133, S. 156–160.
- Kühne, Olaf (2008):* Aktuelle zentralörtliche Entwicklungen im Saarland – erste Ergebnisse einer empirischen Studie. – In: Raumforschung und Raumordnung 66, 5, S. 450–459.
- Kühne, Olaf (2019):* Heimat Saarland – Deutungen und Zuschreiben. – In: Hülz, Martina; Kühne, Olaf u. Weber, Florian [Hrsg.]: Heimat. Ein vielfältiges Konstrukt. Wiesbaden.
- Kühne, Olaf u. Spellerberg, Annette (2010):* Heimat in Zeiten erhöhter Flexibilitätsanforderungen. Empirische Studien im Saarland. – Wiesbaden.
- Loth, Wilfried (1989):* »Ein vertracktes Gelände«. Das Bundesland Saarland 1957–1989. – In: Landeszentrale für politische Bildung [Hrsg.]: Das Saarland. Politische, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung. Saarbrücken.
- Martin, Franz (1968):* Saarland – ein landeskundlicher Abriß. – In: Saarheimat – Zeitschrift für Kultur, Landschaft und Volkstum 12, S. 246–249 (Teil 1), S. 270f. (Teil 2), S. 292–295 (Teil 3), S. 324–326 (Teil 4).
- Müller, Jutta (1976):* Die Landwirtschaft im Saarland. Entwicklungstendenzen der Landwirtschaft eines Industrielandes. – Saarbrücken (Veröffentlichungen des Instituts für Landeskunde im Saarland, 23).
- Niedermeyer, Martin u. Moll, Peter (2007):* SaarLorLux – vom Montandreieck zur »Großregion«. Chancen und Möglichkeiten einer grenzüberschreitenden Regionalpolitik in Europa. – In: Dörrenbächer, H. Peter; Kühne, Olaf u. Wagner, Juan Manuel [Hrsg.]:

- 50 Jahre Saarland im Wandel. Saarbrücken (Veröffentlichungen des Instituts für Landeskunde im Saarland, 44).
- Otto, Anne u. Schanne, Norbert (2006): Das Saarland – der ›Sonderweg‹ eines altindustrialisierten Agglomerationsraumes. – In: Sozialer Fortschritt 55, 11–12, S. 291–294.
- Paul, Gerhard (1989): Von der Bastion im Westen zur Brücke der Verständigung. Politische Geschichte 1815–1957. – In: Landeszentrale für politische Bildung [Hrsg.]: Das Saarland. Politische, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung. Saarbrücken.
- Quasten, Heinz (1990): Das andere Saarland – der ländliche Raum am Rande des Reviers. – In: Semmel, Arno [Hrsg.]: 47. Deutscher Geographentag Saarbrücken, 2.–7. Oktober 1989. Tagungsbericht und wissenschaftliche Abhandlungen. Stuttgart.
- Quasten, Heinz (1992): Naturräumlicher Abriß. – In: Oberhauser, Fred: Das Saarland. Kunst und Kultur im Dreiländereck zwischen Blies, Saar und Mosel. Köln.
- Quasten, Heinz (2006): Die Siedlungsentwicklung in der Region Bliesgau. – In: Dorda, Dieter; Kühne, Olaf u. Wild, Volker [Hrsg.]: Der Bliesgau. Natur und Landschaft im südöstlichen Saarland. Saarbrücken (Veröffentlichungen des Instituts für Landeskunde im Saarland, 42).
- Rampeltshammer, Luitpold u. Kurtz, Hans Peter [Hrsg.] (2011): Strukturwandel im Saarland. Herausforderungen und Gestaltungsmöglichkeiten. – Saarbrücken (Schriftenreihe der Kooperationsstelle Wissenschaft und Arbeitswelt der Universität des Saarlandes).
- Rentmeister, Uwe (2006): Montanindustrie im Saarland, Industrie- und Handelskammer Saarland. – <https://www.saarland.ihk.de/ihk/branchenreport/branchenreport-juli2006.pdf>. Letzter Zugriff: 18. Februar 2020.
- Riedel, Heiko (1994): Wahrnehmung von Grenzen und Grenzräumen. Eine kulturpsychologisch-geographische Untersuchung im saarländisch-lothringischen Raum. – Saarbrücken (Arbeiten aus dem Geographischen Institut der Universität des Saarlandes, 41).
- Schlick, Leonie (2019): Das sind die Städte in Deutschland mit den höchsten Schulden. – Online verfügbar unter <https://www.capital.de/wirtschaft-politik/die-deutschen-staedte-mit-den-hoechsten-schulden>, zuletzt geprüft am 18.05.2020.
- Schulz, Christian (1998): Interkommunale Zusammenarbeit im Saar-Lor-Lux-Raum. Staatsgrenzenüberschreitende lokale Integrationsprozesse. Band 45. – Saarbrücken (Saarbrücker geographische Arbeiten, 45).
- Schulz, Christian u. Dörrenbächer, H. Peter (2007): Automobilregion Saarland. – In: Dörrenbächer, H. Peter; Kühne, Olaf u. Wagner, Juan Manuel [Hrsg.]: 50 Jahre Saarland im Wandel. Saarbrücken (Veröffentlichungen des Instituts für Landeskunde im Saarland, 44).
- Slotta, Delf (2002): Bergbau prägte Menschen und Kultur – Steinkohle Fundament der saarländischen Wirtschaftskraft. – In: Bergmannskalender, S. 121–133.
- Statistisches Amt Saarland (verschiedene Jahrgänge): Saarländische Gemeindezahlen. – Saarbrücken.
- Statistisches Amt Saarland (2018): Saarländische Gemeindezahlen 2017. – Saarbrücken.
- Statistisches Amt Saarland (2019): Fortgeschriebener Bevölkerungsstand am Jahresende 1926 bis 2018. – Online verfügbar unter [https://www.saarland.de/dokumente/thema\\_statistik/Fortgeschriebener\\_Bevoelkerungsstand\\_ab\\_1926.pdf](https://www.saarland.de/dokumente/thema_statistik/Fortgeschriebener_Bevoelkerungsstand_ab_1926.pdf), zuletzt geprüft am 18.05.2020.
- Statistisches Amt Saarland. (2020): 100 Jahre Saargebiet. Statistische Kurzinformationen. – [https://www.saarland.de/dokumente/thema\\_statistik/STALA\\_KURZ\\_Saar100\\_digital.pdf](https://www.saarland.de/dokumente/thema_statistik/STALA_KURZ_Saar100_digital.pdf), zuletzt geprüft am 18.02.2020.

*Weber, Florian (2020): ›Über Tage‹ – das Saarpolygon als Anker sich wandelnder Alt-industrielandschaften im Saarland. – In: Duttmann, Rainer; Kühne, Olaf u. Weber, Florian [Hrsg.]: Landschaft als Prozess. Wiesbaden.*

Rolf Peter Tanner

## »Les pays de l'entre-deux«, zweitausend Jahre Brüche und Brücken in der Mitte Europas<sup>1</sup>

Mit 25 Abbildungen

Vor mehr als einem Vierteljahrhundert haben ein Kollege aus der Geschichtswissenschaft und ich als Geograf ein informelles Konzept zu Unterrichtszwecken in der Lehrerinnen- und Lehrerbildung entwickelt, das wir »*Geopolitische Tektonik*« nannten. Dies geschah in Anlehnung an das geografische Konzept der Plattentektonik. Wir haben dabei relativ stabile »*Schollen*« wie auch instabile, von Erschütterungen und »*polito-vulkanischen*« Ausbrüchen geprägte Bruchzonen identifiziert. Als »*Schollen*« definierten wir von Osten her zunächst Russland, dann das Gebiet des Deutschen Reiches – zwar lange Zeit nicht politisch aber ideell und kulturell eine Einheit – und im Westen Frankreich. Dazwischen im Osten die Bruchzone, die sich von Griechenland bis ins Baltikum erstreckt und im Westen eben die »*pays de l'entre-deux*« von Oberitalien über die Schweiz und Ostfrankreich zu den Beneluxstaaten. Analog zur Plattentektonik waren in unserem Modell nicht alle Bruchzonen zur selben Zeit aktiv. Die westliche wurde vor allem im 16. und 17. Jahrhundert erschüttert und bestand aus viel mehr proto-staatlichen Gebilden als heute. Man denke nur an die norditalienischen Stadtstaaten, das Herzogtum Savoyen oder das Herzogtum Mailand, an Burgund, Lothringen oder das damals noch viel grössere luxemburgische Gebiet sowie an die stolzen Reichsstädte der Region wie Besançon, Metz oder Strassburg. Die östliche Zone, obwohl auch immer in Bewegung, erlebte ihre blutigsten Erschütterungen hingegen erst im unrühmlichen zwanzigsten Jahrhundert.

Aus gutem Grund haben wir dieses Konzept nie publik gemacht, zu gross wären die Einwände, zu vereinfachend und zu klischeehaft der Ansatz. Es gibt intelligentere und besser fundierte Betrachtungsweisen, wie zum Beispiel die Idee der »*Zeitzone*n der Nationenbildung« von Urs Altermatt (Altermatt 1996, S. 53ff. in Tanner 2011, S. 337), indem die Herausbildung von Staaten und Nationen sich

---

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 46. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Saarbrücken, 21.–24. September 2019) gehalten wurde.

in Europa allmählich von West nach Ost ausgebreitet habe. Eine weitere Betrachtungsweise ist diejenige, die *Chris Wickham* in seinem Standardwerk über das europäische Mittelalter einnimmt. Demnach hätte sich im Grossen und Ganzen die politische Europakarte des 21. Jahrhundert bereits um 1500 abgezeichnet. »Doch wenn wir jetzt auf die darunterliegende Ebene dieser Karte schauen, auf die Infrastruktur der Königreiche und Staaten des 15. Jahrhunderts, dann erkennen wir, dass die alte Rhein-Donau-Grenze weiterhin eine prägende Rolle spielte: Fast alle starken Staaten lagen südlich dieser Linie, während die politische Geschlossenheit nördlich dieser Grenze [...] immer wieder aufgebrochen wurde« (Wickham 2018, S. 389). Dennoch evoziert schon der Titel der zugrundeliegenden Tagung die Vorstellung von einer Zone zwischen zwei Entitäten – heute zwangsläufig über weite Strecken Frankreich und Deutschland, wenn auch letzteres erst seit dem 19. Jahrhundert auch politisch eine Einheit ist. Und diese Zwischenzone ist in der Tat immer noch durch kleine Staatswesen gekennzeichnet, wenngleich die beiden »Grossen« nun über eine lange gemeinsame Grenze verfügen. Daher darf die Vorstellung eines Bandes von instabilen, beweglichen Grenzen und Verbindungen nicht ganz beiseitegeschoben werden, dies immer im Bewusstsein, dass diese Konzeption eine Konstruktion aus heutiger Sicht darstellt und der damaligen Wahrnehmung in keiner Weise entsprechen muss. Somit ergeben die »pays de l'entre-deux« das ambivalente Bild eines Grenzbereichs mit einem raum-zeitlichen Gefälle in Bezug auf politische Festigkeit und Dauerhaftigkeit der Infrastruktur und gleichzeitig einer instabilen Bruchzone zwischen ebenbürtigen geopolitischen Entitäten. Dies wird in der Folge immer wieder ins Blickfeld dringen.

### 1 Les »pays de l'entre-deux« in der Antike

Mit der Einbindung Galliens durch die Feldzüge *Julius Caesars* tritt der Korridor vom Mittelmeer zur Nordsee bzw. zum Ärmelkanal zum ersten Mal insofern in den Fokus, als sich an seinem nordöstlichen Rand eine Grenze zwischen völlig unterschiedlichen Lebens- und Wirtschaftsformen ausbildete. Entscheidend neues Element für die Kulturlandschaft im südwestlichen mitteleuropäischen Raum war, dass die ortsfeste Siedlung, die im Vorderen Orient und im Mittelmeerraum schon seit Jahrtausenden vorherrschte, sich auch hier durchzusetzen begann. Dadurch wurde Europa aufgespalten in eine Region, in der weiterhin eine prähistorische, nicht völlig ortsfeste Wechselwirtschaft vorherrschte und eine Region, in der sich jetzt eine nahöstlich-mediterran geprägte ortsfeste Siedlungsweise mit Stadtkultur ausbreitete, eben eine »Zivilisation« mit allen Elementen einer staatlichen Infrastruktur (Küster 2010, S. 152ff., s. Abb. 1). Nach der Rücknahme dieser Grenze an den Rhein wurde dieser Fluss zur Grenze und nicht zur Verkehrsader. Schon zu der Zeit, als noch die rechtsrheinischen Gebiete Teil des Imperium Romanum waren, führten die Hauptachsen am Rhein vorbei (s. Abb. 2).

Die beiden Achsen, die das Gebiet der »pays de l'entre-deux« durchzogen, waren einerseits die Strasse von Oberitalien über den Mons Poenninus (Grosser





Abb. 1: Die Grenze zwischen ortsfester und nicht ortsfester Siedlungsweise in der Antike bis zum Ende des (West-)Römischen Reiches  
Küster 2010, S. 157

St. Bernhard) nach Lousonna (Lausanne) und Vesontio (Besançon) und weiter via Durocortorum (Reims) zur Kanalküste – ab 43 n.Chr. bekanntlich auch nach Britannien (die nachmalige Via Francigena), sowie andererseits die Strasse von der Rhônemündung entlang dieses Flusses und der Saône nach Andematunnum (Langres), wo sich die beiden Achsen trafen, und über Augusta Treverorum (Trier) weiter in den Norden bis nach Traiectum (Utrecht, s. Abb. 2).

Unser Gebiet lag somit zwar im Römischen Reich, war aber immer auch den Übergriffen aus dem germanischen Raum ausgesetzt, die schlussendlich zur allmählichen Rücknahme des Limes an Rhein und Donau führte. Die genaue Datierung dieser Rücknahme – früher meist um 260 n. Chr. datiert – ist mittlerweile nicht mehr so klar. Günther Moosbauer schreibt in seinem Werk zum Schlachtfeldfund am Harzhorn bei Bad Gandersheim von einem eher allmählichen Übergang zur »Alamannia« und dass es »in Obergermanien Hinweise [gibt], dass eine schrumpfende Bevölkerung versucht hat, die Infrastruktur aufrechtzuerhalten« (Moosbauer 2018, S. 152) – eine Konstante übrigens für die gesamte Phase der Desintegration des (west-)römischen Imperiums bis ins Frühmittelalter, wie Wickham darlegt (Wickham 2018: passim).



Abb. 2: Die römischen Hauptachsen in den »pays de l'entre-deux«  
Klee 2010, S. 122



## 2 Zwischenreiche im frühen Mittelalter

### 2.1 Der Zerfall des weströmischen Imperiums

Die Zeit von der allmählichen Auflösung des weströmischen Reiches durch Usurpatoren und eindringende germanische Kontingente bis zur Etablierung des Karolingerreiches war geprägt von wechselnden Herrschaften und Grenzen, vom Wechselspiel zwischen neuen soziopolitischen Gegebenheiten und antiken Traditionen. Abb. 3 zeigt die fränkischen Teilreiche um die Mitte des 6. Jahrhunderts. Nicht eingezeichnet ist das Gebiet der Ostgoten in Oberitalien, unter deren Schutz sich die Alemannen nach ihrer Niederlage bei Zülpich gegen die Franken allmählich im heutigen Schweizer Mittelland niederließen (*Morerod u. Favrod 2014, S. 87ff.*) bzw. das Nachfolgereich der Langobarden ab 568/569. Hier wird nun deutlich, dass die Rhein-Donau-Grenze sich auflöste und das Frankenreich zumindest mit Teilreichen über den Rhein hinübergriff. 534 wurde das Burgunderreich, 536/537 auch die Alemannia der Nordschweiz zusammen mit Rätien integriert. »Erstmals seit der Mitte des 3. Jahrhunderts unterstanden die Gebiete süd-

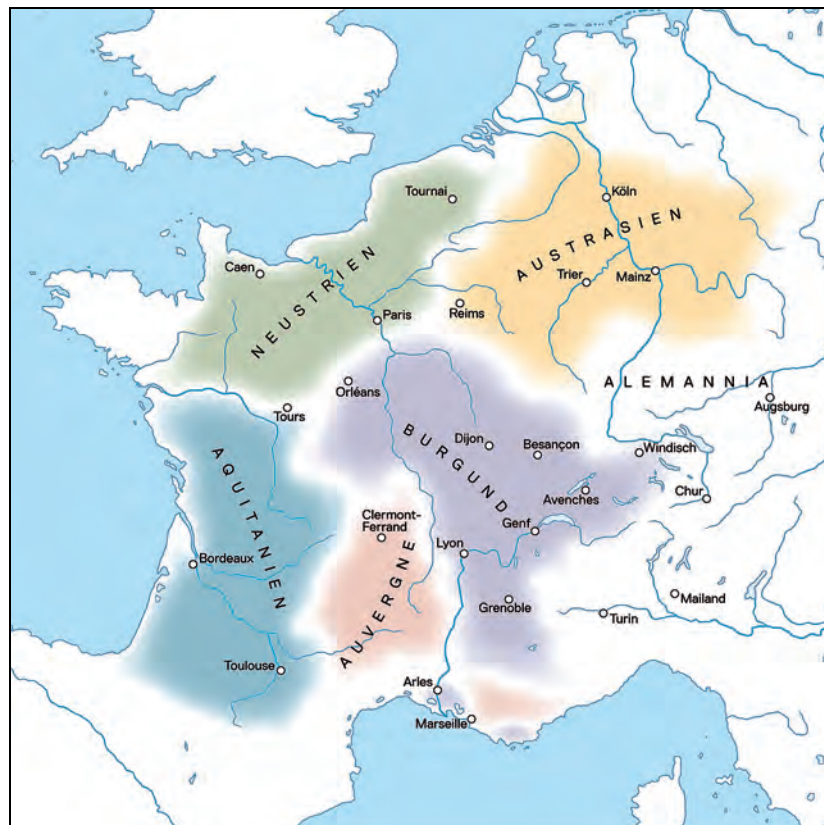
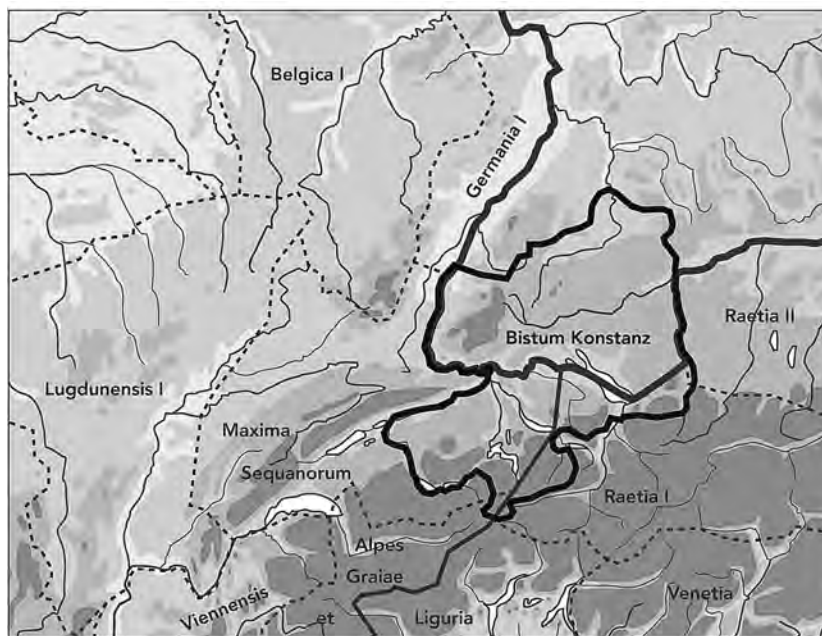


Abb. 3: Die Teilreiche des Frankenreiches um 560  
*Morerod u. Favrod 2014, S. 89, © 2013 Kohli Kartografie*



151 Neue Grenzen: Lage des frühmittelalterlichen «Alamannenbistums» Konstanz (—) im Vergleich zu den spätantiken Provinzgrenzen (- - - - - ; — Präfekturgrenze, — spät-römische Reichsgrenze).

Abb. 4: Das neugegründete Bistum Konstanz und die antiken Provinzgrenzen  
Marti 2000, S. 300

lich und nördlich des Hochrheins wieder derselben politischen Herrschaft.« (Windler 1996, S. 153). Damit verstärkte sich das germanische Element nun auch zunehmend auf der Südseite des Rheins, unterstützt durch die Gründung des »Alemannenbistums« Konstanz am Ende des 6. Jahrhunderts (Windler 1996, S. 146), wo zum ersten Mal die Einteilung der Bistümer entlang den Grenzen der alten römischen Civitates aufgebrochen wurde (s. Abb. 4). Zum ersten Mal seit der Zeit Chlodwigs waren die fränkischen Teilreiche unter Chlothar II. und seinem Sohn Dagobert I. wieder vereint. Die jeweiligen Höfe (Austrien, Neustrien und Burgund) blieben jedoch unter je einem Major Domus bestehen (Wickham 2005, S. 45), was schlussendlich den Karolingern als solchen »Hausmeiern« zur Macht verhelfen würde. Die Könige selber »stayed in the palaces of the two Königslandschaften [...] of the Île de France and the middle Rhine/Moselle« (Wickham 2005, S. 46). Hier zeichneten sich demnach bereits die Kernräume Frankreichs und des Deutschen Reiches ab, die über Jahrhunderte die Stützen der französischen Königsmacht und der Autorität der deutschen Kaiser bildeten. Genau zwischen diesen Kernräumen liegen die »pays de l'entre-deux«.

Inwieweit in diesem Prozess der Auflösung des weströmischen Imperiums – von der Integration germanischer Volks- oder vielleicht eher Söldnergruppen als Foederati (die Burgunden in der »*Sapaudia*«, die Westgoten in Aquitanien oder die Franken westlich von Augusta Treverorum, Wickham 2005, S. 44) bis zum merovingischen Frankenreich *Dagoberts* oder sogar zum Karolingerreich – antike römische Strukturen überlebt haben, ist umstritten. »*Not surprisingly, the French have tended to Romanist positions and the Germans to Germanist ones; although this opposition has lessened sharply in recent years [...]*« (Wickham 2005, S. 42). Wickham geht einerseits davon aus, dass die frühen »Barbaren«-Könige überwiegend zweisprachig waren, einige sogar nur Latein gesprochen hätten (Wickham 2018, S. 43), andererseits hätten sich entscheidende Dinge verändert: die germanischen Völker bezeichneten sich nicht mehr als »römisch«, verstanden sich von den eroberten und beherrschten Römern verschieden und hoben sich auch von den ebenfalls germanischstämmigen Feldherren des 5. Jahrhunderts wie *Odoaker*, *Ricimer* oder gar *Theoderich dem Grossen* ab (Wickham 2018, S. 45ff.). Die andere grosse Veränderung, die sich zunehmend abzuzeichnen begann, war eine sozioökonomische. Nach Wickham wurde das Römische Reich mit einer komplexen bürokratischen Struktur verwaltet, die durch ein ausgeklügeltes Steuersystem gestützt wurde, in erster Linie durch Grundsteuern. Dieses System diente dazu, das Heer zu unterhalten, das im Norden konzentriert war. Dadurch entstanden Waren- und Geldtransfers aus dem Süden dorthin, was ökonomisch für diese Regionen sehr wichtig war. Durch die Fragmentierung des weströmischen Reiches kamen diese Ströme allmählich zum Erliegen, die »neuen« Könige und die Oberschichten lebten zunehmend von den Erträgen des Landbesitzes, die ökonomische Basis des politischen Handelns verschob sich von der Besteuerung hin zum Landbesitz (Wickham 2018, S. 48ff.). Man könnte in diesem Vorgang den Beginn des Herrschaftsverhältnisses sehen, das man später als »*Feudalismus*« bezeichnet hat.

## 2.2 Das Reich der Karolinger

Nach der zunehmenden Schwäche der merovingischen Herrschaft im Laufe des 7. Jahrhunderts nahm der austrische *Maiores Domus Karl*, später im 9. Jahrhundert mit dem Beinamen »*Martell*« (der Hammer oder der kleine Mars) bezeichnet, das Heft in die Hand. Unter anderem ging er um die Mitte des 8. Jahrhunderts am damaligen Ostrand des Reiches gegen die sich emanzipierenden Herzogtümer Alemannien und Elsass vor und löste sie auf (Tanner 2007, S. 33 u. 39). *Karl der Grosse*, sein Enkel, dehnte das Reich noch weiter gegen Osten aus, so dass die einstige Grenzzone des Römischen Reiches – die »*pays de l'entre-deux*« nota bene – nun in die Mitte des neuen Imperiums zu liegen kam (s. Abb. 5).

Karls Machtfülle zeigte sich in der Bezeichnung »*König der Franken und Langobarden*«, ab 774 erstmals urkundlich belegt, wenig später erweitert um die Bezeichnung »*Patricius der Römer*«, was schon auf die zu erwartende Kaiserwürde hindeutete, die ihm dann auch am Weihnachtstag des Jahres 800 durch Papst *Leo III.* übertragen wurde (Schieffer 2011, S. 50ff.). Nach über dreihundert Jahren



Abb. 5: Das Reich Karls des Grossen  
Pletsch 2003, S. 80, verändert nach DTV-Atlas zur Weltgeschichte 1964, S. 122

gab es nun wieder einen »Augustus« des Westens als Gegenüber zum oströmischen Kaiser. Gleichzeitig eröffnete die Ausdehnung des Reiches nach Osten auch eine neue Handelsroute, die bis anhin im Hintergrund lag. Um mit Braudel zu sprechen kam nun neu der »isthme russe« als Handels- und gleichzeitig geopolitische Achse ins Blickfeld und ergänzte die bislang vorherrschenden »Isthmen« (»français« und »allemand«, Braudel 1986, S. 239, s. dazu auch Tanner 2019, S. 270) zwischen Rhônemündung und Seine einerseits und von der Poebene nach dem Nordmeer oder in die Niederlande andererseits. Denn mit der Niederrichtung der Sachsen war das fränkische Imperium, wie erwähnt, in nordöstliche Räume vorgedrungen, die das römische Reich nie erreicht hatte (s. Abb. 5). Gleichzeitig boten sich die wendigen Wikinger schwedischer Prägung an, Mittelsmänner zu werden zwischen dem Orient und der Ostsee. »Die wichtigste Handelsroute vor dem Jahr 1000 war die nordische Achse, die der Nord- und Ostsee und

der großen russischen Flüsse, eine Achse, um die nicht nur Produkte aus Ost und Fernost gehandelt wurden, sondern auch nordische Produkte (Pelze, Honig, Bernstein, Walross-Elfenbein), westliche Produkte und natürlich Sklaven.«<sup>2</sup> (Carpentier u. Le Mené 1996, S. 177) Die Ostsee wurde so zu einer Art »nördlichem Mittelmeer«. Dadurch erhielt der Orienthandel eine neue Komponente neben der »klassischen« Südost-Nordwest-Ausrichtung. Durch diesen warägisch-russischen Handelsweg war das durch die Anwesenheit der Araber zumindest weniger sichere Mittelmeer als Verkehrsachse nicht gerade obsolet aber sicherlich weniger wichtig geworden. Das karolingische Reich suchte übrigens nicht nur die Verbindungen nach dem Orient, sondern ebenso nach dem mittlerweile islamisch-arabischen Iberien, wo sich grosse Reichtümer angesammelt hatten, die zu Handel und zu Eroberungszügen verlockten (Tanner 2008, S. 137f.). Der Kreuzungsraum dieser beiden ökonomischen und politischen Achsen war lagebedingt wiederum der Raum der »pays de l'entre-deux«. »Dieses kontinentale Achsenkreuz wird trotz verschiedener Abschwächungen der einen oder anderen Ausrichtung bis in die Neuzeit eine erstaunliche Persistenz zeigen« (Tanner 2007, S. 42).

Die Einheit des Frankenreiches war jedoch nicht von Dauer. Schon unter Karls Sohn Ludwig dem Frommen gab es Teilungspläne, die dann schlussendlich nach Bruderkriegen in der Folge des Todes des Kaisers im Vertrag von Verdun im Jahr 843 umgesetzt wurden (Hlawitschka 1986, S. 76ff.). Hier nun wird die immer noch überwiegende Bedeutung des »isthme français« bzw. »allemand« deutlich: die Teilung erfolgte von Norden nach Süden, so dass jedes Teilreich an allen naturräumlichen und somit ressourcenrelevanten Regionen Anteil hat (s. Abb. 6). Das neu geschaffene Mittelreich entsprach genau den »pays de l'entre-deux« und kanalisierte gleichsam die Verkehrsachsen. Wohl nicht von ungefähr erhielt Lothar mit diesem Reichsteil auch gleichzeitig die Kaiserwürde. »Auf der anderen Seite schafft der Vertrag von Verdun mit der vertikalen politischen Teilung des Kontinents ein lebensunfähiges, ephemeres Reich: Lotharingien sichert indes die territoriale Einheit Italiens und öffnet der germanischen Expansion zur Levante den Weg. Ein französisches Reich, beschränkt auf das Gebiet östlich der Flüsse Maas, Saône und Rhône spaltet jedoch Burgund in zwei Teile und verunmöglicht die Bildung eines unabhängigen Staatswesens südlich der Loire«<sup>3</sup> (Hurtado 2014, S. 153).

2 »La grande voie commerciale avant l'an mil est l'axe nordique, celui de la mer du Nord, de la Baltique et des grands fleuves russes, axe autour duquel s'échangent non seulement des produits venus de l'Orient et de l'Extrême-Orient, mais les produits nordiques (fourrures, miel, ambre, ivoire de morse), les produits occidentaux et bien sûr les esclaves.«

3 »Per altra banda, el tractat de Verdun, en adoptar una partició política del continent en vertical, crea un regne inviable i efímer: La Lotaríngia, però salvaguarda la unitat territorial italiana i obre l'expansió germànica cap al llevant. Un regne de França limitat a l'est pels rius Mosa, Saona i Roine parteix, però, en dos la Borgonya i impossibilita la formació d'una entitat política independent al sud del Loira.«



Abb. 6: Die Teilungsgebiete des Karolingerreiches nach den Verträgen von (links) Verdun 843 und (rechts) Meerssen 870

[https://de.wikipedia.org/wiki/Vertrag\\_von\\_Verdun#/media/Datei:Vertrag\\_von\\_Verdun.svg](https://de.wikipedia.org/wiki/Vertrag_von_Verdun#/media/Datei:Vertrag_von_Verdun.svg), © Wikipedia CC BY-SA 4.0

### 3 Die »pays de l'entre-deux« im Heiligen Römischen Reich

#### 3.1 Die sächsischen und ottonischen Kaiser

Tatsächlich war das lotharingische Mittelreich nicht von Dauer; im Vertrag vom Meerssen im Jahr 870 wurde der nördliche Teil zwischen dem westfränkischen und dem ostfränkischen Reich aufgeteilt. Die Grenze durchschnitt nun die »pays de l'entre-deux« (s. Abb. 6). Das Frankenreich wurde nochmals unter *Karl dem Dicken*, einem Urenkel *Karls des Grossen*, kurz vereint, danach nahmen die Zerfallerscheinungen am Ende des 9. Jahrhunderts überhand. Im Jahrhundert nach 887 wurden Mitglieder von neun Adelsfamilien irgendwo König im vormaligen Frankenreich. Zeitgenossen sprachen abschätzig von »reguli«, und die politischen Strukturen waren instabil und genossen eine nur sehr fragwürdige Legitimität, mit Ausnahme des Königreichs Burgund rund um den Genfer See, das unter einer Seitenlinie der Welfen bis 1032 bestand und um 930 auch noch die Provence in sein Staatsgebiet aufnahm (Wickham 2018, S. 121). Sein erster Herrscher, *Rudolf I.*, war Laienabt der prestigeträchtigen Abtei St. Maurice d'Agaune im Unterwallis gewesen, gelegen an der grossen, noch römisch geprägten Strassenachse über den Grossen St. Bernhard (s. oben, Kapitel 1). Mit seiner grössten Ausdehnung von Zürich und Basel bis zur Rhônemündung (s. Abb. 7) umfasste dieses burgundische Reich den Südtteil der Hauptachsen der »pays de l'entre-deux«.





Abb. 7: Das Burgundische Königreich oder Arelat  
 ([https://commons.wikimedia.org/wiki/User:Sidonius#/media/File:Karte\\_Hoch\\_und\\_Niederburgund.png](https://commons.wikimedia.org/wiki/User:Sidonius#/media/File:Karte_Hoch_und_Niederburgund.png), © Wikipedia, Marco Zanoli

Aber diese Ausdehnung zu Beginn des 10. Jahrhunderts erkaufte sich *Rudolf II.*, der Sohn des Reichsgründers, mit der Anerkennung der Oberhoheit des ostfränkischen König *Heinrichs I.* aus der erfolgreichsten nachkarolingischen Adelsfamilie der sächsischen *Liudolfinger* (Tanner 2007, S. 43). »Burgund tritt nun völlig – auch in den verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Dynastien – in den Bannkreis der Ottonen und ihrer Italienpolitik, die vor allem am Grossen St. Bernhard interessiert sind, eine Ausrichtung, die durch die Reihe der rudolfingisch-ottonischer Eigenklöster Lure, Moutier-Grandval [...], Romainmôtier und Payerne auf der wichtigen lothringischen Achse dokumentiert wird.

Damit ist jene Entwicklung eingeleitet, die über Lehenshuldigungen des burgundischen Königs an den ottonischen Kaiser und durch Erbverträge schliesslich zu Beginn des 11. Jahrhunderts zur vollständigen Eingliederung Hochburgunds in das Deutsche Reich führte« (Im Hof 1986, S. 133). Als »Erbe« wurde nun aber im Jahr 1033 nicht der letzte der Ottonen, Heinrich II., zum König von Burgund gekrönt – er war bereits verstorben – sondern sein salischer Nachfolger Konrad II. (Tanner 2007, S. 43f.). Abb. 8 zeigt im Übrigen sehr schön, dass zumindest im burgundischen Bereich nicht nur die »lothringische Achse« von Bedeutung war, sondern eben auch die Achse aus dem Südwesten Europas nach Nordosten, die mit dem »isthme russe« in Verbindung stand.

Auch das übrige Lotharingen wurde von den sächsischen Herrschern in ihr Imperium einverleibt. Dies gelang bereits Heinrich I. in den Jahren 923 bis 925 (Hlawitschka 1986, S. 107). Sein Sohn Otto I. »drang [...] zweimal in Italien ein und machte sich 962 zum König und Kaiser; danach war das Königreich Italien wieder Teil des fränkischen Reichs« (Wickham 2018, S. 123). Damit umfasste das Reich erneut einen beträchtlichen Teil des karolingischen Machtbereichs (s. Abb. 9).

### 3.2 Fernhandel und politische und ökonomische Lokalisierung im Hochmittelalter

Die Zeit nach den ottonischen und salischen Kaisern war jedoch zunehmend geprägt durch eine allmähliche Desintegration der Herrschergewalten. Wickham spricht sogar von einer Geschichte des politischen Zusammenbruchs, dies



Abb. 8: Verkehrsachsen im Königreich Burgund  
Grosjean 1984, S. 18



Abb. 9: Das Reich nach 880, das in ottonischer Zeit zudem das Königreich Italien umfasste und ab 1033 auch Burgund  
[https://de.wikipedia.org/wiki/Vertrag\\_von\\_Meerssen#/media/Datei:Vertrag\\_von\\_Meerssen.svg](https://de.wikipedia.org/wiki/Vertrag_von_Meerssen#/media/Datei:Vertrag_von_Meerssen.svg)  
© Wikipedia CC BY-SA 4.0

nicht nur im Deutschen Reich, sondern insbesondere auch im westfränkischen Gebiet (Wickham 2018, S. 165). Die Idee, dass am Übergang vom 11. zum 12. Jahrhundert eine negative Wende eingetreten sei, hat schon Braudel aufgenommen. Er und nachfolgende, vor allem französische Autoren, sehen jedoch grundsätzlich einen allgemeinen Abwärtstrend in der westlichen Hälfte der römischen Zivilisation bereits seit 150 n. Chr., aufgehalten höchstens durch kurze Epochen der Nachblüte, wie eben der so genannten merovingischen und der karolingischen »Renaissance« (Braudel 1990, S. 94). Auch Wickham neigt dieser Auffassung zu, zumindest, soweit es das Frankenreich betrifft: »Politische Strukturen kleineren Massstabs, vor allem wenn sie von militarisierten Zentren wie Burgen ausgehen, erzeugen tendenziell mehr kapillare Gewalt, selbst wenn diese [...] recht gezielt eingesetzt wird. Auch die extrem personalisierten politischen Beziehungen [...] sind nur möglich, wenn die Macht lokal so stark beschränkt ist, dass alle Beteiligten einander persönlich kennen, woran in der karolingischen Welt überhaupt nicht zu denken war« (Wickham 2018, S. 166f.). Auf die Spitze trieb diese Sichtweise Guy Bois mit seiner Hypothese, dass sich dieser Umbruch förmlich in einer »feudalen Revolution« um die Jahrtausendwende in sehr kurzer Zeit abgespielt hätte (Bois 1989, passim). Er stützt sich dabei empirisch jedoch nur auf ein Dorf in der Nähe von Cluny gelegen – nota bene im Südteil der »pays de l'entre-deux«.<sup>4</sup> Wickham erweitert diese Hypothese insofern, als dass sie regional und auch zeitlich differenziert werden müsse. Gerade im Deutschen Reich wären »bis in die 1240er Jahre, [...] die Kaiser-Könige zumindest zeitweise und in einigen Teilen des Landes mächtig« gewesen (Wickham 2018, S. 169). Dennoch begann sich die politische Macht zunehmend zu lokalisieren. Als Beispiel seien die Zähringer genannt mit ihrem Macht Netzwerk im Schwarzwald und in der Schweiz, bedacht mit einem Herzogtitel und zudem seit 1127 »Rektoren von Burgund«, somit kaiserliche Stellvertreter im dortigen Reichsteil (s. Abb. 10). Damit kontrollierten sie sowohl die transalpinen Verkehrswege wie auch die Transversalwege durch das heutige schweizerische Mittelland, was wiederum die Rolle dieser Region als Kreuzungspunkt der beiden kontinentalen Achsen bestätigt (Tanner 2007, S. 49).

4 Das Konzept von Bois besteht darin, dass einerseits die Staatsgewalt im nachantiken Frankenreich sukzessive verschwand und somit der Zugriff auf die ländliche Bevölkerung via Besteuerung dahinfiel. Dies schmälerte natürlich die wirtschaftliche Basis der Elite, da sie sonst keine direkte Gewalt auf diese Landbevölkerung besaß, die zwar ärmlich, jedoch immer schon persönlich frei war, mit Ausnahme der gemäß Bois damals noch existierenden Sklaven. Zudem wuchsen einerseits die landwirtschaftliche Produktion dieser ländlichen Bevölkerung und wegen des Wegfalls der Besteuerung auch die Überschüsse, die nun vermehrt über lokale und regionale Märkte abgesetzt wurden. In einem gewaltsamen Umbruch um das Jahr 1000, so der Ansatz von Bois, sei nun dieses nachantike System ersetzt worden durch das feudale, das einerseits der Elite wiederum eine wirtschaftliche Basis verschafft, andererseits den Bauern eine gewisse Sicherheit zurückgegeben habe, die im allgemeinen Staatszusammenbruch verloren gegangen sei. Eine führende Rolle in diesem Prozess habe – zumindest im burgundischen Raum – die Abtei Cluny gespielt (Bois 1989, passim).



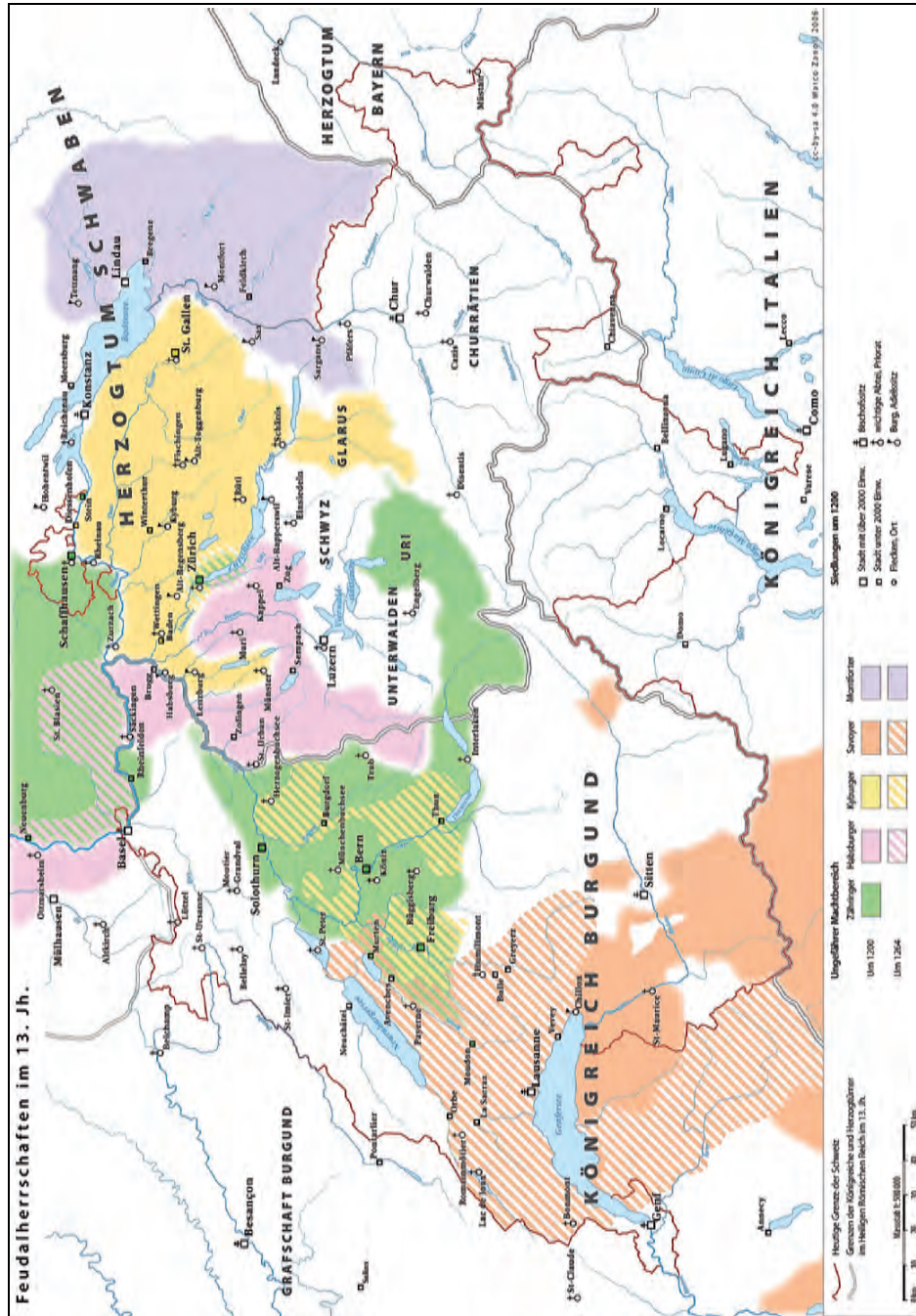


Abb. 10: Der zähringische Machtbereich (in Grün)  
[https://commons.wikimedia.org/wiki/User:Sidonius#/media/File:Schweiz\\_um\\_1200.png](https://commons.wikimedia.org/wiki/User:Sidonius#/media/File:Schweiz_um_1200.png),  
 © Wikipedia, CC BY-SA 4.0, Marco Zanoli

Bezeichnenderweise fällt die Zeit der zähringischen Machtentfaltung zusammen mit dem Aufstieg der Messen in der Champagne. Am Rand des Kerngebietes des Westfrankenreiches in der Île de France, aber noch knapp innerhalb dessen Grenzen, etablierten sich mehrere, ursprünglich eher unbedeutende Städte zu einem Austauschzentrum zwischen dem nordwesteuropäischen Gewerbegebiet und dem Orient unter Vermittlung italienischer Kaufleute und Bankhäuser (Tanner 2007, S. 49f.). Die Wege, die diesen Handel ermöglichten, waren einerseits erneut die Achsen durch die »pays de l'entre-deux«, aber eben auch wiederum Strassen in der anderen europäischen Diagonalen (s. Abb. 11).

Möglicherweise wurden diese Messen von der Forschung jedoch auch etwas überbewertet und manchmal wie der Inbegriff der mittelalterlichen Wirtschaftsentwicklung dargestellt. Erstens – so relativiert Wickham deren Bedeutung – hätte sich Europa gar nicht im Zentrum, sondern am Rand dieses Handelsnetzwerkes befunden, und was den Mittelmeerhandel betraf, so sei zumindest bis ins



Abb. 11: Das Städtesystem der Champagnemessen  
 Pletsch 2003, S. 253, nach Braudel 1989/1990, Bd. 2, S. 139. Eingezeichnet sind die an den Messen durch Kaufleute vertretenen Städte im 12. und 13. Jahrhundert. Erkennbar sind die beiden Kernräume mit ihren Städteclustern und die dazwischen liegenden Hauptachsen

14. Jahrhundert Ägypten mit Kairo das Machtzentrum gewesen, ganz zu schweigen vom hochkomplexen Wirtschaftssystem im Yangzi-Tal in China. Und zweitens sei der internationale Handel, der primär von Luxuswaren geprägt war, nach ökonomischen Massstäben weniger bedeutsam gewesen als der kleinräumige Tausch von Primärprodukten, von Stoffen oder Metallwaren geringer Qualität zwischen den Städten und den ländlichen Gebieten (Wickham 2018, S. 213f.). Kommt hinzu, dass zum Beispiel die beiden Stauferkaiser *Friedrich Barbarossa* und *Friedrich II.* sich bemühten, durch Privilegierungen von Jahrmärkten analoge Systeme zu etablieren. Ganz allgemein entstanden just während der Blütezeit der Champagnemessen weitere solche Plätze (s. Abb. 12).

Abb. 12 zeigt erneut, dass es neben dem »*isthme allemand*« eben auch die andere Ausrichtung des Verkehrs gab. *Barbarossa* dürfte sehr wohl gewusst haben, was er tat, als er 1156 die burgundische Freigrafentochter *Beatrix* heiratete und den Zähringern das Rektorat über Burgund entzog. Denn kurz zuvor war Lübeck als erste Stadt des Regnum Theutonicum an der Ostsee gegründet worden. Am anderen Ende des Kontinents brach zwischen 1145 und 1157 die Macht der Almoraviden auf der Pyrenäenhalbinsel zusammen, und die iberische Reconquista stiess auf eine Linie vor, die südlich von Lissabon zum Tajo und zum Ebrodelta verlief. Was jedoch nicht heissen soll, dass mit dem muslimisch besetzten Teil Ibe-

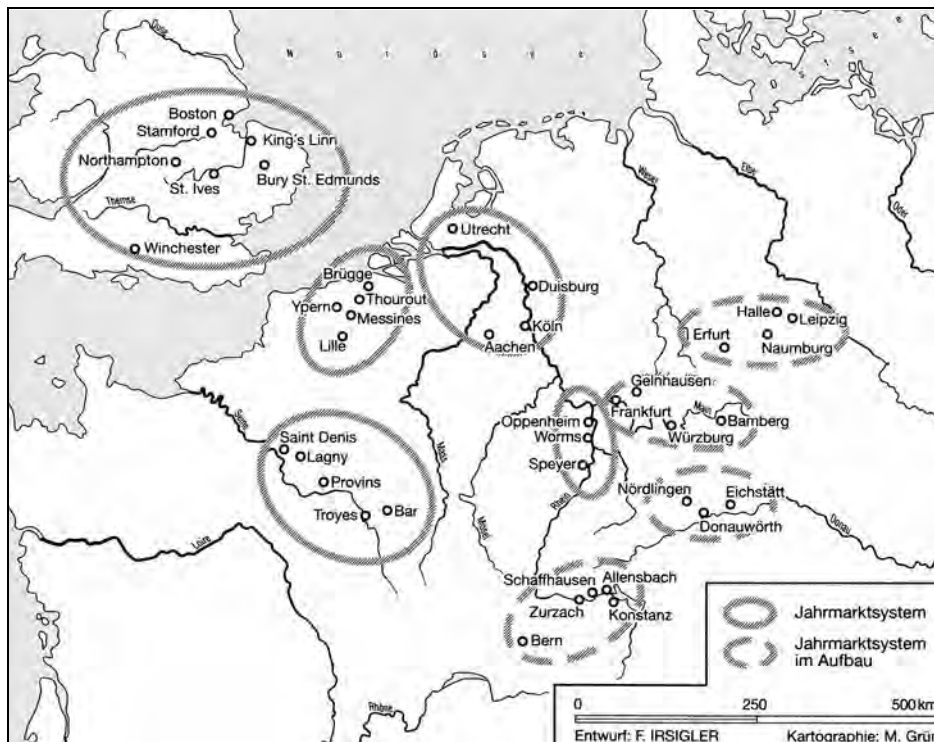


Abb. 12: Messe- und Jahrmarktsysteme in Nordwesteuropa im 12. und 13. Jahrhundert  
Irsigler 1996, S. 13

riens kein Handel betrieben wurde (*Tanner 2007*, S. 51, *García de Cortázar 2012*, S. 179).

Spätestens mit dem so genannten Interregnum im Deutschen Reich war auch dort die Lokalisierung weit fortgeschritten und die Macht der Könige und Kaiser beschränkt. Zudem war von Italien ausgehend ein neuer Machtfaktor ins Spiel gekommen: die Städte, die sich zunehmend autonom betätigten und von den Herrschern entweder bekämpft oder aber integriert wurden. Gleichzeitig jedoch festigte sich die Königsmacht sukzessive in Frankreich und zur Zeit der Herrschaft von *Philipp IV.* (*»Le Bel«* 1285–1314) war die königliche Autorität in den meisten Gebieten etabliert (*Wickham 2018*, S. 223f.). Dies bekam sein deutscher Widerpart, König *Rudolf von Habsburg* (Regierungszeit 1273–1291), schmerzlich zu spüren, denn zum ersten Mal schickte sich Frankreich an, die alte, *»ottonische«* Grenze zu bedrängen. Unermüdlich agierte *Rudolf* im Südwesten seines Reiches. 1283 zum Beispiel führte er Krieg gegen Savoyen, dass die Strassen sowohl über den Mont Cenis wie über den Grossen St. Bernhard zu den Champagnemessen wie auch durch das Schweizer Mittelland kontrollierte, dann wieder gegen den Pfalzgrafen von Burgund. Gleichzeitig setzte er einen Gefolgsmann als Podestà von Chiavenna an den Wegen über die Bündnerpässe ein (*Tanner 2007*, S. 55f.). 1288 später war er in einem Konflikt um den Gotthardweg verwickelt (*Tanner 2019*, S. 268). Im selben Jahr vergab *Rudolf* die Zölle von Jougne an der grossen Strasse vom Grossen St. Bernhard via Besançon in die Champagne und im Viennois bis hinunter nach Valence an den reichstreuen Grafen *Jean de Chalon-Arlay*. Es scheint, dass er – in den Fussstapfen seiner staufischen Vorgänger – versuchte, die Stellung des Reiches im gesamten burgundischen Reichsteil zu restaurieren (*Tanner 2007*, S. 56).

### 3.3 Die *»pays de l'entre-deux«* im Spätmittelalter

Das Spätmittelalter in den *»pays de l'entre-deux«* war geprägt von zwei neuen Akteuren, die auf die Bühne der Geschichte getreten waren: einerseits durch diejenige Herrschaft, die explizit auf der Grenze der Grossreiche lag in der Form von Grafschaft und Herzogtum Burgund und andererseits durch die Eidgenossenschaft, die ihren Anfang im Todesjahr *Rudolfs* von Habsburg nahm.

In vier Generationen einer Nebenlinie des französischen Königshauses (von 1363–1477) existierte das burgundische Reich somit rittlings über der Reichsgrenze und war damit ein Paradebeispiel eines *»pays de l'entre-deux«* (s. Abb. 13).

Tatsächlich ähnelte das burgundische Gebiet zusammen mit dem verbündeten Savoyen dem alten lotharingischen Mittelreich, das vielleicht *Karl* auch vorgeschwebt sein mag, denn seine Pläne umfassten die Idee, dass er entweder mittels Kaiser *Friedrich III.* eine burgundische Königskrone etablieren, oder aber selber Nachfolger des Habsburgers werden könnte (*Himmelsbach 1999*, S. 288f.). Was jedoch gerne übersehen wird, ist der Umstand, dass *Karls* Reich einen wirtschaftlichen Schwerpunkt in Flandern aufwies und andererseits – wie früher die Champagnemessen – auf ungestörte Verbindungswege nach Italien und in den Orient angewiesen war. Diese Wege waren bedroht durch neue konkurrenzierende Rou-





Abb. 13:  
Der burgundische  
Machtbereich 1474  
Burghartz 2014, S. 173,  
©2013 Kohli Kartog-  
rafie

ten, denn im Osten war der Moskowiterfürst daran, sich von der Tatarenherrschaft zu befreien und damit den »isthme russe« wieder zu beleben. 1478 sollte er dann auch Nowgorod unterwerfen und damit mit seinem Gebiet der Ostsee noch näher rücken. Andererseits waren die Portugiesen seit längerem zielbewusst auf der Suche nach einem Weg, Afrika zu umrunden. Der ursprüngliche Initiator dieser Unternehmung, der Infant *Enrique*, war zudem der Onkel von *Karl*, so dass dieser über die portugiesischen Ambitionen sehr wohl informiert gewesen sein dürfte. Somit befand sich *Karl* in einem Wettrennen, das er zu verlieren drohte, wenn er die zentraleuropäischen Strassen nicht kontrollieren konnte. Die Osmanen hatten zwar das byzantinische Reich endgültig ausgelöscht, hingegen stand Ägypten noch unter mamelukischer Herrschaft und stellte somit kein Handelshindernis dar. Dem Projekt stand nur die erstarkende Eidgenossenschaft im Wege und bildete sozusagen einen Riegel quer zur geopolitischen Achse Burgunds





Abb. 14: Die Teilung Burgunds

[https://commons.wikimedia.org/wiki/User:Sidonius#/media/File:Karte\\_Haus\\_Burgund\\_5.png](https://commons.wikimedia.org/wiki/User:Sidonius#/media/File:Karte_Haus_Burgund_5.png), © Wikipedia, CC BY-SA 4.0, Marco Zanoli

(s. Abb. 13), der beseitigt werden musste. Bekanntlich endeten die Bemühungen jedoch tragisch; ein Jahr vor dem Fall von Nowgorod an Moskau starb *Karl der Kühne* auf dem Schlachtfeld von Nancy, nachdem ihm die Schweizer bereits zwei vernichtende Niederlagen bereitet hatten (Tanner 2019, S. 270).

Profiteure der Niederlage von *Karl dem Kühnen* waren Habsburg und Frankreich, die Eidgenossen hingegen gewannen vordergründig nur ganz wenig, obwohl sie die Hauptlast des Krieges trugen (s. Abb. 14).

Bei genauerer Betrachtung jedoch zeigt sich, dass die kleinen Flecken auf der Landkarte, die den Eidgenossen zufielen, Schlüsselstellen des Strassennetzes waren (Tanner 2007, S. 75f.). So kreuzten sich in Echallens nördlich

des Lac Léman die beiden kontinentalen Haupttrouten. Zudem zeigt die Karte nicht auf, dass die mit Burgund verbündeten Savoyer ebenfalls Federn lassen musste. So haben die Walliser das Gebiet von Martigny und Saint-Maurice und damit die Nordhälfte des Weges über den Grossen St. Bernhard annektiert, die Freiburger holten sich Estavayer am Neuenburgersee und die Berner die Region um Aigle am Ausgang des Wallis zum Lac Léman (Grosjean 1984, S. 38). Damit war Savoyen im Gebiet der nachmaligen Westschweiz bereits so geschwächt, dass weitere Eroberungen durch eidgenössische Orte und ihre Verbündeten vorprogrammiert waren.

#### 4 Die »pays de l'entre-deux« in der Frühneuzeit

##### 4.1 Die Zeit der Territorialisierung und der Glaubensspaltung im 16. Jahrhundert

Wenn der Beginn der Frühneuzeit mit der Herausbildung von Flächenstaaten zeitlich festgesetzt werden soll, ist dies ebenso schwierig zu bewerkstelligen wie der Übergang von der Antike zum Mittelalter, denn in Frankreich fand diese staatliche Durchdringung schon sehr früh statt, im Deutschen Reich war sie jedoch erst im 16. Jahrhundert abgeschlossen, und dies erst noch lediglich auf der Ebene der Teilstaaten. Zusätzlich verschärft wurde diese politische Fragmentierung durch die konfessionelle Trennung seit der Reformation. Ökonomisch verstärkte die Ideologie des Merkantilismus diesen Prozess von einer (proto-) globalisierten Messewirtschaft allmählich zu einer fragmentierten Wirtschaft, in der – in der Sicht der Wirtschaftsgeschichte – lediglich das allgemeine Wachstum bzw. die Zunahme der lokalen Bedürfnisse den Verkehr erhalten konnten. Der interne Handel machte nämlich den grössten Teil des Warenaustausches aus, im Frankreich des 18. Jahrhunderts zum Beispiel zwischen drei Vierteln bis vier Fünfteln. Dem Niedergang der großen Messen stand also die Vervielfachung kleinster Messen bzw. Märkte in Dörfern und Flecken gegenüber (Radeff 1996, S. 20ff.; Tanner 2008, S. 138), wobei gemäss Wickham dies auch schon für das Mittelalter zutraf.

Mit dem Ende des Burgunderreiches begann diese Territorialisierung an Fahrt aufzunehmen. Gerade für ungesicherte Regionen mit beweglichen Grenzen wie die »pays de l'entre-deux« konnte dies nur bedeuten, dass einzelne Regionen von den Flächenstaaten integriert wurden oder dass sie selber sich territorialisierten. Der Blick auf die heutige Landkarte bezeugt, dass dies exakt so abgelaufen sein muss. Scheuer fasst die Entwicklungsschritte, die zu einem Flächenstaat mit linearer Grenze führen, wie folgt zusammen (Scheuer 2002, S. 43f.):

- Durchsetzung einer staatlichen Zentralgewalt, deren Machtbasis weniger persönlich als territorial begründet war;
- zunehmende Verwendung von Außenzölle zur Etatfinanzierung;
- zumindest theoretische Verfügbarkeit stehender Heere mit verbesserter Kriegstechnik;
- erstmalige Vermessung und kartographische Aufnahme des Staatsgebietes.

Treibende Kraft in diesem Prozess war offensichtlich Frankreich, das sich nun anschickte, auch gegen Nordosten vorzurücken, nachdem dies schon im späten Mittelalter im Südosten in der Provence und in der Dauphiné eingesetzt hatte (s. Abb. 15).

An zwei Beispielen aus der Verkehrsgeschichte im 15. Jahrhundert lässt sich verdeutlichen, wie diese Territorialisierung zunehmend die Warenflüsse und den Austausch beeinflussten und kanalisieren (Tanner 2007, S. 91f.). So berichtet Hieronimo da Canal, Sekretär des venezianischen Gesandten nach Paris, über die Überquerung des Albulapasses in Graubünden im Winter 1526, dass die Gruppe einer Maultierkarawane begegnet sei, die von den Messen von Lyon hergekommen sei.<sup>5</sup> Als mögliche Route ergibt sich aus dieser Information, dass die Kara-



Abb. 15: Das Vordringen Frankreichs nach Osten  
Pletsch 2003, S. 82, nach Prévot 1965

wane von Lyon über Genf durch das Schweizer Mittelland und den Albulapass sowie den Berninapass das kurz zuvor von den Bündnern annektierte Veltlin erreichte und anschliessend über den flachen Apricapass in der Valle Camonica die Terra Ferma Venedigs. Dieselbe Route beging *Gabriel de Luetz*, der französische Gesandte an der Hohen Pforte, in den Jahren nach 1547 auf der Reise nach Persien (Tanner 2007, S. 92, s. Abb. 16).

5 »Et andati fino alla cima, ritrovassimo che erano venuti alcuni bovi con lisse con mercantile, et drieto [sic] erano più di 80 muli che venivano dalla fiera di Lione« (Bundi 1988, S. 390ff.).



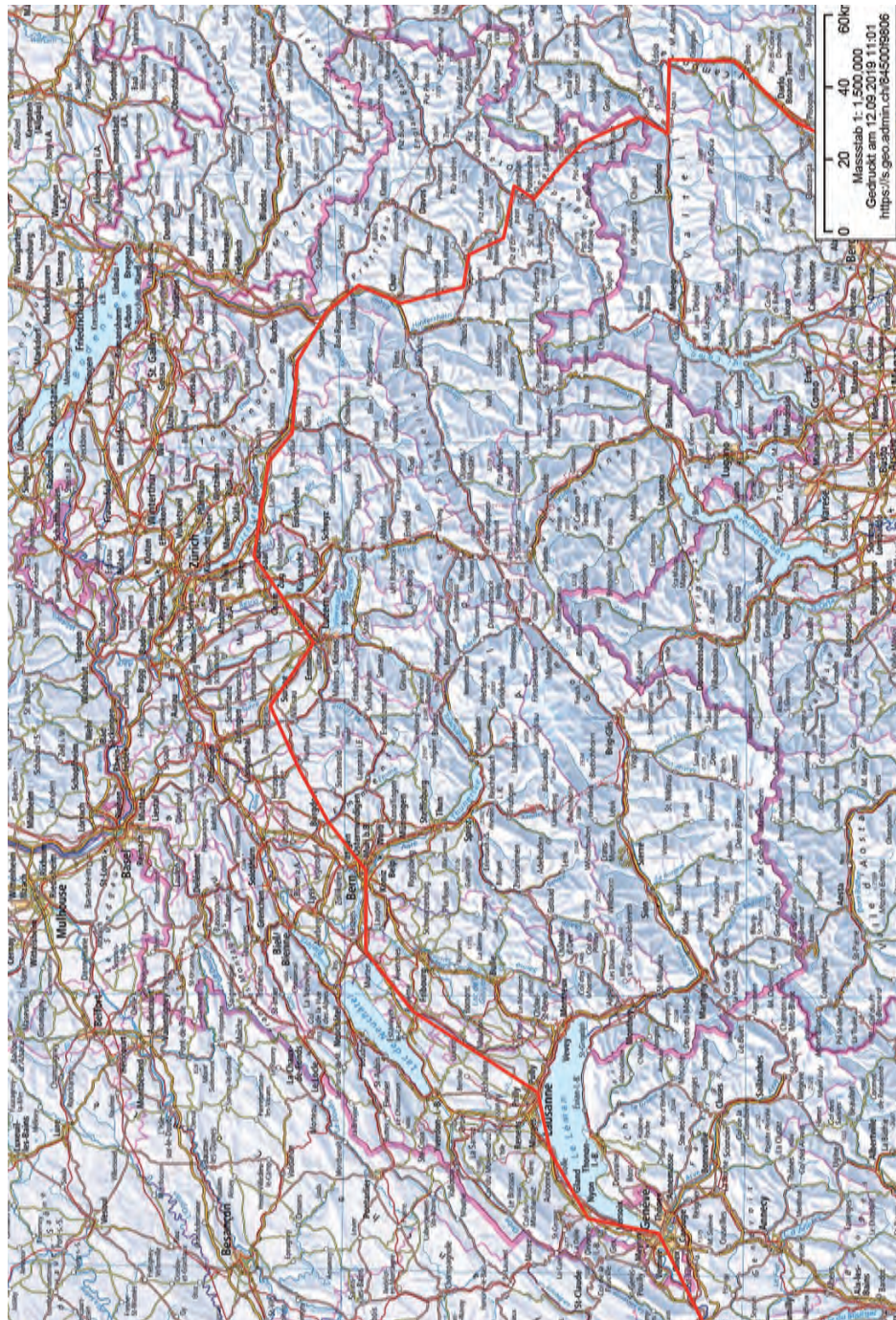


Abb. 16: Die Route des Gabriel de Luetz und wahrscheinlich von Hieronimo da Canal, dem venezianischen Gesandten, nach Paris  
Quelle: Bundesamt für Landestopographie

In Verbindung mit den Ereignissen in Oberitalien und in Savoyen wird diese auf den ersten Blick exzentrische Linienführung sinnvoll: wir befinden uns in einer Zeit der Gegnerschaft zwischen Frankreich und dem habsburgischen Imperium bzw. zwischen *Karl V.* und *François I<sup>er</sup>*. Im Jahr der Reise *Da Canals* musste der französische König im Gefolge der Schlacht von Pavia auf seine Ansprüche auf das Herzogtum Mailand verzichten. Um die habsburgischen Truppen in der Poebene zu umgehen, blieb dem venezianischen Gesandten – Venedig war mit Frankreich verbündet – nichts anderes übrig, als das mailändische Gebiet zu umgehen. Die Eidgenossenschaft stand damals noch allen Parteien offen, obwohl sich die konfessionellen internen Spaltungen bereits langsam abzuzeichnen begannen, die dann im Kleinen den französisch-habsburgischen Konflikt abbildeten. Die Reise des Gesandten an der Hohen Pforte stand unter derselben geopolitischen Konstellation, jedoch war 1536 Savoyen durch Frankreich besetzt worden und die eidgenössischen Orte Bern und Freiburg hatten sich die Waadt geholt – wohl mit stiller Duldung Frankreichs. Somit war der Weg noch mehr geebnet für *Gabriel de Luetz*. Sogar das katholisch gebliebene Luzern war durch Soldverträge an Frankreich gebunden und legte ihm keinen Stein in den Weg (*Tanner* 2007, S. 92).

Umgekehrt hatte auch das habsburgische insbesondere das spanische System seine Schwierigkeiten, seine dispersen Territorien, die in den »pays de l'entre-deux« lagen, zusammenzuhalten und die Kommunikation offen zu halten. Die Lage spitzte sich vor allem zu, als ab 1568 die Erhebung in den Niederlanden gegen die spanische Herrschaft begann. »Eine der grossen Fragen im Zusammenhang mit dem Reich der Habsburger ist, wie es ihnen gelang, Geld und Soldaten in den Krieg in den Niederlanden zu schicken<sup>6</sup>« (*García de Cortázar* 2012, S. 295). *Philipp II.* erreichte dies durch die Öffnung eines Korridors zwischen Mailand, das via den Seeweg über Genua erreichbar war und Brüssel, »der entweder sichere, unter seiner Herrschaft stehende Territorien durchquerte oder solche in seiner Einflussphäre<sup>7</sup>« (*García de Cortázar* 2012; s. Abb. 17).

Vor allem nach der Eroberung des Pays de Gex westlich von Genf im frühen 17. Jahrhundert wurde die Situation auf diesem »camino español« prekär. Im Friedensvertrag von 1601 war festgelegt worden, dass der Herzog von Savoyen »pour la commodité du passage« den Pont du Grésin und drei Kirchspiele behalten durfte. Somit war ein haardünnere und extrem verletzlicher Korridor weiterhin für die spanischen Truppen und Güter offen. Diese »Manche de Savoie« blieb bis 1760 bestehen, aber die besondere Lage bewog die Spanier, Alternativen durch die Schweiz zu suchen (*Tanner* 2007, S. 90f.; s. Abb. 18 und 19).

Schon 1587 hatte Spanien mit den katholischen Orten der Innerschweiz und mit dem ebenfalls altgläubig gebliebenen Freiburg ein Bündnis geschlossen, das im frühen 17. Jahrhundert noch durch weitere Orte in der Ostschweiz erweitert

6 »Una de las grandes preguntas relativas al imperio de los Habsburgo es cómo consiguieron éstos enviar dinero y soldados a la guerra en los Países Bajos.«

7 »[...] atravesando territorios seguros, bien en su poder, bien bajo su esfera de influencia.«



Abb. 17: *Der spanische Korridor oder »El Camino Español«*  
 García de Cortázar 2012, S. 295

wurde und das im Artikel IV das Recht auf militärischen Durchzug enthielt. So entstanden Alternativrouten, die auch benutzt oder zumindest geplant wurden (Tanner 2007, S. 90; s. auch Abb. 19).

Durch die konfessionelle Zersplitterung der Schweiz blieben nur wenige Passagen offen, die zudem Umwege erforderten (s. Abb. 20).



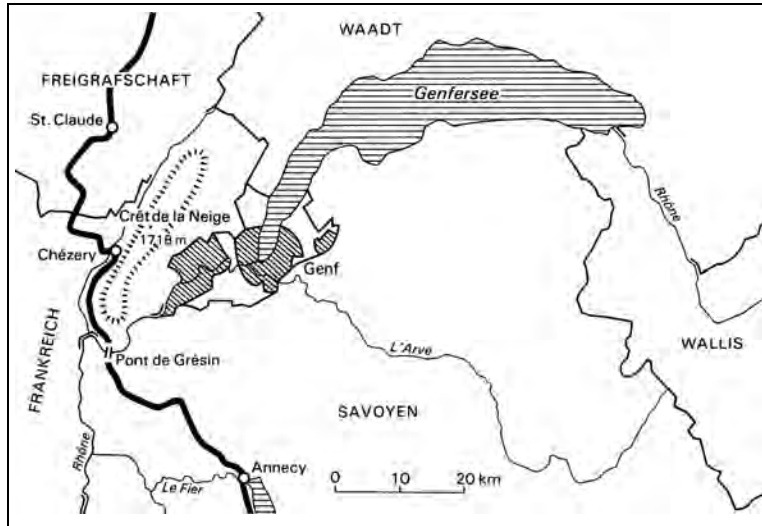
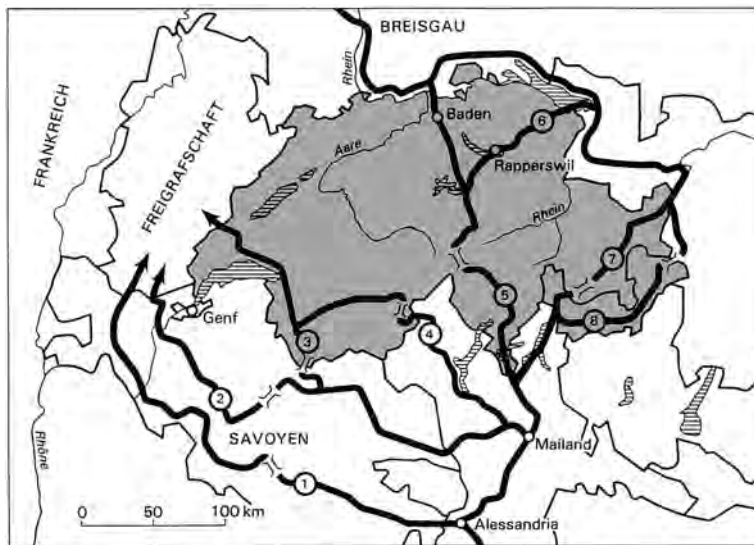


Abb. 18:  
»La manche de savoie«  
Bolzern 1982,  
S. 79



- |   |  |
|---|--|
| Passos de Borgoña:<br>(benützt)         | 1 Mont-Cenis (2084 m)  |
|   | 2 Kleiner St. Bernhard (2188 m)                                      |
| Passos de Valesanos:<br>(geplant)       | 3 Grosser St. Bernhard (2469 m)                                      |
|   | 4 Simplon (2000 m)   |
| Passo de Suizos:<br>(benützt seit 1604) | 5 St. Gotthard (2112 m)  |
|   | 6 Route der Landsknechte vom Bodensee über die Fürstabtei St. Gallen |
| Passos de Alemania:<br>(geplant)        | 7 Maloja (1815 m)  |
|   | 8 Stiflserjoch, Passo dello Stelvio (2758 m)                         |

Abb. 19:  
Die spanischen  
Passagen durch  
die Schweiz:  
Nachgewiesene  
benutzte oder  
geplante  
Routen  
Bolzern 1982,  
S. 77

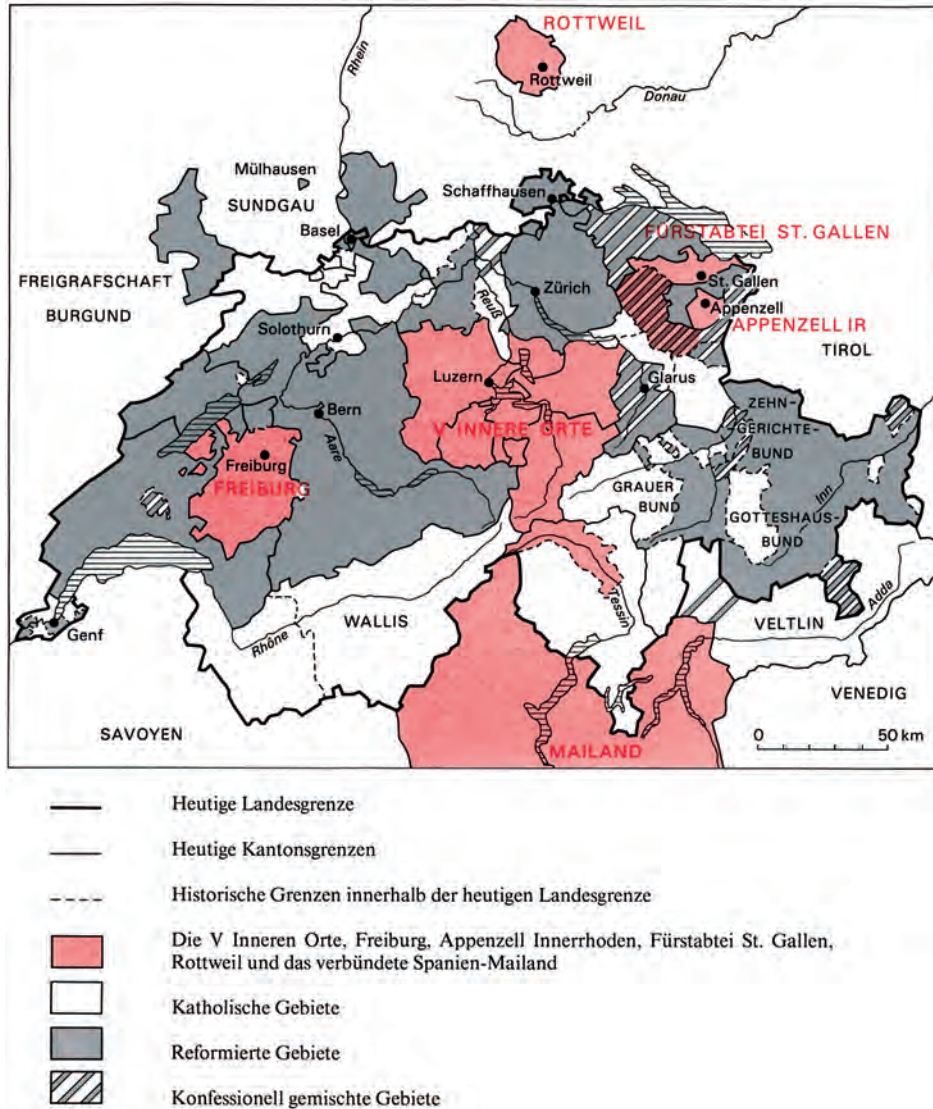


Abb. 20: Das System der eidgenössischen Orte nach 1587  
Bolzer 1982, S. 24

#### 4.2 Das Vorrücken Frankreichs im 17. und 18. Jahrhundert

Mit der Annexion des Bugeys und des Pays de Gex 1601 grenzte Frankreich somit erstmals an die Eidgenossenschaft. Die Franche-Comté hingegen blieb vorderhand noch spanisch, ebenso die südlichen Niederlande. Im nördlichen Teil des Landes hatte sich die Ostgrenze damit seit der ottonischen Zeit nur wenig verändert, im Gegensatz zum Süden, wo Frankreich weit nach Osten vorgedrungen



war. Mit dem Eintritt Frankreichs in den Dreissigjährigen Krieg 1632 ändert sich jedoch für die »pays de l'entre-deux« die Situation dramatisch und bis 1766 hat Frankreich mit wenigen Ausnahmen die heutige Westgrenze erreicht (Scheuch 1997, S. 63). Die »pays de l'entre-deux« bestanden noch aus dem Königreich Piemont (das ehemalige Herzogtum Savoyen), der Schweizer Eidgenossenschaft und der Republik der Vereinigten Niederlande als unabhängige Staaten. Im Reichverband verblieben waren lediglich die österreichischen Niederlande und die diversen rechtsrheinischen geistlichen und weltlichen Fürstentümer wie die Kurpfalz oder das Erzbistum Trier.

## 5 Die Umwälzungen seit 1800

### 5.1 Das revolutionäre und das imperiale Frankreich

Am 20. April 1792 erklärte das revolutionäre Frankreich dem Fürstbischof von Basel den Krieg und leitete damit auch die Eroberung der Eidgenossenschaft ein, obwohl das Fürstbistum nur in seiner Südhälfte als zur Eidgenossenschaft gehörig betrachtet wurde. Folgerichtig wurde zunächst auch nur die Nordhälfte besetzt und als »Département du Mont Terrible« der französischen Republik einverleibt. Erst fünf Jahre später besetzte Frankreich auch den Südteil des Bistums und 1798 stiessen französische Truppen unter anderem aus diesem Raum in die Eidgenossenschaft vor. Am 5. März fiel Bern und kurz danach erlosch der eidgenössische Widerstand (Tanner 2007, S. 103f.). Ohnehin war dieser auch nicht allzu gross, denn das alte Regiment aristokratisch-oligarchischer Gruppen war zunehmend unbeliebt geworden. »Innerhalb weniger Wochen ging unter dem doppelten Druck der französischen Invasion und der Oppositions- und Freiheitsbewegungen im Lande selber die Alte Eidgenossenschaft unter« (Holenstein 2014, S. 354). Soweit ein Beispiel aus der Zeit der Umwälzungen um 1800 in Europa. Die Schweiz als Staat überlebte, wenn auch flächenmässig verkleinert, im Gegensatz zu etlichen der übrigen »pays de l'entre-deux«, die sukzessive von der Landkarte verschwanden. Ein pikantes Detail sei noch erwähnt: *Napoleon* hat seinem Imperium bei seiner grössten Ausdehnung sogar noch Lübeck einverleibt (Scheuch 1997, S. 79) und somit erneut auch den Handelsweg zur Ostsee gesichert, wie schon sein kaiserlicher Vorgänger *Friedrich Barbarossa* rund 600 Jahre zuvor.

### 5.2 Die Neuordnung des Wiener Kongresses und das lange 19. Jahrhundert

Der Wiener Kongress hinterließ mit seiner Staatenordnung eine markant reduzierte Anzahl von »pays de l'entre-deux«. Neben der Schweiz erstand das savoyisch-piemontesische Königreich erneut, sogar immer noch mit seinem Anteil »d'outremont« jenseits der Alpen in den heutigen französischen Départements Savoie und Haute-Savoie, und die Niederlande als konstitutionelle Monarchie, die alle drei späteren Beneluxstaaten (Belgien, Niederlande und Luxemburg) umfasste.



Abb. 21: Zeitgenössische Karikatur: Der Zürcher Ständesvertreter führt den gefesselten Berner Bären an die Tagsatzung. Er wird getrieben von einem Kosak – Sinnbild für die Diplomatie des Zaren – und auf seinem Rücken sitzen zwei Affen, die die Kantone Freiburg und Solothurn symbolisieren, die mit dem reaktionären Bern immer eng verbunden waren

Zentralbibliothek Zürich, <https://www.e-rara.ch/zuz/doi/10.3931/e-rara-41310>

Gerade die Schweiz bot am Wiener Kongress ein erbärmliches Bild der Uneinigkeit und der Partikularinteressen. »Weil die Tagsatzung<sup>8</sup> die Entscheidung strittiger Punkte in den Schweizer Angelegenheiten dem Kongress in Wien überlassen hatte, war es nur folgerichtig, dass zusätzlich zur offiziellen Delegation zahlreiche weitere Gesandte aus der Schweiz als Lobbyisten ihres Kantons, ihrer Region oder Stadt in Wien aufkreuzten [...] Sie alle antichambrierten [...] bei den Herrschern und deren Minister für ihre Anliegen und bestätigten mit ihrem unkoordinierten Vorgehen und ihren gegenseitigen Intrigen den Eindruck, den die Mächte schon im Verlauf der Tagsatzungsverhandlungen gewonnen hatten [...] Letztlich [waren es] wieder die Minister und Diplomaten der Mächte, die die Schweizer Verhältnisse in Ordnung brachten« (Holenstein 2016, S. 29f.). In einer Note vom 12. August 1814 ermahnten die ausländischen Gesandten die Schweizer bereits mit folgenden Worten: »Kein Kanton, welcher er auch immer sein mag, kann für sich allein genommen die Aufmerksamkeit der grossen europäischen

8 Tagsatzung hießen in der Schweiz bis 1848 die Versammlungen, an denen bevollmächtigte Boten der eidgenössischen Orte gemeinsame Geschäfte berieten. Die vom 6. April 1814 bis zum 31. August 1815 in Zürich tagende sogenannte lange Tagsatzung der Vertreter der 19 Mediationskantone nahm am 12. September 1814 Neuenburg, Wallis und Genf als neue Kantone auf und schuf, gedrängt von den alliierten Mächten, den Bundesvertrag (Würgler 2014, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/010076/20140-9-25/>).

*Staaten auf sich ziehen; es kann nur unter der Gestalt eines föderalistischen Gremiums sein, dass die ganze Schweiz sie interessiert*<sup>9</sup>« (Holenstein 2016, S. 28, s. auch Abb. 21). Die Schweiz verdankt ihre Existenz tatsächlich den Grossmächten des Wiener Kongresses, auch wenn dies im Land selber gerne verdrängt wird.

Mit dem Wiener Kongress erhielt die Schweiz zwar die noch heute bestehenden Grenzen, aber intern schwelten die Konflikte weiter, bis hin zu einem Bürgerkrieg im Jahr 1847. Nachdem eine Reihe von katholischen Kantonen aus der Innerschweiz, das Wallis und Freiburg ein Separatbündnis »zur Wahrung der katholischen Religion und der Kantonssouveränität« geschlossen hatten, sahen die Kantone mit liberaler Verfassung darin nichts anderes als einen »Sonderbund«, der mit Gewalt aufzulösen sei. Nach dieser Verwerfung war immerhin der Weg frei zur ersten eigentlichen Bundesverfassung der Schweiz (Roca 2012, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/017241/20121-22-0/>).

Auch die Niederlande blieben nicht in der Form bestehen, die der Wiener Kongress vorgegeben hatte. Nach verschiedenen Trennungsprozessen und Grenzkorrekturen (s. Abb. 22) entstanden am Ende drei Staaten: die verkleinerten Niederlande, Belgien aus dem mehrheitlich katholischen Südteil und Luxemburg, das nun geteilt war in eine deutschsprachigen, souveränen Osthälfte (mit französischer Amtssprache) und in eine französischsprachige, gleichnamige Provinz in Belgien. Diese Grenzen bestehen seit 1867 mehr oder weniger bis heute mit gewissen Ausnahmen, zum Beispiel das Gebiet von Eupen, Malmédy und Saint-Vith, das im Vertrag von Versailles 1919 von Deutschland an Belgien abgetreten wurde (Wieger 2008, S. 44f.).

Als letzte Veränderungen der Grenzen in den »pays de l'entre-deux« im 19. Jahrhundert – wenn man von der knapp fünfzigjährigen »Eskapade« des Reichslandes Elsass-Lothringen ins zweite deutsche Kaiserreich im Gefolge des Krieges von 1870/1871 absehen will – ist das Aufgehen des Savoyisch-Piemontesischen Königreiches im neuerstandenen Italienischen Staat nach den Kriegen im Vorfeld dieses Risorgimentos. Grundsätzlich war Oberitalien ein Musterbeispiel der politischen Zersplitterung. Bereits im Mittelalter zerfiel das nominell als dritter Reichsteil zum Kaiserreich gehörende Gebiet in zahlreiche Stadtstaaten – bedingt durch den wirtschaftlichen Erfolg der Kommunen, der die Emanzipation von den Lehnsherrschaften ermöglichte (Altgeld 2008a, S. 47). In der Frühneuzeit erfolgte eine gewisse Konzentration durch »die systematische territoriale Ausdehnung der mächtigsten Städte unter den entschlossensten Signorien oder patrizischen Oligarchien« (Altgeld 2008a, S. 48f.). Nach 1814 wurde nach dem napoleonischen Intermezzo die vorrevolutionäre Ordnung wiederhergestellt, unter Gebietsveränderungen für die österreichische Doppelmonarchie.

---

9 »Aucun canton, quel qu'il soit, ne saurait par lui-même fixer l'attention des grands Etats de l'Europe; ce n'est et ce ne peut être que sous la figure d'un corps fédératif, que la Suisse entière les intéresse«.



Abb. 22: Territoriale Entwicklung der Beneluxstaaten  
Wieger 2008, S. 44, nach Hayt et al. 2001

Wenn auch Metternich Italien nur als geographischen Begriff verstanden wissen wollte und die ersten Oppositionsbewegungen sich primär gegen die Restauration der vornapoleonischen Rechts- und Sozialverhältnisse richteten, begann sich ab 1830 bis zur Revolution von 1848 zunehmend eine nationalistisch gesinnte Bewegung zu etablieren, die durch *Giuseppe Mazzini* und seine Vereinigung »Junges Italien« bestimmt war: »radikal-demokratisch und republikanisch, gerichtet gegen Österreich und alle reaktionären Fürsten Italiens, zentralistisch-unitarisch zur Überwindung der munizipalistischen und regionalistischen Traditionen, fanatisch überzeugt davon, dass Italien sich aus seinen Volkskräften selbst erschaffen könnte, rastlos in der Planung und Auslösung von Aufständen seiner Anhänger, in denen der Funke zur Zündung der grossen Nationalrevolution geschlagen werden sollte. Mazzinis Vision scheiterte, aber sie scheiterte grandios« (Altgeld

2008b, S. 52). Überlagert und eingebunden wurde diese nationalistische Bewegung durch das Königreich Sardinien-Piemont unter der klugen Führung seines Premierministers *Cavour*. Durch seine fortschrittliche liberale Staatsverfassung machte es »moralische Eroberungen« bis ins nationalistische Lager hinein, fand einen Verbündeten gegen Österreich in *Napoleon III.*, der zwar seinen Feldzug gegen Österreich nach den Siegen von Magenta und Solferino 1859 abbrach, aber dennoch die österreichische Macht in Italien brach. 1861 wurde der piemontesische König *Vittorio Emanuele* zum König von Italien proklamiert, 1866 konnte auch noch das Veneto dazugewonnen werden (*Altgeld* 2008b, S. 52f.).

### 5.3 Das kurze 20. Jahrhundert

Die Zeit der katastrophalen Kriege des 20. Jahrhunderts, die über die »pays de l'entre-deux« hinweggezogen sind, hat indes im Gegensatz zu weiter östlich gelegenen Regionen Europas die politische Landkarte praktisch unverändert belassen. Im nördlichen Teil haben sich im Ersten Weltkrieg die Armeen Deutschlands und der Alliierten jahrelang eingegraben und unvorstellbare Zerstörungen hinterlassen. Verdun, der Ort des ersten grossen Teilungsvertrags des Mittelalters wird – traurige Ironie der Geschichte – zum Symbol von Tod und Zerstörung im Aufeinanderprallen von Nationen (s. Abb. 23).

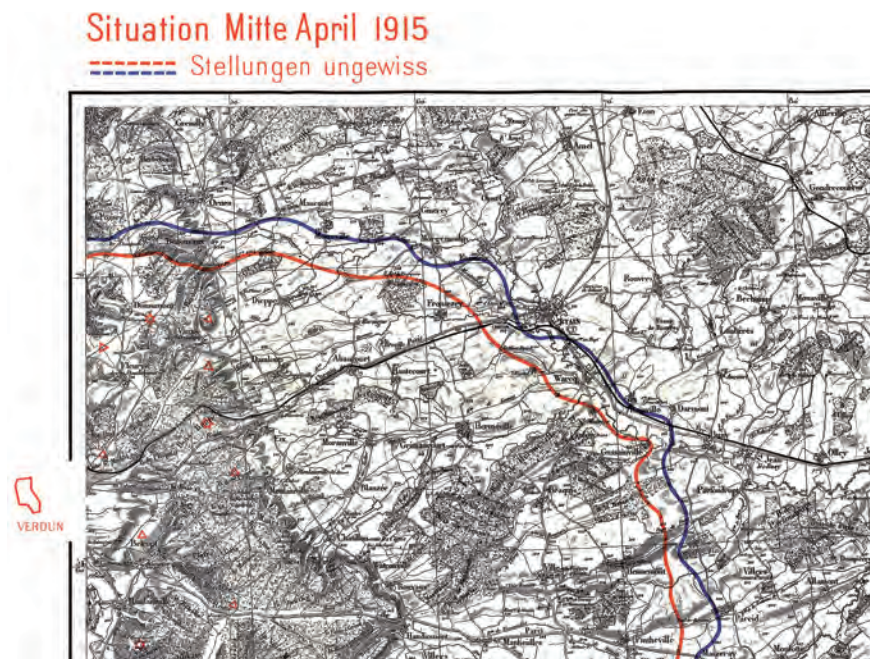


Abb. 23: »Die Kämpfe zwischen Maas und Mosel«, eine Kriegskarte des Ersten Weltkrieges aus der Region bei Verdun  
 Schweizerischer Generalstab, 1915



Im Zweiten Weltkrieg brauste die Walze des Blitzkrieges über die nördlichen »pays de l'entre-deux« hinweg, um als zerstörerische Feuerwalze nach der Invasion der Alliierten in der Normandie wieder zurückzukehren. Dennoch ist der Westen Europas im Gegensatz zum Osten trotz der Härte der Kämpfe wenig berührt durch territoriale Neuordnungen.

Lediglich ein Gebiet hat im 20. Jahrhundert grössere Grenzverschiebungen erfahren: das Saarland. Französische Ambitionen nach dem Ersten Weltkrieg auf die kohle- und erzreiche Region wurden von Grossbritannien und den USA mit einem Kompromiss pariert: Im Vertrag von Versailles wurde festgelegt, dass Deutschland auf die Verwaltung des neugegründeten Saargebietes zugunsten des Völkerbundes verzichten müsse und dass nach 15 Jahren die Bevölkerung über ihre zukünftige Staatszugehörigkeit würde bestimmen können (Scheuch 1997, S. 200). Das Saarland war demnach ein Völkerbundsgebiet analog dem Memelland oder Danzig. 1935 fiel die Abstimmung – schon unter nationalsozialistischem Regime – haushoch zugunsten Deutschlands aus, trotz französischem Druck. Selbst der Landesheilige *Hilarius* musste herhalten für die Propaganda, indem aus seinem Namen ein Akronym für »**H**itler ist laut **A**bstimmung **r**echt**m**ässiger **I**nhaber **u**nserer **S**aar« gebildet wurde (Scheuch 1997, S. 201).

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Frage erneut virulent. Auch hier forderte Frankreich das Gebiet ein, was die anderen Siegermächte aber erneut ablehnten. Der Kompromiss war diesmal, dass das Saargebiet – gegenüber früher vergrößert – in das französische Zoll- und Wirtschaftsgebiet integriert wurde. Im Rahmen der Westintegration und der deutsch-französischen Aussöhnung wurde das Saarland offiziell am 1. Januar 1957 in die Bundesrepublik als eigenes Bundesland aufgenommen (ebd.).

#### 5.4 Und heute?

Zwei Schlaglichter mögen genügen, um die heutige Situation in den »pays de l'entre-deux« zu zeigen, wenn sie auch nicht repräsentativ sein mögen und sicherlich immer noch Bruchlinien feststellbar sind. So ist der Jurakonflikt in der Schweiz noch immer nicht ausgestanden und in Belgien existieren nach wie vor de facto zwei Parallelgesellschaften nebeneinander. 2019 aber präsentierten 19 Weingüter aus dem Elsass und aus der Pfalz gemeinsam ihre Weine in Schweigen-Rechtenbach, einer pfälzischen Gemeinde, direkt an der Grenze gelegen (s. Abb. 24).

Die Fête des Vignerons in Vevey (Kanton Waadt) – ein Grossspektakel, das nur rund alle 25 Jahre stattfindet – hat als Schlussbild



Abb. 24:  
Werbeplakat für das »grenzenlose«  
Weinfest in Schweigen-Rechten-  
bach

Foto: R.P. Tanner

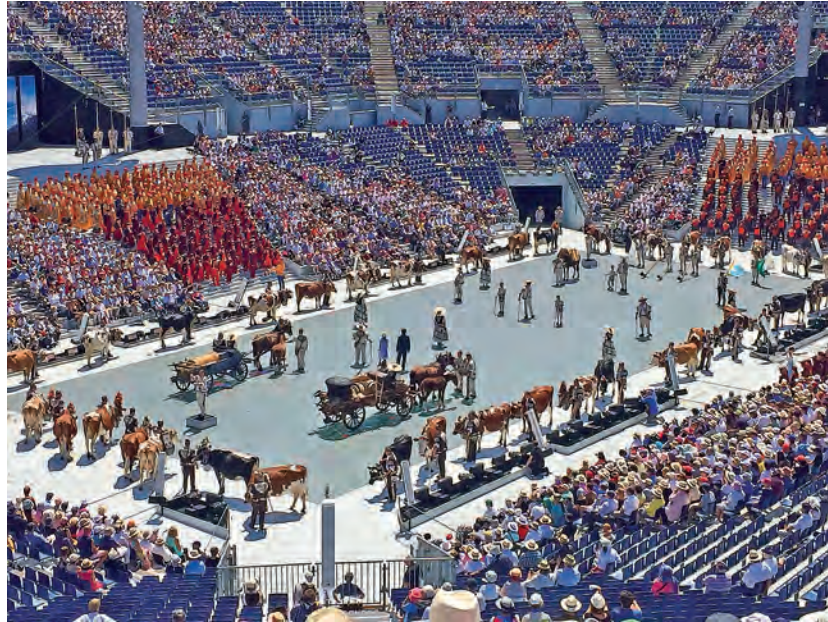


Abb. 25: Das Schlussbild der Präsentation an der Fête des Vignerons 2019 in Vevey  
Foto: R.P. Tanner

der monumentalen Präsentation im extra ausgebauten Grosstadion nicht etwa den Weinbau verherrlicht, sondern die Alp- und Sennenkultur, die fast ausschliesslich mit der deutschen Schweiz konnotiert ist (s. Abb. 25). Somit bleibt die Hoffnung, dass die Zeit der Verwerfungen endgültig vorüber ist.

### Zusammenfassung

Das Gebiet der »pays de l'entre-deux« im Zentrum Europas erstreckt sich als breites Band vom italienischen und südfranzösischen Raum zur Nordsee. Ähnlich wie die Gebiete in Ostmitteleuropa ist es gekennzeichnet durch Kleinstaaten, wenn auch die grossen Flächenstaaten Deutschland und Frankreich den grössten Teil dieser Zone bedecken. Schon seit der Antike spielt die Region eine wichtige Rolle als Grenzraum, aber auch als Durchgangsraum. Bildete sie in der Zeit des Römischen Reiches eher den Grenzraum, so wurde sie im Frankenreich zum Kernraum. In der Mitte der »pays de l'entre-deux« kreuzten sich wichtige Verkehrsachsen aus dem Nahen Osten zur Kanalküste und aus Innerasien und der Ostsee in den westlichen Mittelmeerraum. Dieser Verkehrsbezug blieb der Region bis in die allerneueste Zeit erhalten, obwohl längst neue politische Strukturen den Raum prägen. Im Mittelalter setzte eine politisch-territoriale Desintegration ein, die den Raum in kleine und kleinste lokale Machtgebilde auflöste. So wie das Deutsche Reich insbesondere nach dem Interregnum zunehmend ge-

schwächt wurde, erstarkte das französische Königtum und begann, sich nach Osten auszudehnen. In der Frühneuzeit setzte eine Territorialisierung hin zu Flächenstaaten ein; in Frankreich auf der Basis des Gesamtstaates, in Deutschland auf der Ebene der Gliedstaaten, so dass zu Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts – nach den napoleonischen Umwälzungen und der Neuordnung im Wiener Kongress – nur noch wenige Staaten übrigblieben. Lediglich Italien blieb in viele Territorien zersplittert, bis im Zuge des Risorgimentos auch hier ein Flächenstaat entstand. Die Kriege des 20. Jahrhunderts haben trotz unsäglicher Zerstörungen kaum dauerhafte Veränderungen bewirkt, so dass auch heute nur noch wenige Kleinstaaten verblieben sind. Am ehesten ist noch die Schweiz durch ihre ethnisch-politische Verfasstheit ein Abbild des ehemaligen Übergangs- und Durchgangsraums der »*pays de l'entre-deux*« zwischen Kulturen, Imperien und Territorien.

#### Summary

##### »*Les pays de l'entre-deux*«

Two thousand years of breaks and bridges in Central Europe

The "*pays de l'entre-deux*" region in the centre of Europe is a broad band, which stretches from Italy and the southern French regions to the North Sea. Similar to the areas in Eastern Central Europe, it is characterised by small states, although the large territorial states of Germany and France cover most of this zone. Since ancient times the region played an important role as a border region, but also as a transit area. While in the times of the Roman Empire it was rather the border area, during the Frankish Empire it became the core area. In the middle of the "*pays de l'entre-deux*", important traffic routes crossed from the Middle East to the Channel Coast and from Inner Asia and the Baltic Sea to the western Mediterranean. This traffic connection has survived in the area to the very present day, even though new political structures have long since shaped the region. In the Middle Ages political-territorial disintegration set in, which dissolved the space into small and smallest local power structures. Just as the German Empire was increasingly weakened, especially after the Interregnum, the French kingdom strengthened and began to expand eastwards. In the early modern period a territorialisation towards area states began, in France on the basis of a national state, in Germany on the level of federated states, so that at the end of the 18<sup>th</sup> and the beginning of the 19<sup>th</sup> century – after the Napoleonic upheavals and the reorganization in the Congress of Vienna – only a few surviving states remained. Only Italy was left fragmented into many territories, until in the course of the Risorgimentos a territorial state was formed. Despite unspeakable destruction, the wars of the 20<sup>th</sup> century hardly brought about any lasting changes, so that today still only a few small states remain. Switzerland, with its ethno-political constitution, is most likely to reflect the former transitional and transit area of the "*pays de l'entre-deux*" between cultures, empires and territories.



## Literatur

- Altermatt, Urs (1996)*: Das Fanal von Sarajewo. – Zürich.
- Altgeld, Wolfgang (2008a)*: Der urbane Polyzentrismus. – In: Rother, Klaus u. Tichy, Franz: Italien. Geographie, Geschichte, Wirtschaft, Politik. Darmstadt.
- Altgeld, Wolfgang (2008b)*: Nebenland der grossen europäischen Politik. – In: Rother, Klaus u. Tichy, Franz: Italien. Geographie, Geschichte, Wirtschaft, Politik. Darmstadt.
- Bois, Guy (1989)*: La mutation de l'an mil. Lournand, village mâconnais, de l'Antiquité au féodalisme. – Paris.
- Bolzern, Rudolf (1982)*: Spanien, Mailand und die katholische Eidgenossenschaft. Militärische, wirtschaftliche und politische Beziehungen zur Zeit des Gesandten Alfonso Casati (1594–1621). – In: Luzerner historische Veröffentlichungen 16. Luzern.
- Braudel, Fernand (1986)*: L'identité de la France, tome I. – Paris.
- Bundi, Martin (1988)*: Frühe Beziehungen zwischen Graubünden und Venedig (15./16. Jh.). – In: Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte 2. Chur.
- Burghartz, Susanna (2014)*: Vom offenen Bündnissystem zur selbstbewussten Eidgenossenschaft. Das 14. und 15. Jahrhundert. – In: Kreis, Georg [Hrsg.]: Die Geschichte der Schweiz. Basel.
- Carpentier, Élisabeth u. Le Mené, Michel (1996)*: La France du XI<sup>e</sup> au XV<sup>e</sup> siècle: population, société, économie. – Paris.
- García de Cortázar, Fernando (2012)*: Atlas de Historia de España. – Barcelona.
- Gebhardt, Hans (2013)*: Politische Geographien Europas. – In: Gebhardt, Hans; Glaser, Rüdiger u. Lentz, Sebastian [Hrsg.]: Europa – eine Geographie. Berlin u. Heidelberg.
- Grosjean, Georges (1984)*: Die Schweiz. Geopolitische Dynamik und Verkehr. – Bern (Geographica Bernensia, U3).
- Himmelsbach, Gerrit (1999)*: Die Burgunderkriege und ihre Auswirkungen auf Bern. – In: Beer, Ellen J. [Hrsg.]: Berns grosse Zeit. Das 15. Jahrhundert neu entdeckt. Bern.
- Hlawitschka, Eduard (1986)*: Vom Frankenreich zur Formierung der europäischen Staaten- und Völkergemeinschaft 840–1046. – Darmstadt.
- Holenstein, André (2014)*: Beschleunigung und Stillstand. Spätes Ancien Régime und Helvetik (1712–1802/03). – In: Kreis, Georg [Hrsg.]: Die Geschichte der Schweiz. Basel.
- Holenstein, André (2016)*: Nach Napoleon. Die Grossmächte retten die Schweiz. – In: Kästli, Tobias [Hrsg.]: Nach Napoleon. Die Restauration, der Wiener Kongress und die Zukunft der Schweiz 1813–1815. Baden (Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, Bd. 91).
- Hurtado, Víctor (2014)*: Atlas manual d'història de Catalunya. Del paleolític al la unió amb Aragó. – Barcelona.
- Im Hof, Ulrich et al. (1986)*: Geschichte der Schweiz und der Schweizer. – Basel.
- Irsigler, Franz (1996)*: Jahrmärkte und Messesysteme im westlichen Reichsgebiet bis ca. 1250. – In: Europäische Messen und Märktesysteme in Mittelalter und Neuzeit. Köln (Städteforschung, A/39), S. 1–33.
- Klee, Margot (2010)*: Lebensadern des Imperiums. Strassen im Römischen Weltreich. – Stuttgart.
- Küster, Hansjörg (2010)*: Geschichte der Landschaft in Mitteleuropa. – München.
- Marti, Reto (2000)*: Zwischen Römerzeit und Mittelalter. Forschungen zur frühmittelalterlichen Siedlungsgeschichte der Nordwestschweiz. – In: Archäologie und Museum Band 41 A. Liestal.
- Moosbauer, Günther (2018)*: Die vergessene Römerschlacht. Der sensationelle Fund am Harzhorn. – München.

- Morerod, Jean-Daniel u. Favrod, Justin (2014)*: Entstehung eines sozialen Raumes (5.–13. Jahrhundert). – In: Kreis, Georg [Hrsg.]: Die Geschichte der Schweiz. Basel.
- Pletsch, Alfred (2003)*: Frankreich. Geographie, Geschichte, Wirtschaft, Politik. – Darmstadt.
- Radeff, Anne (1996)*: Du café dans le chaudron. – In: Mémoires et documents de la Société d'histoire de la Suisse romande, 4/IV. Lausanne.
- Roca, René (2012)*: Sonderbund. – In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 20.12.2012, URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D17154.php>. Bern.
- Scheuch, Manfred (1997)*: Historischer Atlas Deutschland. Vom Frankenreich bis zur Wiedervereinigung. – Wien.
- Scheuer, Arne (2002)*: Die Staatsgrenze in ihrem Einfluss auf den regionalen Entwicklungsstand. – Frankfurt a.M. (Europäische Hochschulschriften, 2864).
- Schieffer, Rudolf (2011)*: Der König der Franken wird Augustus. – In: Becher, Matthias et al.: Das Reich Karls des Grossen. Darmstadt.
- Schweizerischer Generalstab (1915)*: Die Kämpfe zwischen Maas und Mosel. Situation Mitte April 1915, 1:80'000. – O.O.
- Tanner, Rolf Peter (2007)*: Geopolitische Dynamik und Verkehr im Fürstbistum Basel von der Antike bis zum Eisenbahnbau. – Bern (Geographica Bernensia, G76).
- Tanner, Rolf Peter (2008)*: »Die Bistums-Lande, wie bekant, rauch, ohnwegsam, mithin zum Commercio auf keine Weiss bequemlich«. Das Fürstbistum Basel im Spannungsfeld von Zentrum und Peripherie zwischen Antike und Ancien Régime. – In: Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie 26, 2008, S. 127–162.
- Tanner, Rolf Peter (2011)*: Politiken der ethnischen und kulturellen Homogenisierung und ihre Auswirkungen auf die Kulturlandschaft. – In: Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie 29, S. 329–344.
- Tanner, Rolf Peter (2019)*: Die Verkehrslandschaft am Gotthardpass im europäischen Kontext. – In: Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie 36, 2019
- Wickham, Chris (2005)*: Framing the early Middle Ages. Europe and the Mediterranean 400–800. – Oxford.
- Wickham, Chris (2018)*: Das Mittelalter. Europa von 500 bis 1500. – Darmstadt. Original
- Wickham, Chris (2016)*: Medieval Europe. – New Haven and London.
- Wieger, Axel (2008)*: Beneluxstaaten. Geographie, Geschichte, Wirtschaft, Politik. – Darmstadt.
- Windler, Renata (1996)*: Land und Leute – Zur Geschichte der Besiedlung und Bevölkerung. – In: Furger, Andres [Hrsg.]: Die Schweiz zwischen Antike und Mittelalter. Archäologie und Geschichte des 4. bis 9. Jahrhunderts. Zürich.
- Würgler, Andreas (2014)*: Tagsatzung. – In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 25.09.2014, URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D17154.php>. – Bern.
- Zentralbibliothek Zürich [s.d.]*: Pèlerinage à la diette à Zurich : Wallfahrt auf die Tagsatzung nach Zurich. [Schweiz]: [s.n.], [nach 1814], URL: <https://www.e-rara.ch/zuz/doi/10.3931/e-rara-41310>.

Hans-Rudolf Egli

## Vom Bistum Basel zum Kanton Jura

Eine Grenzregion im Spannungsfeld nationaler, regionaler und lokaler Interessen<sup>1</sup>

Mit 8 Abbildungen

### 1 Einleitung

Das Gebiet des ehemaligen Bistums Basel liegt im zentralen Schweizer Jura, zwischen den Städten Basel im Nordosten, Neuchâtel im Südwesten, Belfort im Norden und Bern im Süden. Mit diesem Beitrag wird dieses Gebiet als typische Grenzregion dargestellt, in der seit dem 18. Jahrhundert nationale, regionale und lokale Spannungsfelder zu tiefgreifenden Konflikten führten. Ausgangspunkt der Untersuchung ist die Zeit der Französischen Revolution am Ende des 18. Jahrhunderts, in der das Territorium des Bistums von Frankreich annektiert und 1815 im Rahmen der Neuordnung Europas am Wiener Kongress dem bernischen Stadtstaat zugewiesen wurde. Seither ist die gesellschaftlich-politische Entwicklung durch die Autonomiebestrebungen eines Teils der Bevölkerung geprägt. Die weitgehend ausserhalb der Region gefällten politischen Entscheide haben zu Spannungen innerhalb dieses Grenzgebietes geführt, die bis heute nicht vollständig gelöst sind. Zudem ist die Region auch wirtschaftlich in hohem Masse von den Nachbarregionen abhängig.

### 2 Der Untersuchungsraum

Der Jura ist als ausgeprägtes Faltengebirge geomorphologisch und tektonisch stark gegliedert. Das Mittelgebirge im Grenzgebiet von Frankreich, Deutschland und der Schweiz hat eine Südwest-Nordost-Ausdehnung von rund 300 km und eine maximalen Breite im Zentrum des halbmondförmigen Gebirges von 70 km. Die Gesamtfläche beträgt 14 000 km<sup>2</sup>. Fast ein Drittel gehört seit 1815 zur Schweiz, der Rest vorwiegend zu Frankreich. Die höchsten Erhebungen reichen bis 1 700 m ü.M. Sie liegen im Südosten und bilden die Grenze zum schweizerischen Mittelland.

---

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 46. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Saarbrücken, 21.–24. September 2019) gehalten wurde.

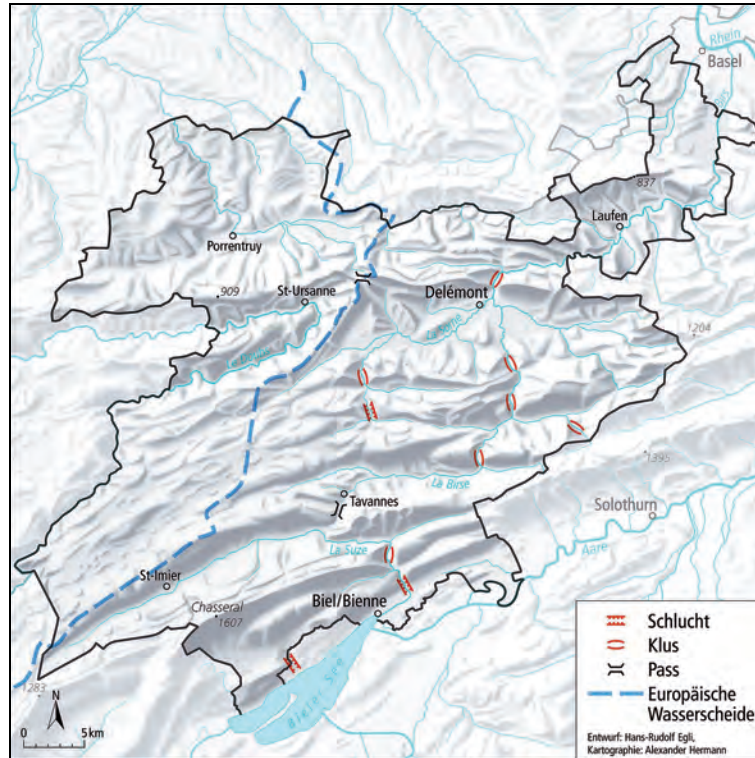


Abb. 1: Der Naturraum im Gebiet des ehemaligen Fürstbistums Basel  
 Quelle: Entwurf: Hans-Rudolf Egli, Kartographie: Alexander Hermann

Das Gebiet des ehemaligen Fürstbistums Basel, das seit 1815 zum Kanton Bern gehört, ist rund 1 600 km<sup>2</sup> gross und reicht von Basel bis an den Bielersee und von der französischen Grenze bis ans schweizerische Mittelland, im Südosten, wo die die höchste Antiklinale beim Chasseral 1 600 m ü.M. hoch ist. Die Talböden des Faltenjuras liegen auf 650 bis 900 m ü.M.

An wenigen Stellen sind die langen Gebirgsketten durch sogenannte Klusen durchbrochen. Diese typischen Juraerscheinungen sind auf der Flusssohle sehr eng und öffnen sich nach oben. Die Taubenloch-, die Twannbach- und die Pichoux-schlucht sind fast senkrechte Einschnitte quer durch die Gebirgsketten. Der Doubs-Fluss im nördlichen Teil des Untersuchungsgebietes ist ebenfalls schluchtartig eingetieft und trennt das Gebiet des Plateaujuras in das Hochplateau der Freiberge im Süden und der Ajoie im Norden. Durch das ehemalige Bistum Basel verläuft auch eine europäische Wasserscheide, da der Doubs nach Westen in die Saône und weiter durch die Rhone ins Mittelmeer entwässert, die beiden Flüsse Birs im Nordwesten und Suze (deutsch Schüss) nach Süden via Rhein in die Nordsee.

Diese drei Abflussgebiete sind über zwei Pässe miteinander verbunden. Das Vallon de St-Imier mit der Suze wird über den Pierre-Pertuis, eine bereits in römischer Zeit ausgebaute Strasse, mit dem Tal der Birs verbunden. Die Strasse aus der Ajoie im Nordwesten führt über den Col des Rangiers ins Delsberger Becken im Birstal. Obschon beide Pässe nur rund 900 m ü.M. hoch sind, kam es bis zur Eröffnung der Autobahn 1998 im Winter nach intensivem Schneefall zu Verkehrsunterbrüchen, so dass die Teilregionen auf der Strasse nicht erreichbar waren.

Die Topographie mit den langen Faltenzügen und den engen Klusen und Schluchten haben den Transit- und den innerregionalen Verkehr bis in die jüngste Zeit erschwert. Mit dem ausgeprägten Relief sowie den klimatischen Bedingungen mit einer mittleren Jahrestemperatur von 4 bis 9° C und einem Jahresniederschlag von 1 000 bis 1 500 mm ist der Jura für die Landwirtschaft gegenüber dem schweizerischen Mittelland benachteiligt. Zudem ist der vorherrschende Kalkuntergrund für die Wasserversorgung der Siedlungen und für die Landwirtschaft ungünstig.

### 3 Das Fürstbistum Basel vom 18. Jahrhundert bis zum Wiener Kongress 1815

Als Fürstbistum Basel wird das Gebiet bezeichnet, das der weltlichen Herrschaft des Bischofs von Basel unterstand. Schon um 1500 verlor der Bischof unter anderem die Stadt Basel, weshalb er im 16. Jahrhundert seinen Sitz nach Porrentruy (deutsch Pruntrut) verlegte.

Das Fürstbistum war ein sehr heterogenes Gebilde, das durch innere Spannungen und rasch wechselnde Beziehungen zu den Nachbarn geprägt war. Im 18. Jahrhundert beherrschten die Beziehungen zu Frankreich die fürstbischöfliche Außenpolitik, nachdem der Kaiser und die Eidgenossen dem Bischof die Unterstützung für die Bewältigung der Unruhen seiner Untertanen verweigert hatten. (Froidevaux 2019, S. 12) Frankreich sicherte dem Fürst die Verteidigung der Grenzen und die innere Sicherheit zu. Damit herrschte bis zur Revolutionszeit Ruhe im Fürstentum.

Unter dem Einfluss des französischen Absolutismus reorganisierte der Fürstbischof seine Herrschaft und baute ein neues Hauptstrassennetz, da er überzeugt war, dass ein Staat nach der Qualität der Strassen beurteilt wird: »[...] *que les étrangers jugent ordinairement du bon et du mauvais gouvernement d'une province suivant les bons ou les mauvais chemins qu'ils rencontrent.*« (Grosjean 1973, S. 42).

Um 1750 waren die Strassen durch die Klusen ausgebaut und die Strecke von Delémont (deutsch Delsberg) bis Biel erstmals mit Wagen befahrbar. Gleichzeitig wurden auch die Kunststrassen von der französischen Grenze bei Boncourt nach Delémont und von dort durch das Birstal nach Basel gebaut.

Nach der Kriegserklärung Frankreichs 1792 an Österreich und an Preussen marschierten französische Truppen in den zum Reich gehörigen, nördlichen Teil des Fürstbistums ein, kurz nachdem der Fürstbischof das Land verlassen hatte. Der Geist der französischen Revolution erreichte noch im selben Jahr Porrentruy, wo die ersten Freiheitsbäume aufgestellt und die freie und unabhängige »Raura-

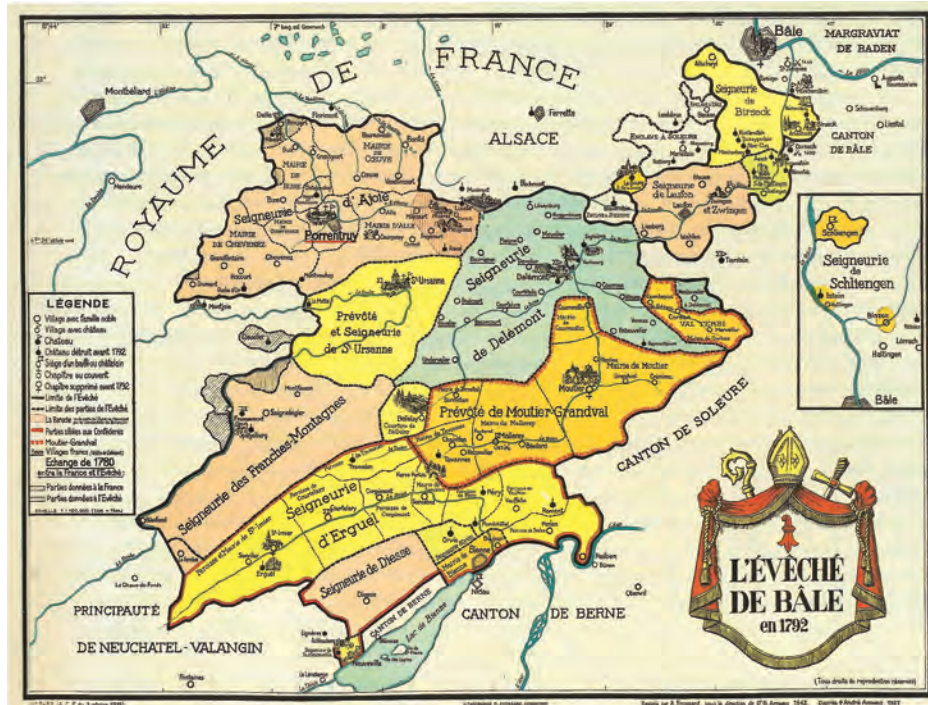


Abb. 2: Das Fürstbistum Basel im Jahr 1792  
Quelle: Frossard 1942

chische Republik« ausgerufen wurden. Der Südjura blieb vorläufig noch unter dem Schutz der eidgenössischen Neutralität.

Da sich die jurassische Nationalversammlung über die Zukunft des Landes nicht einig wurde, schloss sich der Nordjura Frankreich an und bildete das Département Mont Terrible. 1797 wurden die mittlerweile ebenfalls besetzten südlichen Gebiete in dieses Département integriert. Im Jahr 1800 hob Frankreich das Département Mont Terrible auf und gliederte es dem Département Haut-Rhin an. Der Nordjura gehörte zum Arrondissement Porrentruy, der Süden bildete das Arrondissement Delémont. Die Zweiteilung des ehemaligen Fürstbistums war damit politisch-administrativ bis zum Wiener Kongress besiegelt.

#### 4 Das Fürstbistum Basel wird Berner Jura

Durch den Zusammenbruch des napoleonischen Kaiserreichs 1815 wurde der politische Status der Region erneut in Frage gestellt. Ein Verbleib des ehemaligen Fürstbistums in Frankreich kam nicht in Frage. Im Jura selbst waren die Vorstellungen zur Rückkehr des Fürstbischofs, zur Bildung eines eigenen Kantons oder des Anschlusses der verschiedenen Teilgebiete an die Nachbarkantone sehr un-

terschiedlich. Darin zeigte sich einmal mehr die Heterogenität des Gebietes und die unterschiedlichen Interessen der Bevölkerung.

Da der mächtige Kanton Bern die ehemaligen Untertanengebiete Aargau im Osten und die Waadt im Westen durch den Einmarsch der Franzosen verloren hatte, wurde ihm als Ersatz von den Vertretern des Wiener Kongresses 1815 der Jura angeboten, was Bern schlussendlich akzeptierte.

Durch die Integration des ehemaligen Fürstbistums in den Kanton Bern wurden der im Departement Haut-Rhin getrennte Nord- und Südjura politisch-territorial wieder zusammengeführt und die Aussengrenze erhielt eine ganz neue Bedeutung. Zu Frankreich war sie nun Landesgrenze der Eidgenossenschaft, im Westen und Osten innerschweizerische Kantonsgrenze und im Süden war sie nur noch Bezirksgrenze innerhalb des Kantons Bern. Die Stadt Biel gehörte fortan zum Mittelland und nicht mehr zum Jura. Die beiden grössten Städte Porrentruy und Delémont zählten 1818 etwa 1 900 bzw. 1 300 Einwohner und waren nur von regionaler Bedeutung.

In der Sprach- und der Konfessionsverteilung zeigt sich die innerregionale Vielfalt, die in der späteren Entwicklung der Autonomiebestrebungen eine zentrale Rolle spielten. Das Gebiet ist seit dem Mittelalter mehrheitlich französisch, obschon alle Fürstbischöfe deutschsprachigen Adelsfamilien entstammten und viele Adlige aus Deutschland und der deutschen Schweiz nach 1500 nach Porrentruy zogen. Dort lebte der Adel, dem die adeligen Lehen, die erblichen Hofämter und die Vogteistellen vorbehalten waren, unter sich. (*Froidevaux* 2019, S. 15) Nur das Laufental im Osten und die Stadt Biel im Süden waren seit dem Mittelalter ganz oder mehrheitlich deutschsprachig. Mit den Täufern liessen sich seit dem 16. Jahrhundert Berner mit deutscher Muttersprache im Gebiet des Bischofs nieder, und seit dem Zweiten Weltkrieg verlegten zahlreiche Deutschschweizer ihren Wohnsitz in den Jura oder erwarben Zweitwohnsitze, was auf lokaler Ebene zu Konflikten führte, weil dadurch französisch sprechende Einheimische konkurrenziert oder verdrängt wurden.

Noch uneinheitlicher und komplexer als die Sprachenkarte zeigt sich im 19. Jahrhundert die räumliche Verteilung der Konfessionen. Nach den konfessionellen Auseinandersetzungen im Rahmen der Reformation im 16. Jahrhundert blieb vorerst nur der nördliche Teil des Fürstentums beim katholischen Glauben. Das deutschsprachige Laufental wurde unter dem Einfluss der Stadt Basel nach 1529 reformiert, die südlichen Bezirke übernahmen von Bern und Biel beeinflusst 1529/1530 die Reformation. Das Laufental kehrte jedoch mit der Gegenreformation 1579 zum katholischen Glauben zurück.

Die dritte konfessionelle Gruppe im Gebiet des Fürstbischofs bilden die aus dem deutschsprachigen Kanton Bern eingewanderten Täufer (Wiedertäufer, Anabaptisten). Sie wurden dort nach der Reformation im 16. Jahrhundert verfolgt, weil sie die Erwachsenentaufe praktizierten und die strikte Trennung von Kirche und Staat verlangten sowie jeglicher Gewalt entsagten und deshalb den Kriegsdienst verweigerten. Der Fürstbischof erlaubte ihnen, sich als Glaubensflüchtlinge in seinem Gebiet niederzulassen und eigene, deutschsprachige Schulen zu gründen.



Die Vereinigungsurkunde vom 14. November 1815, die zwischen der bernischen Delegation und Vertretern aus dem ehemaligen Fürstbistum ausgehandelt und unterzeichnet wurde, garantierte die Gleichstellung von Jurasern und Altbernern. Eine der wichtigsten Vereinbarungen war die Freiheit des Gottesdienstes der Katholiken und der evangelisch Reformierten. Zudem wurden die Täufer anerkannt unter der Bedingung, dass sie die Ehen und die Geburten in den Kirchenrödeln eintragen lassen. Zudem wurden sie grundsätzlich militärdienstpflichtig, konnten sich aber vertreten lassen. Da die Täufer ihre Betriebe vorwiegend ausserhalb der Dörfer auf den Jurahöhen als Einzelhöfe oder kleine Gruppensiedlungen gründeten, richteten sie ab 1835 eigene, deutschsprachige Schulen ein. Die Täufer bildeten damit während Generationen deutschsprachige Inseln innerhalb des französischen Juras. Von den 68 Täuferschulen existierten 1968 noch sechs, im Jahr 2013 wurde auf dem Mont-Tramelan die letzte geschlossen. Von den rund 1 050 Mitgliedern der sieben Täufergemeinden (Konferenz der Mennoniten der Schweiz) im Jura sind heute die meisten zweisprachig, wobei die Jungen oft besser französisch sprechen als deutsch. Die Familiennamen *Baumann*, *Boegli*, *Fuhrer*, *Geiser*, *Gisiger* oder *Gyger* weisen noch auf die deutschbernische Herkunft hin.

Mit dem Anschluss an den Kanton Bern 1815 entstanden innerhalb des Juras neue Mehrheits- und Minderheitsverhältnisse. Die katholische Bevölkerung des Nordjuras war nun innerhalb des Kantons eine Minderheit, die Reformierten des Südjuras hingegen gehörten zur konfessionellen Mehrheit im Kanton. Und die französisch sprechende Bevölkerung war erneut eine Minderheit, die von ihr gewünschte Anerkennung von Französisch als Amtssprache blieb ihr bis 1831 verwehrt. Seither ist der Kanton Bern offiziell zweisprachig.

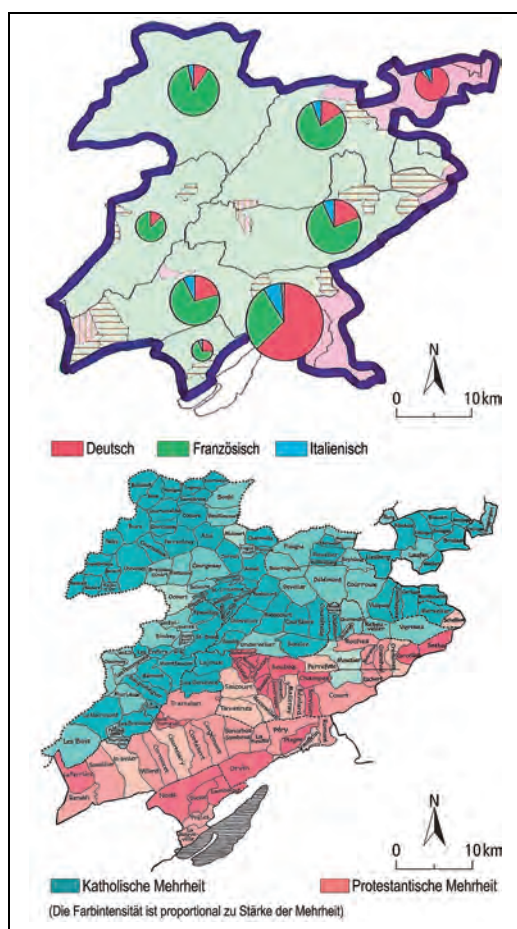


Abb. 3: Die Sprachen (oben) und Konfessionen (unten) im Berner Jura um 1970

Quelle: Atlas der Schweiz 1966, Tafel 27; Junker 1986, S. 113



## 5 Geopolitische Dynamik und Verkehr

Neben den vielfältigen und komplexen innerregionalen Verhältnissen waren auch die Nachbarn und die Nachbarschaftsbeziehungen des Berner Juras sehr unterschiedlich. Das deutschsprachige Laufental war aus wirtschaftlichen Gründen vor allem nach Basel orientiert. Der nördliche Teil des Fürstbistums, insbesondere die Ajoie, nach Frankreich. Im Westen lag das französische und reformierte Neuchâtel, das sich aus Abneigung gegen Frankreich 1707 unter die Herrschaft des Königs von Preussen gestellt hatte. Seit 1814 war Neuchâtel Kanton der Eidgenossenschaft, bis 1848 aber auch noch Fürstentum des preussischen Königshauses. Im Süden grenzte das Bistum an den damals mächtigen Stadtstaat Bern. Die Stadt Biel und mit ihr das Erguel, der südlichste Bezirk des Bistums, waren seit dem Mittelalter eng mit Bern und der Eidgenossenschaft verbunden. Im Osten setzt sich der Jura im katholischen Kanton Solothurn fort.

Aus topographischen Gründen und weil innerhalb des Fürstbistums nach dem Wegfall von Basel ein grösseres Zentrum fehlte, verliefen die Hauptverkehrsachsen ausserhalb der Region. Im Norden durch die Burgunder Pforte, im Süden entlang der Jurafusslinie durch das schweizerische Mittelland, im Osten über den nur 700 m hohen Unteren Hauenstein, der an der Route von Basel Richtung Inner- und Gotthardpass lag. Im Westen war der Jougne-Pass die wichtigste Verbindung von Frankreich durch den Jura zum Grosse St. Bernhardpass nach Italien.

Nachdem im 18. Jahrhundert die Hauptachsen als Fahrstrassen durch die Klusen ausgebaut worden waren, erweiterte der Kanton Bern das Hauptstrassennetz im 19. Jahrhundert nur geringfügig. Einzig die Hauptstrasse von Biel durch die Taubenlochschlucht nach Reuchenette, die Strasse in der Klus von Court sowie die Laufentalstrasse von Delémont bis an die Kantongrenze von Basel wurden erweitert. Zusätzlich wurden mehrere Nebenstrassen im Jura verbessert (*Tanner 2004, S. 109f.*).

Wie in der übrigen Schweiz wurde, etwas verzögert, auch im Jura ein Eisenbahnnetz gebaut. Unter dem Vorsitz von *Xavier Stockmar* plante ein »Zentralkomitee für die jurassische Eisenbahn« eine Bahnlinie von Biel nach Basel mit einer Verzweigung von Delémont nach Porrentruy. Um den Berner Jura an den alten Kantonsteil anzuschließen, sicherte der Kanton der privaten Gesellschaft »*Jura Bernois*« rund 20 % an die geschätzten Baukosten zu. Er wollte damit erreichen, dass eine internationale Linie von Basel durch den Jura über Bern und mit einem Alpentunnel nach Italien führen könnte. Als nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1871/1872 Elsass-Lothringen zu Deutschland gehörte, war der Anschluss ans französische Bahnnetz nicht mehr Basel, sondern Delle. Deshalb wurde die Linie von dort über Porrentruy nach Delémont zuerst gebaut. (*Crevoisier 2012, S. 56*) Porrentruy wurde zum viertwichtigsten Güterbahnhof der Schweiz. Da die Alpentransversale dann aber durch den Gotthard führte (Eröffnung 1882) und erst 1913 die Lötschberg-Simplon-Linie durch das Berner Oberland und das Wallis nach Italien eröffnet wurde, und vor allem nachdem das Elsass 1919 wieder an Frankreich gefallen war, verlor der Jura die Bedeutung als

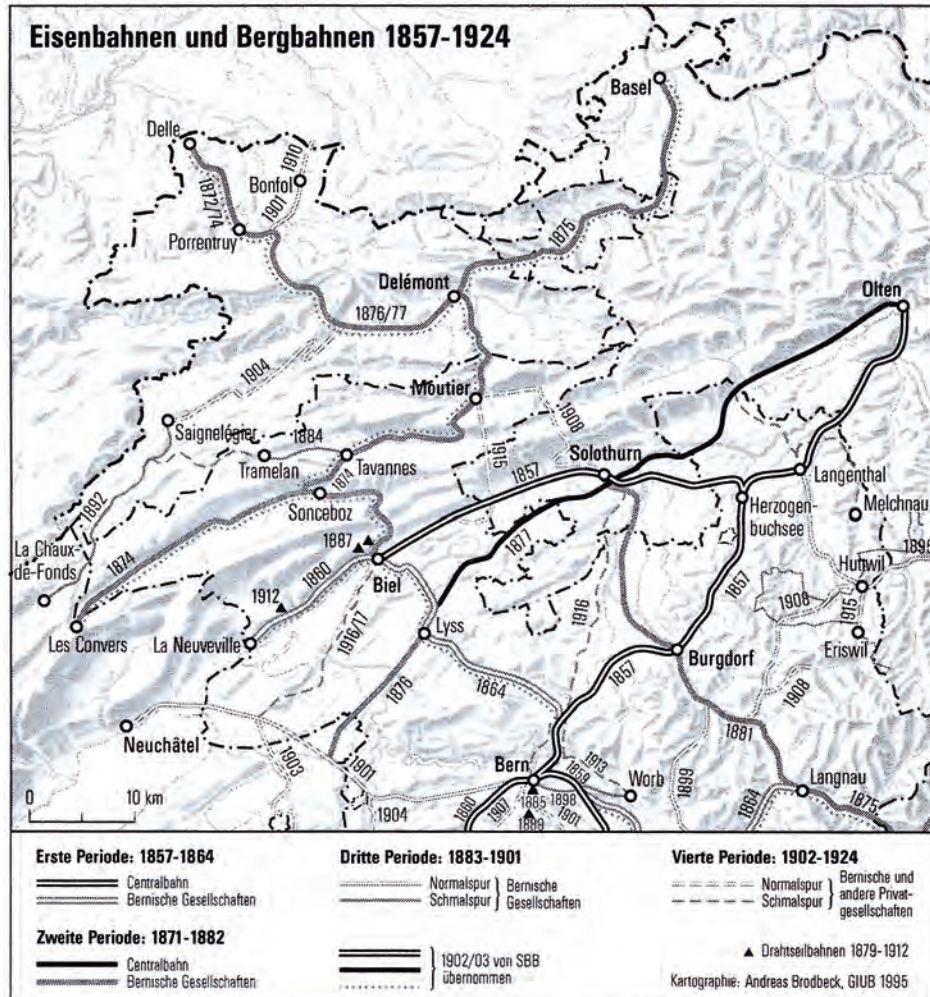


Abb. 4: Die Eröffnung der Eisenbahnlinien im Berner Jura  
Quelle: Bachmann u. Egli 2009, S. 44

internationaler Transitraum sehr rasch wieder. Während des Zweiten Weltkrieges und ab 1993 ist der grenzüberschreitende Güterverkehr bei Boncourt zwischen Delle und Porrentruy eingestellt (Grosjean 1973, S. 47; Bachmann u. Egli 2009, S. 44; »Chemin de fer du Jura bernois« 2020).

Die Verbesserung der innerregionalen Verkehrsverbindungen und der Ausbau der Transitachsen wären für die sozio-demographische und die wirtschaftliche Entwicklung besonders wichtig gewesen. Sie wurden jedoch bis gegen das Ende des 20. Jahrhunderts vom Kanton Bern zu wenig gefördert.

## 6 Industrialisierung des Berner Juras

Bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts waren die meisten jurassischen Einwohner Bauern. Die Landwirtschaft diente hauptsächlich der Selbstversorgung. In den Tälern und in der Ajoie dominierte der Ackerbau mit Dreizelgenwirtschaft, in den höheren Lagen und in den Freibergen betrieben die Bauern vorwiegend Viehzucht. In den Freibergen spielt die Zucht einer speziellen Pferderasse bis heute eine wichtige Rolle. Seit dem Mittelalter wurde Holz aus grossen Waldgebieten nach Basel exportiert.

Bedeutende Bohnerzvorkommen im Delsberger Becken und die reichen Holzvorkommen waren die Grundlage für die Eisenindustrie. Die Erzvorkommen waren im 16. Jahrhundert vom Fürstbischof verstaatlicht worden. Mit Hilfe von Ausländern liess er in Undervelier und Courrendlin Hochöfen bauen, die Produktionsüberschüsse exportierte er vorwiegend in die Schweiz und konnte damit die Finanzen des Bistums sanieren. Nach dem Bau der Eisenbahnlinien ab 1872 kam jedoch billigeres Eisen in die Schweiz und konkurrenzierte die jurassischen Eisenwerke. 1926 wurde der Bohnerzabbau im Jura eingestellt (*Prongué* 2012, S. 63ff.).

Auch die im Jura bedeutende Glasindustrie basierte auf den lokalen Ressourcen Quarzsand, Kalk und Asche. Das Holz als Energierohstoff stand ebenfalls lokal zur Verfügung. Wie beim Eisen waren die Pioniere der Glasindustrie aus Deutschland eingewandert. (*Froidevaux* 2019, S. 16) 1860 standen zwei der sechs Glashütten der Schweiz im Berner Jura.

Die grösste Bedeutung erlangte die Uhrenindustrie, die seit dem 18. Jahrhundert von Westen aus dem Kanton Neuchâtel in den Süden des Bistums eingeführt wurde. Im Gegensatz zur Eisen- und Glasindustrie spielte dabei die Grenzlage des Bistums und später des Berner Juras eine entscheidende Rolle.

Zur raschen und weiträumigen Entwicklung der Uhrenindustrie haben auch die ungünstigen klimatischen Bedingungen für den Ackerbau sowie die geringen Einkünfte aus Milchwirtschaft und Tierzucht beigetragen. Die Bauern hatten nicht nur Zeit für die Heimarbeit, sondern sie waren auch auf ein Zusatzeinkommen angewiesen (*Egli* 1994, S. 1). Indem sie die Uhrmacherei mit ihrem angestammten Beruf verbanden, verfügten die Bauern sowohl über ein heimindustrielles als auch ein landwirtschaftliches Standbein und konnten sich wirkungsvoll gegen existenzbedrohende agrarische und industrielle Konjunkturschwankungen absichern (*Pfister* 1995, S. 17). Im Gegensatz zur Landwirtschaft stellte die Uhrenindustrie an die naturräumlichen Voraussetzungen keine grossen Ansprüche, denn die Herstellung von Uhren war nicht an vorhandene Rohstoffe und nur in kleinem Masse an Energiequellen gebunden. Auch die relativ schlechten Verkehrsverbindungen waren für die hochwertigen und leicht zu transportierenden Uhren nur von geringem Nachteil (*Egli* 1994, S. 2).

Im Amtsbezirk Courtelary waren in der Volkszählung von 1770 insgesamt 414 Uhren-Heimarbeiter registriert worden, was 22 % der Bevölkerung ausmachte. Fünfzig Jahre später waren es bereits 1 200. Wie in der Uhrenproduktion üblich spezialisierten sich die Menschen in der eigenen Wohnung auf die Herstellung von einzelnen Bestandteilen wie Schalen, Zifferblätter, Zahnräder, Federn

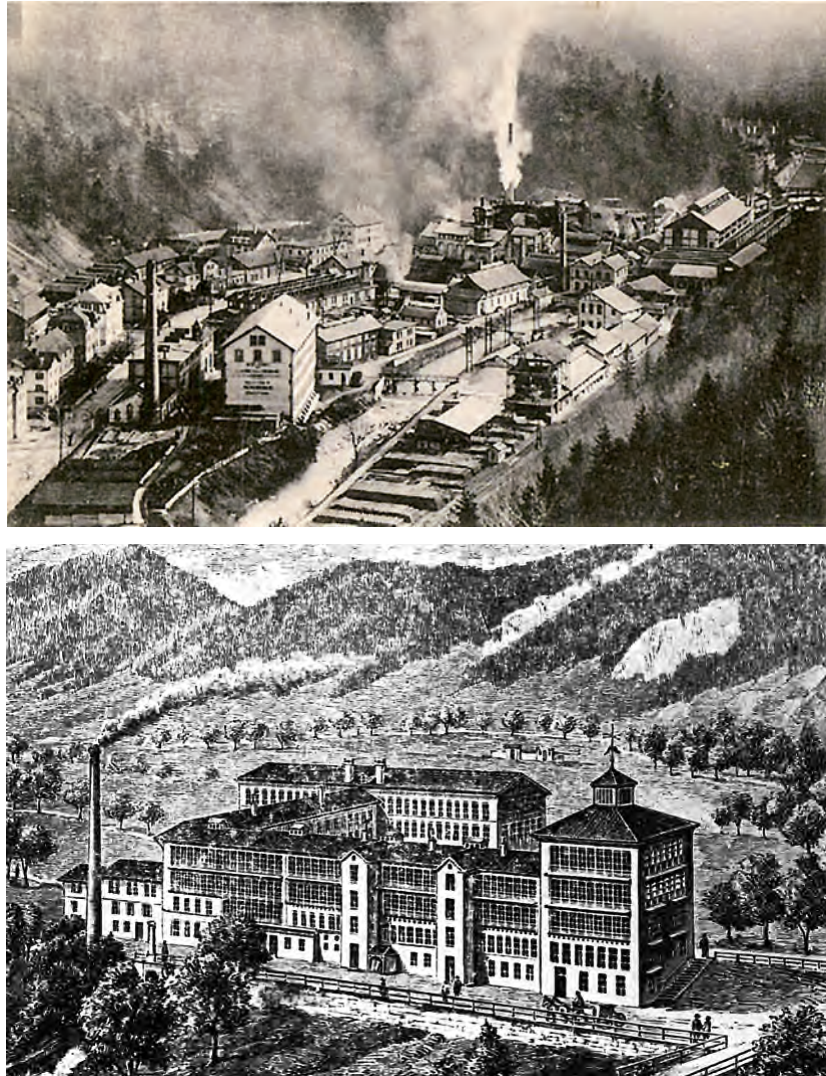


Abb. 5: (Oben) Eisenwerk Von Roll in der Klus von Choindéz 1922 und (unten) die 1866 in Saint-Imier gegründete Uhrenfabrik Longines, die heute zur Swatch-Group gehört  
Quelle: Von Roll, Choindéz; Barblan 1984

oder Zeiger, die dann in speziellen Werkstätten, den so genannten ›Ateliers d'établissage‹, zusammengesetzt wurden (Pfister 1995, S. 237).

Der südjurassische Aufschwung begann 1831, als sich liberale Unternehmer nach einer im Kanton Neuenburg fehlgeschlagenen Revolution im Vallon de Saint-Imier niederliessen. Im Neuenburger Jura hatten die Produzenten vergeblich eine Modernisierung der Uhrenindustrie angestrebt. An ihrem Zufluchtsort fanden sie bessere und vor allem weniger regulierte Produktionsbedingungen vor,



denn in dieser Zeit war der Widerstand gegen den technischen Fortschritt und das Festhalten an korporatistischen Ideen im Berner Jura geringer als in anderen Regionen des jurassischen Uhrengürtels (Koller 2003, S. 501).

Schritt für Schritt bauten die Unternehmer die ›Ateliers d'établissage‹ zu Fabriken um. Letztere entstanden mehrheitlich im Vallon de Saint-Imier, was dieser Region ein grosses Bevölkerungswachstum bescherte. Die Heimarbeit wurde jedoch nicht direkt von der Fabrikphase abgelöst, sondern zuerst von der Manufaktur – einer Zwischenform, welche die Arbeiterinnen und Arbeiter in grossen Fabriksälen vereinigte, wo einzelne Uhrenbestandteile hergestellt und zusammengesetzt wurden. Auf diese Weise erfolgte erstmals eine Konzentration der Arbeitskräfte; es wurden jedoch noch keine Maschinen verwendet, die mit Elektrizität betrieben wurden. Die Heimarbeit blieb trotzdem bis ins 20. Jahrhundert in den ländlichen Gemeinden von grosser Bedeutung. So beschäftigte Longines 1905 neben 840 Fabrikarbeitern auch noch 960 Heimarbeiter und Heimarbeiterinnen.

Um 1850 erlebte die Uhrenindustrie eine erste Blüteperiode mit jährlichen Wachstumsraten von sechs bis sieben Prozent. Die schmucklosen, robusten und preiswerten Zeitmesser aus dem Südjura entsprachen dem Geschmack der Kundschaft, die Anzahl grösserer Uhren-Etablissements nahm rasant zu (Pfister 1995, S. 270). In den 1870er-Jahren sah sich die Uhrenindustrie jedoch erstmals mit einer ernsthaften Krise konfrontiert. Dafür gab es zwei Ursachen: Einerseits gründeten die Probleme in der Welthandelskrise von 1873, welche die gesamtschweizerische Uhrenproduktion in eine tiefe Depression stürzte. Preise und Exporte brachen in den drei folgenden Jahren vor allem unter dem Druck der US-amerikanischen Konkurrenz ein (Steffen 2003, S. 7). Damals wurde ein grosser Nachteil der helvetischen Uhrenindustrie erstmals klar ersichtlich: Weil die Grösse des Binnenmarktes schon damals beschränkt war, waren und sind noch heute Exportabhängigkeit und Krisenanfälligkeit sehr gross (Egli 1994, S. 2). Ausserdem hatte sich die südjurassische Uhrenindustrie nach ihren raschen Anfangserfolgen gewissermassen auf den Lorbeeren ausgeruht und war technologisch und qualitativ in Rückstand geraten (Pfister 1995, S. 270).

Nachdem sich die Uhren- und mit ihr die Maschinenindustrie bis 1914 wieder erholt hatten, führten die beiden Weltkriege und die Weltwirtschaftskrise der Zwischenkriegszeit für die exportorientierten Wirtschaftszweige zu einer tiefen Krise mit besonders hoher Arbeitslosigkeit im Jura. Nach dem Zweiten Weltkrieg blühte die Uhrenindustrie wieder auf. 1970 waren 47 % aller Beschäftigten des Berner Juras in der Uhrenindustrie tätig. Doch die nächste Krise von 1973/1974 traf die Region wiederum besonders hart. Ausschlaggebend dafür waren das Aufkommen der billigen, in Japan entwickelten Quarz-Uhren und die immer stärker werdende Konkurrenz aus dem Fernen Osten. 1980 arbeiteten im selben Gebiet nur noch 18 % aller Beschäftigten in der Uhrenbranche (Koller 1998, S. 126). Dank der Entwicklung der Swatch-Uhren, die primär als modisches Accessoire und weniger als Zeitmesser gekauft wird, hat sich die regionale Uhrenindustrie wieder erholt. Die erfolgreiche Bieler Swatch Group hat traditionsreiche Uhrenfabriken wie die Longines aufgekauft und diese Betriebe so vor der Schliessung

bewahrt. Die mittlerweile stark automatisierte Uhrenproduktion ist heute in globalen Unternehmen organisiert, die ihren Sitz ausserhalb der Region haben.

## 7 Kampf um Autonomie bis zur Gründung des Kantons Jura 1979

Schon im Spätjahr 1830 kam es im Jura zu einzelnen separatistischen Aufrufen, sogar zu Tumulten und Ungehorsam gegen die Behörden. Vor allem die Ajoie, die zu 80 % an Frankreich grenzte, stand den Ideen der Pariser Julirevolution näher als die übrigen Juraregionen. Symbolfigur der neuen Gesinnung im ehemaligen Fürstbistum wurde *Xavier Stockmar*, ›*l'homme du Jura*‹, wie er später genannt wurde. Schon vor der Julirevolution hatte er die ›*Rauracienne*‹ geschaffen, ein Lied, das die jurassische Heimat preist und die Bürger zur Einigkeit und zum Kampf für die Freiheit aufruft. Es wurde zur Hymne der Separatisten, obwohl es nirgends zur Trennung von Bern aufruft. *Stockmar* trug 1831 als Führer der liberalen Bewegung im Jura zum Sturz des Berner Patriziats bei, wurde später sogar Regierungsmitglied des Kantons Bern. Nach vier Jahren wurde er jedoch wegen angeblichen Hochverrats abgesetzt, da er verdächtigt wurde, Haupt der separatistischen Agitationen im Jura zu sein. Er entzog sich der Verhaftung durch Flucht nach Frankreich, kehrte jedoch 1846, nachdem er vom Hochverrat freigesprochen worden war, in den Jura zurück und setzte sich fortan für die autonome Stellung dieser Rand- und Grenzregion ein (*Junker* 1990, S. 106ff.).

Der Kulturkampf in den 1870er-Jahren zwischen der Staatsgewalt und der katholischen Kirche wurde nicht nur im Berner Jura ausgetragen, dort jedoch besonders heftig. Er erwuchs aber nicht nur aus konfessionellen Unterschieden wie der Zahl der katholischen Feiertage oder der Erlaubnis, Nonnen als Lehrerinnen an öffentlichen jurassischen Schulen zu akzeptieren. Es ging auch um Sonderrechte, die dem Jura nach dem Anschluss an den Kanton Bern gewährt wurden, wie dem Grundsteuersystem oder der Verwaltung des Armenwesens, die die Jurassier aus der Zeit unter französischer Herrschaft beibehalten durften und nun abgeschafft werden sollten. Der Graben vertiefte sich dabei nicht nur zwischen den Katholiken und den Altbernern, sondern auch zwischen dem katholischen Nord- und dem reformierten Südjura. Wobei auch im Nordjura ein Teil der Bevölkerung gegen die zunehmenden Einflüsse der katholischen Kirche auftraten. Seit Mitte der 1870er-Jahre beschäftigte die Wirtschaftskrise die Bevölkerung im Jura jedoch mehr als die Kirchenpolitik. Die Bestrebungen für einen eigenen Kanton traten bis nach dem zweiten Weltkrieg in den Hintergrund (*Junker* 1990, S. 338ff.). Während den beiden Weltkriegen, als die Landesgrenze zu Frankreich geschlossen und Kampfhandlungen zeitweise sehr nahe waren, wurde im Jura die Grenzsituation und die periphere Lage in der Schweiz besonders stark bewusst.

Seit Beginn des 20. Jahrhunderts nahm die Furcht vor einer Germanisierung in der ganzen französischsprachigen Schweiz und speziell im Jura zu. Neue Komitees, welche für die Trennung des Juras vom Kanton Bern warben, verloren jedoch ihre Bedeutung als Folge der Probleme der stark exportorientierten Uhrenindustrie bis nach dem Zweiten Weltkrieg.

Der Separatismus entbrannte 1947 definitiv, als *Georges Moeckli*, dem jurassischen Vertreter in der Berner Regierung, die Baudirektion verweigert wurde. Das Baudepartement übernahm ein Berner Oberländer, was zur Folge hatte, dass die Jurassier der Regierung und dem Parlament später vorwarfen, während der Hochkonjunktur der Nachkriegsjahre den Strassenbau im Jura im Gegensatz zum alten Kantonsteil zu vernachlässigen. Der Ausbau der Verkehrsinfrastruktur innerhalb des Juras und in die Nachbarregionen wäre aber für die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung besonders wichtig gewesen. Ende 1947 bildete sich das ›*Mouvement separatiste jurassien*‹ mit dem Ziel, das Gebiet des ehemaligen Bistums Basel wieder vom Kanton Bern zu lösen. Mit einer Änderung der bernischen Staatsverfassung wurde zwar 1950 die Existenz eines eigenen jurassischen Volkes neben dem bernischen im alten, deutschsprachigen Kantonsteil anerkannt, nicht aber die Schaffung eines eigenen Wahlkreises Jura, der die Vertretungen in Regierung und Parlament gesetzlich gesichert hätte. Die Anerkennung der Existenz des jurassischen Volkes war für schweizerische Verhältnisse ungewöhnlich, weil hier allenfalls sprachliche oder kulturelle Gruppen definiert werden, nicht aber ethnische. Zwei Jahre später schlossen sich die Separatisten im ›*Rassemblement jurassien*‹ im Anklang an General *de Gaulles* ›*Rassemblement du Peuple français*‹ zusammen (*Junker* 1996, S. 213ff.).

Mit einer Initiative versuchten die Jurassier, auf kantonaler Ebene ein Gesetz zu verlangen, das die Loslösung des Juras vom Kanton Bern ermöglichen sollte. Die Abstimmung ergab aber selbst in den sieben jurassischen Amtsbezirken gesamthaft keine Mehrheit. Der Jura war einmal mehr gespalten: die nördlichen Bezirke stimmten mehrheitlich zu, die südlichen und das deutschsprachige Laufental stimmten dagegen. Die Hoffnung, dass die Jurafrage damit gelöst sei, erwies sich als falsch. Vor allem Personalentscheide des bernischen Parlaments zugunsten des alten Kantonsteils und gegen den Jura verhärteten die Fronten (*Junker* 1986, S. 99f.).

Nach der Ablehnung der Initiative zur Gründung des Kantons Jura am 5. Juli 1959 blieb das ›*Rassemblement jurassien*‹ weiterhin aktiv. 1962 wurde als weitere Organisation die ›*Front de liberation jurassien*‹ (FLJ) als militante Separatistenorganisation gegründet. Im gleichen Jahr entstand auch die separatistische Jugendgruppe ›*Béliers*‹, zu Deutsch ›*Sturmböcke*‹, die bis heute aktiv sind und sich auch nach der Kantonsgründung für die Vereinigung mit dem Südjura einsetzen. 1973 organisierten sich auch die jungen Proberner und nannten sich ›*Sangliers*‹ (›*Wildschweine*‹). Im Gegensatz zu den ›*Béliers*‹ anerkennen sie die Abstimmungen zur Gründung des Kantons Jura und akzeptieren die Teilung des alten Bistums Basel.

Vom Herbst 1962 bis Frühjahr 1964 kam es im Zusammenhang mit der Jurafrage zu mehreren gegen Bern und die Eidgenossenschaft gerichteten Anschlägen, unter anderem zu Brandstiftungen an Bauernhöfen prominenter Antiseparatisten. Diese von Privatpersonen verübten Einzelaktionen, für welche die ›*Front de liberation jurassien*‹ jedoch die Verantwortung übernahm, erregten in der ganzen Schweiz grosses öffentliches Aufsehen. Die beiden Hauptangeklagten wurden im März 1966 zu langjährigen Haftstrafen verurteilt. Zwei Haupttätern



### Sind wieder Terroristen am Werk im Berner Jura?

Ein Augenschein in den Freibergen

Abb. 6: Brandanschlag auf einen Bauernhof in den Freibergen am 18. Juli 1963

Foto: Der Bund, 21.07.1963

gelang später die Flucht nach Spanien und Frankreich, wo sie politisches Asyl erhielten.

1969 wurde dann eine Kommission aus Altbernern und Jurassiern gegründet, die ein Verfahren vorschlug, wie die jurassische Bevölkerung nochmals darüber abstimmen könnte, ob sie sich von Bern trennen und einen eigenen Kanton bilden möchten. Bei Annahme sollten in einem zweiten Schritt die sieben Bezirke entscheiden, ob sie dem neuen Kanton angehören wollten und schliesslich sollte dieses Recht noch jeder Gemeinde an der neu entstandenen Kantonsgrenze zustehen. Dieses dreistufige Verfahren wurde als Änderung der bernischen Verfassung von den Stimmberechtigten des ganzen Kantons 1970 mit 86 % Ja-Stimmen angenommen. Damit war der Weg offen für die Selbstbestimmung der Jurassier über ihre territoriale Zugehörigkeit.

Am 23. Juni 1974 konnten alle bernjurassischen Stimmberechtigten die Frage beantworten: »*Wollt ihr einen neuen Kanton bilden?*« Neun von zehn nahmen an der Abstimmung teil und entschieden zu 52 % für einen eigenen Kanton Jura. Beim zweiten Plebiszit von 1975 entschieden sich dann wie erwartet nur die nördlichen, katholischen Amtsbezirke für den neuen Kanton. Das deutschsprachige Laufental und die mehrheitlich reformierten südlichen Bezirke entschieden sich für den Verbleib beim Kanton Bern. Und noch im selben Jahr stimmten 13 Gemeinden entlang der neuen Kantonsgrenze über die zukünftige Kantonszugehörigkeit, fünf für den Verbleib beim Kanton Bern, acht für den Anschluss an den Kanton Jura. Schon nach zwei Jahren wurde die Verfassung der Republik und des Kantons Jura von 80 % der Stimmberechtigten des neuen Kantons angenommen (Voutat 2019).

Das ehemalige Bistum Basel war, nachdem die schweizerische Bevölkerung mit grosser Mehrheit dem neuen Kanton zugestimmt hatte, am 1. Januar 1979 definitiv auseinandergebrochen, auch wenn sich eine Gruppe von Separatisten bis heute bemüht, auch den Südjura dem neuen Kanton anzuschliessen.



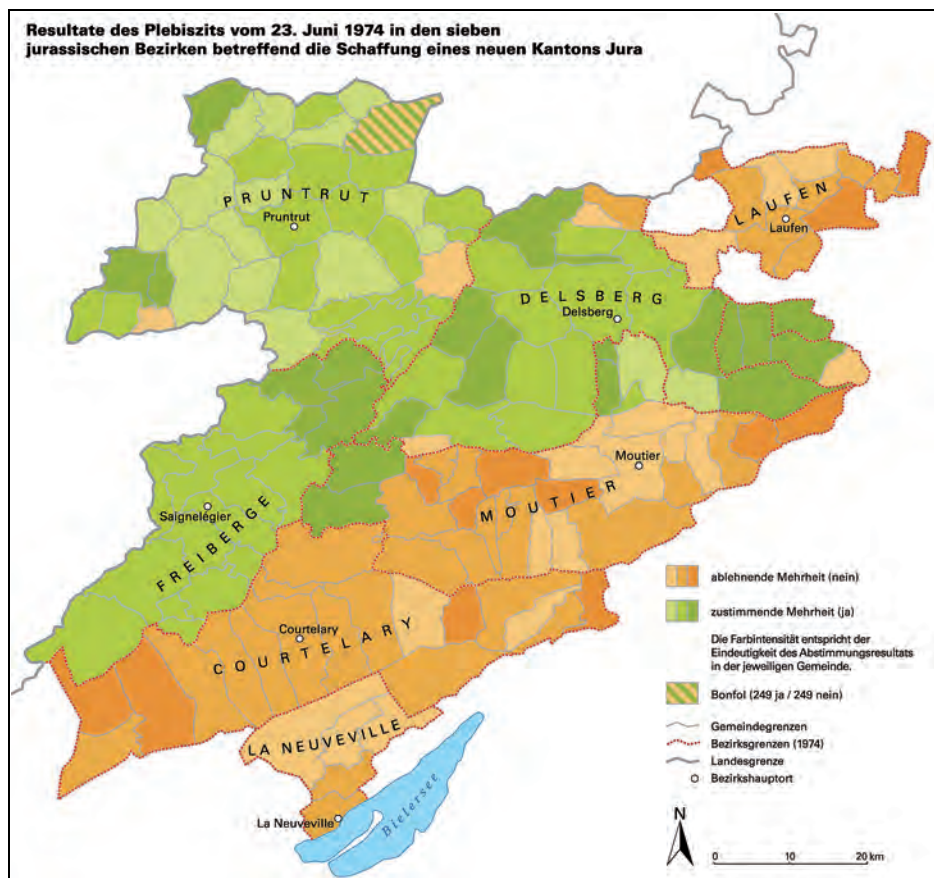


Abb. 7: Abstimmung in den Bezirken des Berner Juras am 23. Juni 1974 zur Frage »Wollt ihr einen neuen Kanton bilden?«

Karte aus: Artikel »Berner Jura« © 2002 Historisches Lexikon der Schweiz und Kohli Kartografie, Bern

Mit der Gründung des Kantons Jura als 26. souveränen Teilstaat der Eidgenossenschaft hat sich die politisch-territoriale Situation der Grenzregion grundlegend verändert, indem sich der nördliche Teil in der stark föderalistisch geprägten Schweiz seither selbständig weiterentwickeln kann. Als Kantonshauptstadt wurde Delémont mit rund 12 700 Einwohnern gewählt, einzelne Verwaltungszweige haben ihren Sitz jedoch in Porrentruy, Saint-Ursanne, Saignelégier und in Les Breuleux, was die heterogene Struktur des neuen Kantons deutlich aufzeigt.

Die Verkehrsinfrastruktur wurde durch die Kantonsgründung stark verbessert, indem die bereits 1964 geplanten Schnellstrassen von Boncourt an der Landesgrenze zu Frankreich über Porrentruy nach Delémont und von dort einerseits nach Basel und andererseits nach Biel 1984 ins Nationalstrassennetz aufgenommen und deshalb weitgehend vom Bund finanziert wurden. Der weitere Ausbau

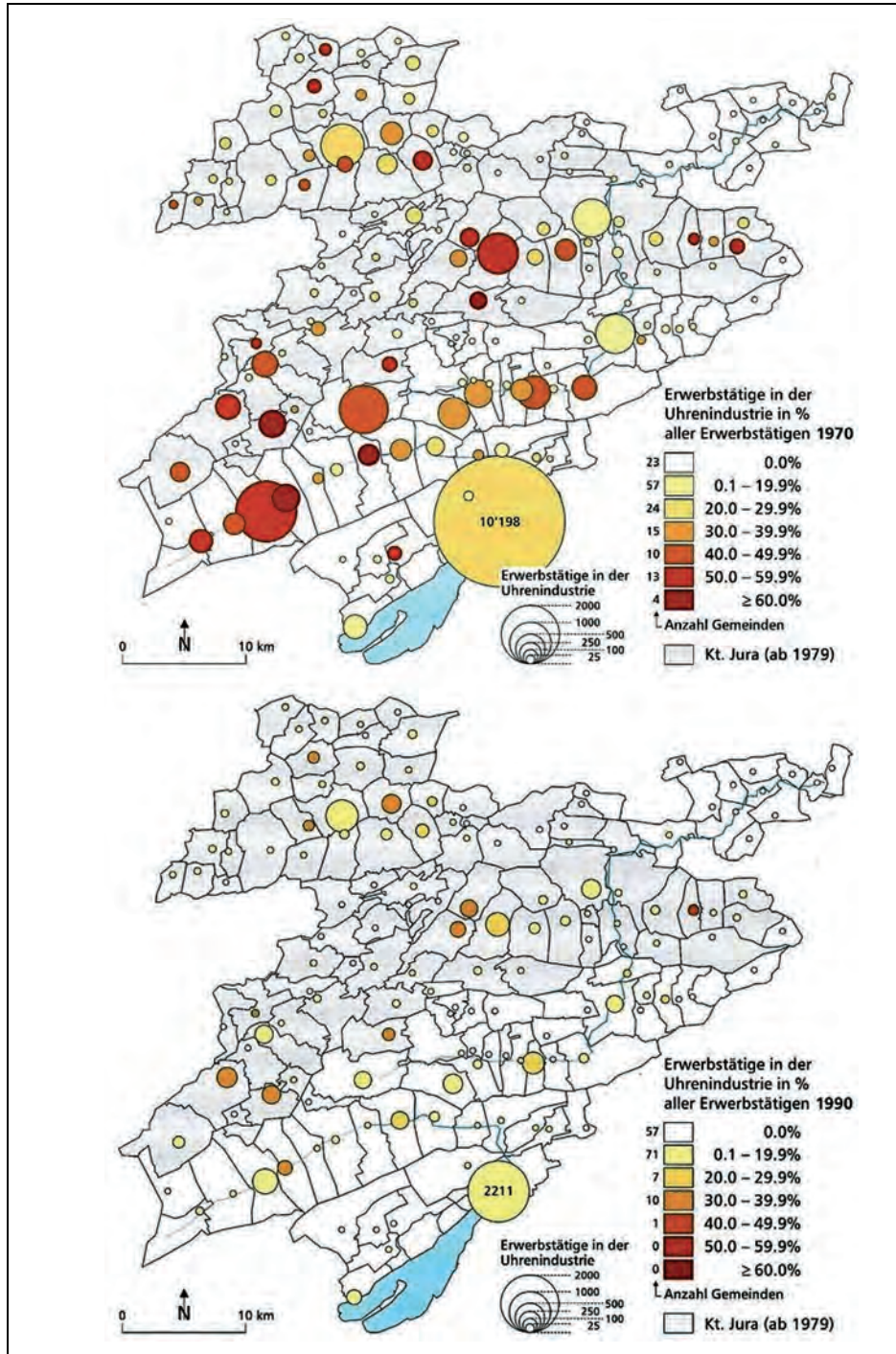


Abb. 8: Erwerbstätige in der Uhrenindustrie im Berner Jura 1970 (oben) und 1990 (unten)  
 Quelle: Pfister u. Egli 1998, S. 127

des Eisenbahnnetzes, der vom Kanton Jura hätte finanziert werden müssen, wurde jedoch von der Kantonsbevölkerung 1992 abgelehnt (Kohler 2019, S. 28).

Die sozio-demographische und die wirtschaftliche Entwicklung hat sich durch die Kantonsgründung nicht wesentlich verändert. Die Bevölkerung wuchs von 1980 bis 2018 lediglich um 13 %, gegenüber 34 % der gesamten Schweiz. In 13 Gemeinden nahm die Einwohnerzahl sogar ab. Heute (2020) zählt der Kanton rund 73 400 Einwohner und Einwohnerinnen.

Für die wirtschaftliche Entwicklung fiel die Kantonsgründung in eine ungünstige Konjunkturlage. Vor allem die exportorientierte Uhren- und Maschinenindustrie litt unter den Krisen der 1970er-, der 1980er-Jahre und dem Einbruch von 2008. In der Uhrenindustrie gingen die Hälfte der Arbeitsplätze und der Betriebe verloren (Fallet u. Veyrassat 2015, S. 6). Heute arbeitet im Kanton Jura aber immer noch rund ein Drittel aller Beschäftigten des Industriesektors in der Uhrenproduktion. Der Dienstleistungssektor ist wie überall in den letzten Jahren stark gewachsen, ist aber mit einem Anteil von 57 % an allen Beschäftigten im schweizerischen Vergleich immer noch relativ tief. Rund ein Drittel davon arbeitet in den öffentlichen Diensten (Verwaltung, Schulen, Gesundheitswesen und Sozialdienste), was direkt auf die Kantonsgründung zurück zu führen ist. Da der Kanton Jura stark ländlich geprägt ist, arbeiten immer noch rund 7 % der Beschäftigten in der Landwirtschaft, gesamtschweizerisch sind es nur noch 3 %.

Unmittelbar mit der Grenzlage hängt die sehr hohe Zahl der Grenzgänger zusammen. Ende 2019 arbeiteten über 8 600 Personen im Kanton Jura, die ihren Wohnsitz in Frankreich haben. Das heisst, dass jeder fünfte Beschäftigte täglich die Landesgrenze auf dem Arbeitsweg überquert.

Die insgesamt schwierige sozio-demographische und wirtschaftliche Situation des Kantons Jura hängt neben der Grenzlage insbesondere mit den schwierigen naturräumlichen Bedingungen, der industriellen Monostruktur und der dezentralen Siedlungsstruktur zusammen, so dass sich der Sog in die städtischen Zentren ausserhalb des Kantons, insbesondere nach Basel, nachteilig für die Entwicklung auswirkt.

## 8 Bilanz und Schlussfolgerungen

Das Fürstbistum Basel im zentralen Jura verfügte durch die kleinräumige herrschaftlich-territoriale Gliederung über eine Vielzahl von Innengrenzen. Nach dem Abgang der Stadt Basel fehlte ein starkes Zentrum, die Kleinstädte Porrentruy, Saint-Ursanne, Delémont, Laufen und Biel konkurrenzten sich gegenseitig. Die starke Reliefgliederung mit bis zu 1200 m Höhendifferenzen sowie der Klusen und Schluchten erschwerten den Bau von Fahrstrassen, so dass die Kommunikation zwischen den Kleinzentren zusätzlich erschwert wurde.

Die alten französischen und die deutschen Sprachregionen des Fürstbistums erzeugten weitere Grenzen, die aber kaum zu Konflikten führten. Die seit dem 16. Jahrhundert angesiedelten Täufer hatten jedoch deutsche Sprachinseln erzeugt, die durch die eigenen Schulen bis ins 20. Jahrhundert konstant blieben.

Diese ehemaligen Deutschberner spielten im Konflikt um die Unabhängigkeit von Bern aber eine wichtige Rolle, obschon die Täufergemeinden politisch neutral, die meisten Mitglieder jedoch probernisch waren. Wichtiger als die innerregionalen Sprachgrenzen waren seit der Reformation die Konfessionsgrenzen. Der Kampf der Separatisten erfolgte seit dem Übergang des Fürstbistums an den Kanton Bern im 19. Jahrhundert weitgehend entlang der Grenze zwischen den Katholiken im Nordjura und den Reformierten im Südjura. Das deutschsprachige und mehrheitlich katholische Laufental entschied sich 1989 für den Anschluss an den Kanton Basel-Land, weil die Mehrheit der Bevölkerung nicht zum Kanton Jura wechseln wollte, die Region jedoch seit der Gründung des Kantons Jura eine bernische Exklave war.

Die äusseren Grenzen waren durch die wechselhaften Beziehungen zu den Nachbarn noch wichtiger als die inneren. Die Grenzlage zu Frankreich führte nach der Französischen Revolution zuerst zur Integration in französische Departemente, nach dem Untergang des Kaiserreiches zur völligen Abkehr von Frankreich. Die Grenzen zum preussischen Fürstentum Neuchâtel und zur Stadt Basel waren vor allem aus wirtschaftlichen Gründen besonders wichtig. Von Neuchâtel kamen nach dem Aufstand von 1831 zahlreiche Uhrenarbeiter, Basel war als Markt- und Handelsplatz für den Jura von grosser Bedeutung.

Nach dem Deutsch-Französischen Krieg wurde Porrentruy als Transitort von Frankreich in die Schweiz wichtiger als Basel. Während den beiden Weltkriegen waren die Landesgrenzen weitgehend geschlossen und der Jura dadurch peripher. Die Wirtschaftskrise der Zwischenkriegszeit und die Krisen der 1970er- und 1980er-Jahre traf dann die exportabhängige Uhren- und Maschinenindustrie besonders stark. Heute sind neben den Industrieunternehmen auch die Dienstleistungsbetriebe im Jura stark von den französischen Grenzgängern abhängig. Dabei spielt der freie Personenverkehr über die innereuropäischen Grenzen eine zentrale Rolle.

Seit dem 18. Jahrhundert wurde die demographische und wirtschaftliche Entwicklung vor allem mit dem Ausbau der Verkehrsinfrastruktur in Zusammenhang gebracht. Der Fürstbischof baute deshalb das Hauptstrassennetz durch die Klusen und Schluchten aus. Trotzdem verlief der überregionale Verkehr weiterhin ausserhalb des Fürstbistums. Auch das Eisenbahnnetz vermochte nur nach dem Ende des Deutsch-Französischen Krieges von 1871 bis 1919 auf der Hauptverbindung Boncourt-Porrentruy-Delémont-Biel internationale Bedeutung zu erlangen.

Der neuzeitliche Strassenbau wurde vom Kanton Bern bis zum Bau der Autobahn in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vernachlässigt, was im Jura als Grund für die relativ schwache wirtschaftliche Entwicklung angenommen wurde und das Bedürfnis nach einem eigenen Kanton förderte, der Kampf für den Wegzug vom Kanton Bern wurde unter anderem mit dem ungenügenden Ausbau des Strassennetzes begründet. Die Erwartungen zur wirtschaftlichen Entwicklung als Folge des Baus der Autobahn von der französischen Grenze über Porrentruy nach Delémont und weiter nach Basel und nach Biel, geplant seit 1964, fertiggestellt aber erst 2017, waren und sind bis heute sehr hoch. Mit der neuen Strasse wurden die innerregionalen Verbindungen vereinfacht, wie weit die Wirtschaft ebenfalls

profitiert, wird sich erst in Zukunft zeigen, insbesondere, weil sich die Industrie in der Franche-Comté jenseits der Landesgrenze seit Jahren im Niedergang befindet (Neue Zürcher Zeitung 2015, S. 27).

Trotz der zahlreichen Spannungen und Konflikte, die im Jura im Zusammenhang mit inneren und äusseren Grenzen entstanden, ist erfreulich, dass es möglich war, 130 Jahren nach der Gründung der Schweiz als Bundesstaat einen neuen Kanton zu gründen und damit einen grundlegenden Konflikt zu lösen. Heute ist nur noch die Kantonzugehörigkeit der bernischen Stadt Moutier offen. Die Abstimmung von 2017 ergab eine knappe Mehrheit für den Wechsel zum Kanton Jura, wurde aber wegen Unregelmässigkeiten annulliert und wird demnächst wiederholt.

### Zusammenfassung

Das topographisch und herrschaftlich kleinräumig gegliederte Gebiet des ehemaligen Fürstbistums Basel war für den Verkehr schwierig zu erschliessen. Nach dem Abgang der Stadt Basel um 1500 fehlte der Region ein grösseres Zentrum und die Kleinstädte konkurrierten sich gegenseitig. Nach der Französischen Revolution wurde das Gebiet von Frankreich annektiert und ging nach dem Zusammenbruch des Kaiserreiches an den Kanton Bern über. Die für das Mittelland besonders wichtige Verkehrserschliessung liess der Fürstbischof im 18. Jahrhundert die Fahrstrassen durch die Klusen und Schluchten ausbauen. Ab 1872 wurde ein Eisenbahnnetz vorwiegend von Privaten finanziert, und ab 1984 baute der Bund von der französischen Landesgrenze über Delémont nach Basel und nach Biel neue Hochleistungsstrassen.

Die von Anfang an exportorientierte und deshalb sehr krisenanfällige Uhren- und Maschinenindustrie entwickelte sich im Südjura seit dem 18. Jahrhundert aus der Heimindustrie. Die ältere Eisenindustrie und die Glasindustrie basierten auf regionalen Rohstoffen und dem Holz als Energielieferant, verloren jedoch im 20. Jahrhundert ihre Bedeutung weitgehend.

Der bereits im frühen 19. Jahrhundert einsetzende Kampf um Autonomie wurde durch Wirtschaftskrisen und die beiden Weltkriege zurückgedrängt, flammte dann ab 1947 wieder auf und führte schliesslich 1979 zur Gründung des neuen Kantons Jura, jedoch nur mit dem nördlichen Teil. Die Entwicklung des ehemaligen Fürstbistums Basel, des Berner Juras und seit 1979 des neuen Kantons ist seit dem 18. Jahrhundert stark von innerregionalen Spannungen und Konflikten geprägt und war stets von der Entwicklung in Frankreich und in der übrigen Schweiz abhängig.

## Summary

From the diocese of Basel to the canton of Jura

A border region between national, regional and local interests

The topographically and manorially small-scale area of the former Prince-Bishopric of Basel was difficult to access for traffic. After the departure of the city of Basel around 1500 the region lacked a larger centre and the small towns competed with each other. After the French Revolution, the area was annexed by France and passed to the Canton of Bern after the collapse of the Empire. For the low mountain range between the Burgundy Gate and the Swiss Plateau, the prince-bishop expanded the roads through the gorges and ravines in the 18<sup>th</sup> century. From 1872 a rail network mainly was financed by private individuals, and from 1984 on the Swiss Confederation built new high-performance roads from the French border via Delémont to Basel and Biel.

The watch and machine industry, which was export-oriented from the beginning and therefore very susceptible to crises, developed in the Southern Jura from cottage industries since the 18<sup>th</sup> century.

The struggle for autonomy that began in the early 19<sup>th</sup> century was pushed back by economic crises and the two world wars, then flared up again in 1947 and finally led to the founding of the new canton of Jura in 1979, but only with the northern part. The development of the former Prince-Bishopric of Basel, the Bernese Jura and, since 1979, the new canton has been strongly influenced by intra-regional tensions and conflicts since the 18<sup>th</sup> century and has always been dependent on developments in France and the rest of Switzerland.

## Literatur

- Bachmann, Philipp u. Egli, Hans-Rudolf (2009)*: Exkursionen im Faltenjura. – Bern 2009 (Geographica Bernensia, B 16).
- Barblan, Marc A. (1984)*: Il était une fois l'industrie. – Genève.
- Chemin de fer du Jura bernois (2020)*. – In: [https://de.wikipedia.org/wiki/Chemins\\_de\\_fer\\_du\\_Jura\\_bernois](https://de.wikipedia.org/wiki/Chemins_de_fer_du_Jura_bernois), konsultiert am 28.2.2020).
- Crevoisier, Clément (2012)*: Atlas historique du Jura. – Porrentruy.
- Egli, Hans-Rudolf (1994)*: Le développement de l'habitat dans le Jura suisse sous l'influence de l'industrie horlogère du 17<sup>ème</sup> au 20<sup>ème</sup> siècle. – In: L'avenir des paysages ruraux européens entre gestion des héritages et dynamique du changement. (Conférence européenne permanente pour l'étude du paysage rural/Standing European Conference for the Study of Rural Landscape, Colloque de Lyon, 9–13 juin 1992). Lyon, 1994, S. 87–94.
- Eidgenössische Landestopographie [Hrsg.] (1966ff.): Atlas der Schweiz. – Wabern-Bern.
- Fallet, Estelle u. Veyrassat, Béatrice (2016)*: »Uhrenindustrie«, Kap. 3: »Technische Entwicklungen, Krisen und Änderung der Produktionsstrukturen«. – In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 26.2.2015, übersetzt aus dem Französischen. Online: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/013976/2015-02-26>, konsultiert am 3.3.2020.
- Froidevaux, Philippe (2019)*: »Basel (Fürstbistum)«, Kap. 2.1.3.: »Beziehungen zu Frankreich«. – In: Historisches Lexikon der Schweiz: Basel (HLS), Version vom 12.8.2019, übersetzt aus dem Französischen. Online: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/008558/2019-08-12>, konsultiert am 3.3.2020.
- Frossard, A. (1942)*: Carte de l'ancien Evêche de Bâle en 1792. Collection jurassienne des beaux-arts.
- Grosjean, Georges (1973)*: Kanton Bern, historische Planungsgrundlagen. – Bern. (Planungsatlas Kanton Bern, Dritte Lieferung).
- Junker, Beat (1986)*: Die Jurapolitik seit dem Zweiten Weltkrieg. – In: Staatskanzlei Bern [Hrsg.]: Der Berner Jura und sein Kanton. Bern, S. 99–118.
- Junker, Beat (1990)*: Geschichte des Kantons Bern seit 1798. Band II: Die Entstehung des Demokratischen Volksstaates 1831–1880. – Bern (Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, 73. Band).
- Junker, Beat (1996)*: Geschichte des Kantons Bern seit 1798. Band III: Tradition und Aufbruch 1881–1995. – Bern (Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, 79. Band).
- Kohler, François (2019)*: »Jua« (Kanton), Kap. 4.4.5.: »Verkehr und Kommunikation«. – In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 19.9.2019, übersetzt aus dem Französischen. Online: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/007399/2019-09-19>, konsultiert am 3.3.2020.
- Koller, Christoph (1998)*: Uhrenindustrie. – In: Pfister, Christian u. Egli, Hans-Rudolf [Hrsg.]: Historisch-Statistischer Atlas des Kantons Bern. Bern, 1998, S. 126–127.
- Koller, Christoph (2003)*: L'industrialisation et l'Etat au pays de l'horlogerie. – Courrendlin.
- Konferenz der Mennoniten der Schweiz. – [https://de.wikipedia.org/wiki/Konferenz\\_der\\_Mennoniten\\_der\\_Schweiz\\_\(Alt%20A4ufer\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Konferenz_der_Mennoniten_der_Schweiz_(Alt%20A4ufer)), konsultiert am 28.2.2020.
- Neue Zürcher Zeitung (2015)*: Bonjour Tristesse. – In: Der Franche-Comté an der Grenze zur Schweiz offenbart sich die schwierige Lage der französischen Industrie. Ausgabe 23.12.2015, S. 27.
- Pfister, Christian (1995)*: Im Strom der Modernisierung. Bevölkerung, Wirtschaft und Umwelt im Kanton Bern, 1700–1914. – Bern. (Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, 78. Band).



- Pfister, Christian u. Egli, Hans-Rudolf (1998):* Historisch-Statistischer Atlas des Kantons Bern. – Bern.
- Prongué, Jean-Paul (2012):* Histoire et géographie. – In: Les maisons rurales du canton du Jura. Basel (Die Bauernhäuser der Schweiz, Bd. 26), S. 17–81.
- Steffen, Benjamin (2003):* St-Imier im Wandel der (Uhr-)Zeit. – Bern (Unveröffentlichte Seminararbeit am Geographischen Institut der Universität Bern).
- Tanner, Rolf Peter (2004):* Geopolitische Dynamik und Verkehr im Fürstbistum Basel von der Antike bis zum Eisenbahnbau. – Bern (Geographica Bernensia, G 76).
- Voutat, Bernard (2019):* »Berner Jura«, Kap. 2.2.: »Von den Juraplebisziten zur Assemblée interjurassienne«. – In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 13.8.2019, übersetzt aus dem Französischen. Online: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/008577/2019-08-13>, konsultiert am 3.3.2020.

Eike Gringmuth-Dallmer

## »ac Salam fluvium, qui Thuringos et Sorabos dividit«

### Die Landschaften an Saale und Mittelelbe als Grenzregion im frühen Mittelalter<sup>1</sup>

Mit 6 Abbildungen und 1 Tabelle

#### 1 Einleitung

»ac Salam fluvium, qui Thuringos et Sorabos dividit«: Bis zum Fluss Saale, der Thüringer und Sorben trennt. Diese Aussage trifft der Zeitgenosse *Einhard* in seiner *Vita Karoli Magni* bei der Aufzählung der Gebiete, die *Karl* bereits von seinem Vater *Pippin* übernommen hatte, d.h. sie gilt spätestens für die zweite Hälfte des 8. Jahrhunderts (*Einh. Carol. Kap. 15*). Die Formulierung lässt darauf schließen, dass der Fluss als feststehende lineare Grenze zwischen zwei Völkern betrachtet wurde. War er das wirklich? Es ist gut denkbar oder gar wahrscheinlich, dass man im fernen Aachen froh war, eine klar fassbare Grenze zu haben, auch wenn sie nicht voll der Realität entsprach. Aber saßen auf der einen Seite wirklich nur die Franken oder Thüringer, auf der anderen die Slawen? Das Thema ist politisch relevant, erleben wir doch weltweit einen erschreckend wieder erstarkenden Nationalismus. Er wird vielfach mit der Behauptung verbunden, das auf uralten Wurzeln basierende, in seinen Grenzen unerschütterliche Staatsgebiet sei schon immer von einer ethnisch reinen Bevölkerung bewohnt gewesen, und diese ethnische Reinheit gelte es zu bewahren, indem man die Grenzen hermetisch abschottet. Ich glaube, dass die Archäologie und die Geschichtswissenschaft in der Lage und sogar verpflichtet sind, auf der Basis ihrer Fakten dem etwas entgegenzustellen. Auch unter diesem Gesichtspunkt sei im Folgenden am Beispiel des Mittelelbe-Saalegebietes untersucht, wieweit Herrschaftsgrenzen und ethnische Grenzen sich decken, ob sie linear waren oder nicht doch nur sich gegenseitig durchdringende Räume darstellten.

---

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 46. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Saarbrücken, 21.–24. September 2019) gehalten wurde.

## 2 Die Siedlungsgebiete

Ausgangspunkt der zunächst großräumigen Betrachtungen sei die Merowingerzeit, ist doch Mitteldeutschland spätestens seit dem 4. Jahrhundert durchgängig germanisch besiedelt gewesen (zusammenfassend *Schmidt* 1976).

Das Siedlungsgebiet der Thüringer (Abb. 1) hat seinen Schwerpunkt westlich der Saale, die jedoch bis ins 6. Jahrhundert deutlich überschritten wird bis an Weiße Elster und Pleiße und den Unterlauf der Mulde, abseits gelegen findet sich noch eine Gruppe um Riesa. Ein Grenzproblem bestand nicht, man war unter sich. Daran ändert sich auch nach der Zerschlagung des Thüringerreiches durch die Franken 531 zunächst nichts, jedoch im 7. Jahrhundert engt sich der Raum ein, lediglich wenige Fundplätze östlich der Saale sind zu verzeichnen (*Schmidt* 1976, Abb. 2). In die Landschaften östlich von unterer Saale und Elbe sickern jetzt slawische Stämme ein, archäologisch repräsentiert durch den Prager Typ, charakterisiert durch typische Gefäße und Kleinsiedlungen aus Grubenhäusern. Die Zahl der Neuankömmlinge ist gering, lediglich nördlich von Magdeburg überschreiten einzelne Fundplätze die Elbe, worauf zurückzukommen ist. Wenn man davon ausgeht, dass vereinzelte Funde aus verschiedenen Gründen außerhalb der eigentlichen Siedlungsgebiete auftreten können, so ist festzustellen, dass im 7. Jahrhundert Elbe und Saale die Grenze zwischen Germanen, in diesem Fall Thüringern unter fränkischer Herrschaft, und Slawen dargestellt haben.

Für die Karolingerzeit belegen die Schriftquellen eine massive Siedlungsverdichtung westlich von Elbe und Saale (*Gringmuth-Dallmer* 1983, Karte 9, 10).

Die Kartierung in Abb. 2 bezieht sich auf Einzelorte, fast durchweg auf Grundbesitz thüringischer oder fränkischer Großer. Östlich der Flüsse fehlt solcher Grundbesitz und damit die zugehörige schriftliche Überlieferung, so dass von daher keine Aussagen möglich sind. Von archäologischer Seite liegt zwar Fundmaterial vor, doch wird die Quellensituation schwieriger, sofern man die ethnische Frage stellt. Das Neben- und Miteinander von Franken und Slawen im Untersuchungsgebiet hat zu einer Tonware geführt, die eine eindeutige Zuweisung verbietet (*Rempel* 1966; *Brachmann* 1978). Sie tritt auf beiden Seiten des Flusses auf.

Eindeutig hingegen wird das Bild bei einer Kartierung slawischer und fränkisch/deutscher Burgen, die allerdings einen etwas längeren Zeitraum, das 7./8.–10. Jahrhundert, umfasst (*Brachmann* 1991, Abb. 1). Hier bilden Elbe und Saale die haarscharfe Grenze zwischen Franken/Deutschen und Slawen. Aber Burgen sind bekanntlich primär nicht Ausdruck von Bevölkerungsverhältnissen, sondern von Machtverhältnissen. Deshalb ist zu fragen, ob die Verbreitung slawischer Burgen sich mit der der slawischen Bevölkerung deckt. Eine Gesamtkartierung slawischer Besiedlungsnachweise (*Handbuch Slawen*, Beilage) reicht weit über die beiden Flüsse hinaus, insbesondere wenn man die vielfach, z.B. im Elbe-Saale-Winkel südlich Magdeburg, auftretenden Ortsnamen sowie die urkundliche Überlieferung einbezieht (*Walther* 1971, S. 193–219). Natürlich ist keine 1:1-Umsetzung der sprachlichen Herkunft eines Namens und der Herkunft seiner Bewohner möglich. Außerdem ist die Datierungsfrage von Bedeutung. Zweifellos ist das aus archäologischen, schriftlichen und namenkundlichen Quellen entstandene Bild der slawi-

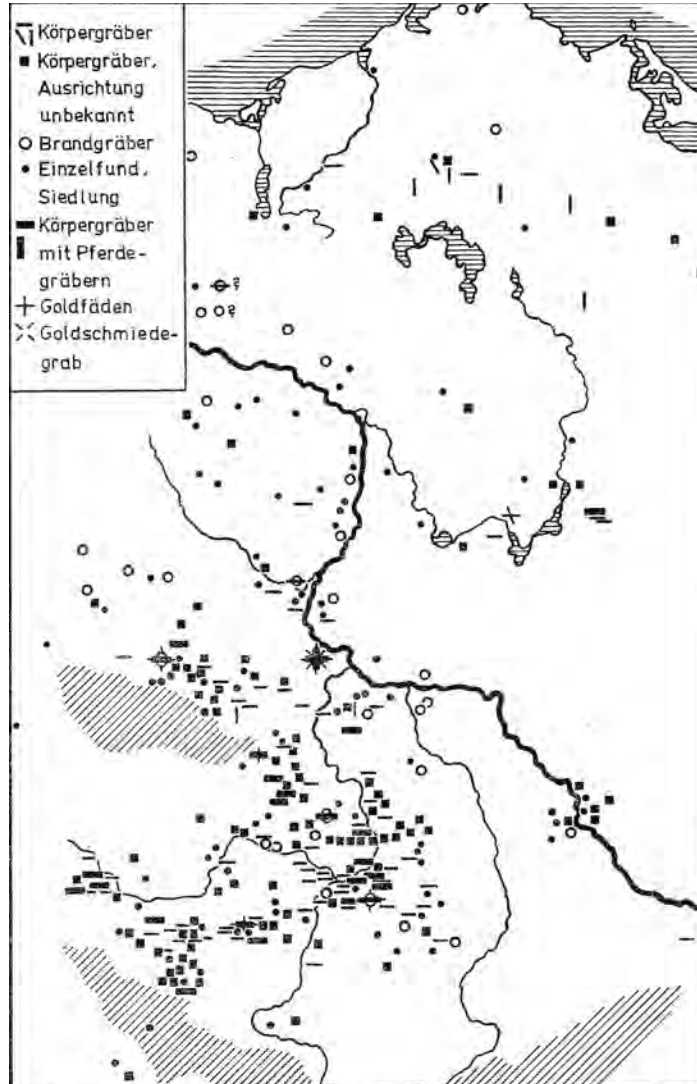


Abb. 1: Mittelbe-Saale-Gebiet, Germanische Fundplätze der Gruppen II und III der späten Völkerwanderungszeit (450–Ende 6. Jahrhundert)

Nach: Schmidt 1976, Abb. 2

schen Besiedlung westlich von Elbe und Saale das Ergebnis eines Jahrhunderte dauernden Prozesses, in dem die Ansiedlung auch unter unterschiedlichen historischen Voraussetzungen geschah. In jedem Fall gab es einen unterschiedlich breiten Streifen slawischer Besiedlung westlich des Flusses, die teilweise so dicht war, dass auf ein geschlossenes slawisches Siedlungsgebiet geschlossen werden kann wie auf der Saale-Ilm-Platte (Abb. 3). Wenn es hier so etwas wie eine lineare Grenze gegeben hat, so ist es die Ilm.

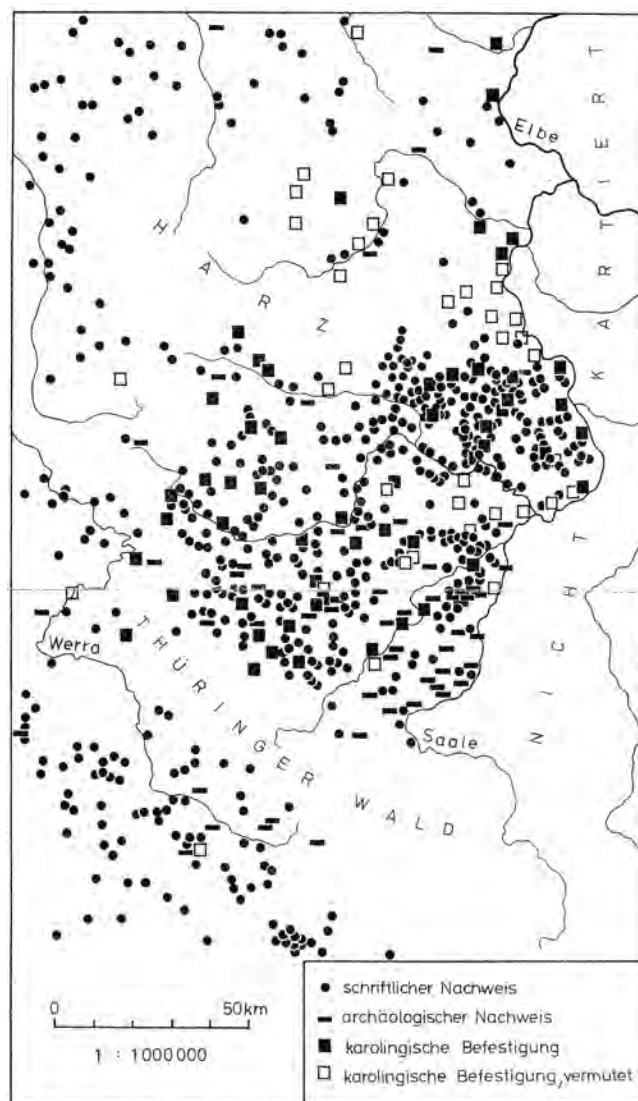


Abb. 2: Mittelbe-Saale-Gebiet, Siedlungsnachweise für das 9. Jahrhundert  
 Nach: Gringmuth-Dallmer 1983, Karte 10

Die in Einzelheiten voneinander abweichenden Auffassungen der Autoren<sup>2</sup> lassen sich darin zusammenfassen, dass es offensichtlich verschiedene Phasen der Einwanderung gegeben hat, in jedem Fall von Anfang an unter fränkisch/

<sup>2</sup> Zusammenfassende Erörterungen bei Walther 1971, S. 193–219; Walther 1985; Brachmann 1978; Vogt 1987; Gringmuth-Dallmer 1983, S. 89–92.

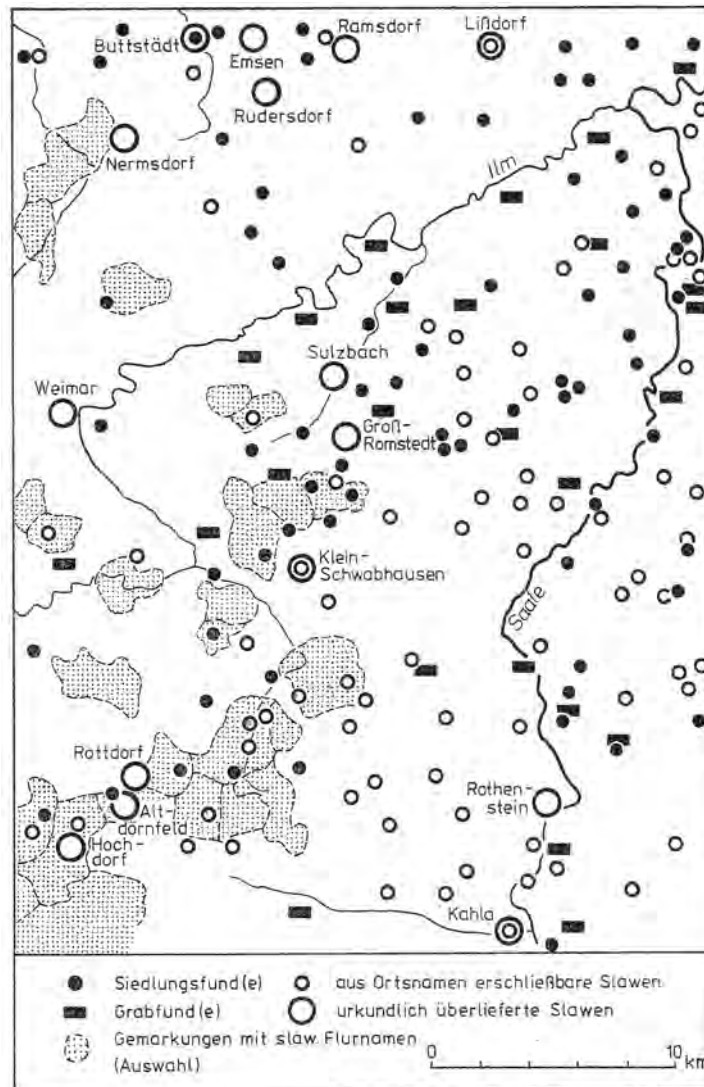


Abb. 3: Spuren slawischer Besiedlung auf der Saale-Ilm-Platte  
 Nach: Walther 1985, Abb. 12

deutscher Oberherrschaft, was für den Beginn im 7. Jahrhundert nicht eine weitgehend selbständige Ansiedlung »vor Ort« ausschließt, die später nicht mehr möglich war. Treibende Kraft war der bereits im frühen Mittelalter einsetzende Landesausbau, der unabhängig von ethnischen Zugehörigkeiten Menschen brauchte. Dass die slawische Besiedlung schon um 800 weit ins Innere Thüringens reichte zeigt die Tatsache, dass 805 im Diederhoffer Kapitular (MG Cap. I 44) Erfurt neben Magdeburg als Grenzkontrollpunkt im fränkisch-slawi-

schen Handel genannt wird. Es liegt an der Grenze des stärker slawisch besiedelten Raumes.

In der Karolingerzeit waren die Landschaften westlich von Elbe und Saale unbestritten in fränkischer Hand. Die immer wieder erfolgten militärischen Übergriffe auf die Ostseite der Flüsse waren nicht mit dem Zuzug von Bevölkerung verbunden (*Epperlein* 1985a). Das änderte sich mit der deutschen Eroberungspolitik seit *Heinrich I.* (*Epperlein* 1985b). Zunächst blieben zweifellos Militäranghörige der Besatzungsmacht im Lande, nach einiger Zeit gefolgt von bäuerlicher Bevölkerung. Deren erste Niederlassungen lagen jedoch östlich des uns interessierenden Raumes und griffen nur wenig in die bestehende Siedlungsstruktur ein (*Gringmuth-Dallmer* 1983, S. 71f.). Erste gezielte Ansiedlungen erfolgten 1104 durch *Wieprecht von Groitzsch*, der fränkische Siedler ins Elster-Mulde-Gebiet zog (*Helbig u. Weinrich* 1984, Nr. 37). Spätestens seit dieser Zeit kann man sagen, dass die Frage Deutsche oder Slawen, die letztlich keine ethnische, sondern eine Frage verschieden strukturierter Gesellschaften war, in der Geschichte des Saalegebietes keine Rolle mehr spielte.

### 3 Die Siedlungs- und Herrschaftsstrukturen beiderseits der Saale

Im 9. Jahrhundert war die Saale offensichtlich von beiden Seiten akzeptierter Grenzfluss, der allerdings für kriegerische Aktionen auch von beiden überschritten wurde.<sup>3</sup> Militärischen und wirtschaftlichen Rückhalt bildeten dabei im 8. Jahrhundert von den Franken errichtete Burgensysteme. Eine seltene Gunst der Überlieferung gestattet, für den Raum zwischen mittlerer Saale, Unstrut und Harz die Struktur eines solchen Systems näher zu fassen. Der zwischen 880 und 899 aufgezeichnete zweite Teil des Hersfelder Zehntverzeichnisses (UB Hersfeld I, Nr. 37) enthält eine Liste von 18 Burgen im Hassegau, die vielfach Gegenstand der archäologischen (besonders *Grimm* 1958, S. 38–47), historischen (*Schlesinger* 1937) und onomastischen (*Zschieschang* 2017) Forschung gewesen sind. Nach *Grimm* (1958, S. 44f.), handelt sich um ein strategisches Verteidigungssystem, das in einem Raum von etwa 40 km hinter der Saalelinie in drei Verteidigungslinien von den Franken zur Abwehr der Slawen errichtet wurde. An dieser Interpretation sind berechtigte Zweifel geäußert worden.<sup>4</sup> Einigkeit herrscht jedoch darüber – darauf hat *W. Schlesinger* (1937, S. 81–83) als erster hingewiesen –, dass hier mit großer Wahrscheinlichkeit ein fränkisches Burgbezirkssystem vorliegt, das in dieser Klarheit nur selten zu fassen ist und auf eine durchgängige Landeseinteilung schließen lässt (*Grimm* 1958, S. 46; *Walther* 1971, S. 179).

Mit Blick auf die Kulturlandschaft interessiert nun vor allem die Frage, ob dieses Burgbezirkssystem auch siedlungsgeschichtliche Bedeutung besaß. Aus der

---

<sup>3</sup> Näheres bei *Brachmann* 1991, S. 179.

<sup>4</sup> Zum Beispiel bei *Walther* 1971, S. 181.



Überschrift des zweiten Teils der Hersfelder Zehntverzeichnisses geht hervor, dass in den Burgen die Zehnterhebung für jeweils mehrere Ansiedlungen (*viculi et loca*) erfolgte. Die zu erschließende unterschiedliche Größe der Burgbezirke sowie die offensichtlich rein strategische Lage der Burgen lassen jedoch darauf schließen, dass die Burgbezirke nicht von wirtschaftlichen Notwendigkeiten her bestimmt waren, sondern dass die Burgen rein militärische Anlagen waren, die zusätzlich wirtschaftliche Funktionen in Form der Zehnterhebung besaßen. Die hier dargelegten Verhältnisse ließen sich auf Grund einer besonders guten Quellenlage analysieren, wahrscheinlich sah es sowohl nördlich des Hassegaus als auch in Thüringen ähnlich aus (*Brachmann* 1991, S. 179).

Der Hassegau hat auch eine intensive namenkundliche Analyse durch *Christian Zschieschang* (2017) erfahren. Dabei trat, wie nicht anders zu erwarten, eine große Anzahl slawischer Toponyme zutage. Interessant ist eine Kartierung nach dem Alter der Namen (*Zschieschang* 2017, Abb. 5). Sie zeigt nämlich, dass sich die ersten Siedler nicht unbedingt am nächstbesten Ort westlich der Saale niederließen. Vielmehr sind die ersten Gruppen – neben solchen, die in Flussnähe blieben – auch gleich am weitesten nach Westen vorgedrungen, während die jüngsten in Saalenähe verblieben. Dieser Befund wurde deshalb hervorgehoben, weil davon auszugehen ist, dass es in anderen Landschaften ebenso aussieht.

Das Burgbezirkssystem westlich der Saale, verwaltet durch Grafen, bildete die Basis für die Auseinandersetzung mit den Sorben östlich des Flusses. In diesem Zusammenhang taucht auch der Begriff des *limes* in den Quellen auf, und zwar 849 als *limes Sorabicus*, in der Regel als Sorbenmark bezeichnet (*Schlesinger* 1968, S. 361). *Brachmann* (1991) hat ihm zuletzt eine eingehende Studie gewidmet.

Die Interpretation als Sorbenmark bedeutet, dass der *limes* flächig aufgefasst wird. Die Frage ist, ob er die Landschaften beiderseits des Flusses umfasste. *W. Schlesinger* (1968, S. 361) sah in ihm »das Gebiet östlich der Saale [...], etwa bis zur Elster und Pleiße, vielleicht sogar stellenweise bis zur Mulde vorstoßend, eine dem Reiche locker angegliederte Zone, die im thüringischen Hinterland einen festen Rückhalt hatte.« Dagegen bezweifelt *Brachmann* (1991, S. 183), »dass es sich bei der Sorbenmark bzw. dem Limes Sorabicus um einen in irgendeiner Form gefestigten Anspruch des fränkischen Reiches auf ostsaaalisches Territorium gehandelt haben könnte.« Die Interpretation ist schwierig, da aus den Quellen nicht sicher hervorgeht, ob die für die ostsaaalischen Gebiete zu erschließenden Ansprüche eine reale Entsprechung hatten oder letztlich mehr den Wunschkonstruktionen der fränkischen Herrscher entsprachen.

Eine reale Gemeinsamkeit sieht *Brachmann* (1991, S. 187–192) im Befestigungsbau, insbesondere in den in Schalenmauerbauweise errichteten Wällen. Diese Gemeinsamkeit kann zu großen Unsicherheiten in der Interpretation führen. Während der Ausgräber *Neumann* (1959; 1960) in der Befestigung auf dem Johannisberg, unmittelbar östlich der Saale bei Jena gelegen, eine mittelslawische Anlage sieht, hält sie *Brachmann* (1991, Anm. 21) eher für fränkisch. Ähnliche Probleme ergeben sich hinsichtlich der Burg von Kretschau-Groitzschen, Kr. Zeitz. Die Anlage wurde von *Grimm* (1951) publiziert, er interpretierte sie

später als »deutsche Reichsburg« (Grimm 1958, S. 74), während Brachmann (1969), vor allem auf Grund einer früheren Datierung der Keramik, sie als Zentrum eines slawischen Burgbezirkes »mit Herrenburg, Ansiedlung von Gefolgsleuten [...] und einer abgabepflichtigen Bevölkerung in der näheren Umgebung« ansah (Brachmann 1991, S. 190). Weitere Indizien für eine Gemeinsamkeit bilden doppelnamige Orte und solche mit Mischnamen sowie die frühe Entstehung von Dorfmarken (Brachmann 1991, S. 192f.).

Wichtige Hinweise liefert die frühe Ausbreitung des Christentums, das sich aus Sicherheitsgründen zunächst nur in Anbündelung an die frühesten deutschen Burgen etabliert haben kann, die im östlichen Vorfeld von mittlerer Elbe und Saale errichtet wurden (Brachmann 1991, S. 188–190). Wenn bei der Gründung des Bistums Zeitz/Naumburg 968 die Grenzen des Bistums Mainz respektiert werden, die in den Burgbezirken Saalfeld, Dornburg, Kirchberg und Camburg teilweise östlich über die Saale ausgreifen (bei den beiden letztgenannten lagen die Vororte schon dort), so ist daraus zu schließen, dass spätestens seit spätkarolingischer Zeit hier auch real der aus dem Westen kommende Glaube zumindest an ersten Stützpunkten Fuß gefasst hatte.<sup>5</sup> In der Folgezeit zeigt insbesondere die Durchsetzung der Körperbestattung (Brachmann 1991, S. 197f., Abb. 8; Pollex 2010) die zunehmende Vereinheitlichung auch auf religiösem Gebiet.

#### 4 Die Situation an der Mittel-elbe

Im Raum Magdeburg, Zentrum der ottonischen Macht, zeigen schon die Ortsnamen (Abb. 4), dass bis auf die Höhe der Stadt der Fluss herrschaftsmäßig zunächst eine klare Grenzlinie dargestellt hat, indem östlich von ihm ausschließlich slawische Namen auftreten. Direkt südlich Magdeburgs bis zur Saalemündung bei Barby sind sie noch außerordentlich massiert. Dieser Befund wird durch die Archäologie bestätigt (Gringmuth-Dallmer 1993, Abb. 3). Um Schönebeck gibt es noch drei slawische Burgwälle (Frohse, Welbsleben, Pömmelte), was Grimm (1958, S. 80) zu der wohl zutreffenden Annahme führte, dass sich die slawische Siedlung bis hierher erstreckt hat. Westlich der erschlossenen Grenzlinie gibt es wohl slawische Funde und namenkundliche Nachweise, aber keine Befestigungsanlagen mehr.

Magdeburg selbst ist als bereits 805 im Diederhoffer Kapitular genannter Grenzort zu den Slawen schon früh ein herausragender Platz gewesen. Von besonderer Bedeutung für die Geschichte des Raumes ist die Gründung des Erzbistums Magdeburg 968, das der herrschaftlichen Absicherung und Christianisierung des seit Beginn des Jahrhunderts von den Ottonen eroberten ostelbischen Gebietes diene. Von historischer Seite wurden zwar die dafür erforderlichen Kriegszüge detailliert untersucht, aber kaum Vorstellungen entwickelt, wie sich das

---

<sup>5</sup> Brachmann 1991, S. 196 mit weiteren Einzelargumenten.

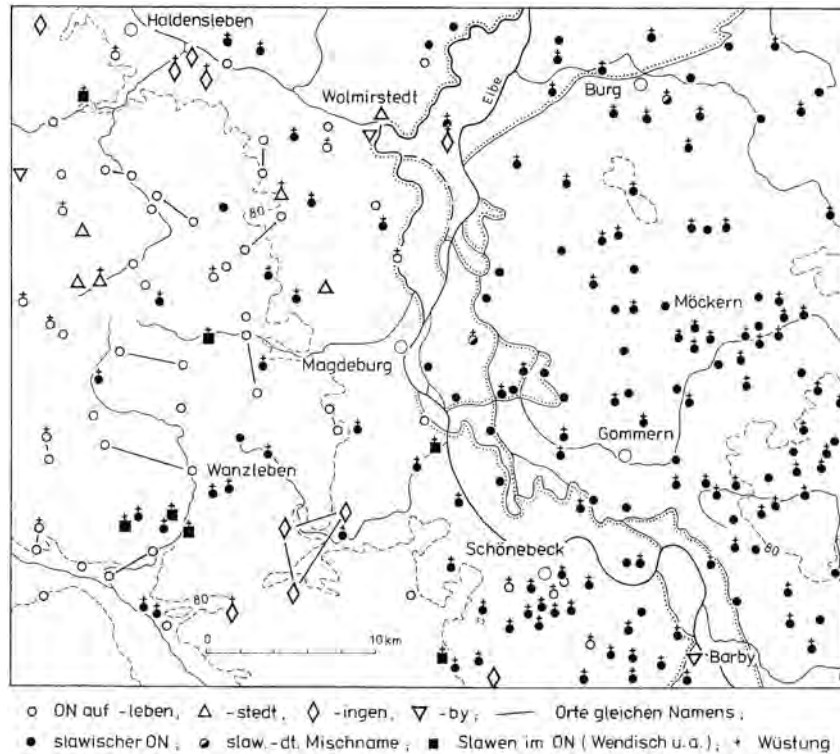


Abb. 4: Ältere germanisch-deutsche und slawische Ortsnamen im Magdeburger Raum  
 Nach: Gringmuth-Dallmer 1993, Abb. 3

Ganze praktisch vollzogen hat.<sup>6</sup> 948 wird dem Moritzkloster in Magdeburg, aus dem der Bischofssitz hervorgegangen ist, der Zehnt aus sieben ostelbischen Orten bestätigt (Tab. 1).

Diese Orte müssen also unter ottonischer Herrschaft gestanden haben und werden mit einer Ausnahme durchweg als *civitas*, *urbs* oder *castellum* überliefert, zwei später auch als *burgwardium*. Vier von ihnen haben slawisches Fundmaterial geliefert, bei den anderen reicht der Forschungsstand nicht aus. Dieser Befund spricht dafür, dass zunächst Zentren geschaffen wurden, die zumindest größtenteils an slawische Zentren anknüpften. In diesem relativ schmalen Streifen von etwa 30 km Tiefe östlich des Flusses ist dann wohl auch die deutsche Herrschaft erhalten geblieben, während sie ansonsten von dem großen Slawenaufstand von 983 hinweggefegt wurde.

6 Brüske 1955, S. 16f.; Ludat 1971, S. 9ff.; Epperlein 1985b. Lediglich D. Claude (1972, S. 49) geht kurz auf die königlichen Schenkungen an das Moritzkloster Magdeburg östlich der Elbe ein.

Tab. 1: Bis 973 östlich der Elbe im Magdeburger Raum überlieferte Orte

Ort	Historisch	Archäologisch	Signatur	Quelle/ Literatur	Grund
Biederitz	948 civitas Bidrizi 992 burgwardium Bidrizi	Mittelslaw. u. unbest. Scherben	● ◆ ▼	<i>UB Magdeburg</i> Nr. 15; <i>Grimm</i> 1958, Nr. 708; Co 1, Nr. 36/1	Schenkung <i>Otto I.</i> : Zehnt an Moritzkloster in Magdeburg
Gommern	948 civitas Guntmiri 973 castellum vel municipium Gummere	Lokalisiert, keine Funde, ver- mutl. altslaw. BW u. Mittelpunkt d. regio Genewara, otton.-dt. Befes- tigung	● –	<i>UB Magdeburg</i> Nr. 15; <i>Grimm</i> 1958, Nr. 712; Co 1, Nr. 36/13	Schenkung <i>Otto I.</i> : Zehnt an Moritzkloster in Magdeburg
Pechau	948 civitas Pechoui 951 castellum Pechouue 973 castellum vel municipium Pechoue	Vorwiegend mittel-, wenig spätslaw. Scher- ben, wenig dt. 12./13. Jh., Lehmbewurf u.a.	● – ▼	<i>UB Magdeburg</i> Nr. 15; <i>Grimm</i> 1958, Nr. 1056	Schenkung <i>Otto I.</i> : Zehnt an Moritzkloster in Magdeburg
Möckern	948	Burg unsicher, zugehörige Sdlg.? O.F.	□	<i>UB Magdeburg</i> Nr. 15; <i>Grimm</i> 1958, Nr. 924	Schenkung <i>Otto I.</i> : Zehnt an Moritzkloster in Magdeburg
Burg	948 civitas Burg 965 urbs Burg	Wenig mit- telslaw., keine spätslaw, wenig dt.	● ▼	<i>UB Magdeburg</i> Nr. 15; <i>Grimm</i> 1958, Nr. 709; Co 1, Nr. 36/5	Schenkung <i>Otto I.</i> : Zehnt an Moritzkloster in Magdeburg
Grabow	(940–946) civitas Grabow 948 civitas Grabo	Lokalisiert, keine Funde	●	<i>UB Magdeburg</i> Nr. 15; <i>Grimm</i> 1958, Nr. 713; Co 1, Nr. 36/15	Schenkung <i>Otto I.</i> : Zehnt an Moritzkloster in Magdeburg
Schartau	(940–946) civitas 948 civitas Ciertuui 965 urbs Cirtowa 1161 Burgward Schartouue	Mittelslaw. u. dt. Scherben	● ◆ ▼	<i>UB Magdeburg</i> Nr. 15; <i>Grimm</i> 1958, Nr. 721; Co 1, Nr. 36/41	Schenkung <i>Otto I.</i> : Zehnt an Moritzkloster in Magdeburg
Loburg	965 civitas Luborn 1174 Burgward Louburg	Mittelslaw., 1 spätslaw. (?), 1 dt. Scherben	● ◆ ▼		Schenkung <i>Otto I.</i> an Moritzkloster

Ort	Historisch	Archäologisch	Signatur	Quelle/ Literatur	Grund
Tuchheim	965 civitas Tuchime 965 urbs Tuchime 1220 castrum Tuch	Slaw. Scherben, dav. 1 verz. mit- telslaw.	● ▼	<i>UB Magdeburg</i> Nr. 33; <i>Grimm</i> 1958, Nr. 751; Co 1, Nr. 35/32	Schenkung <i>Otto I.</i> an Moritzkloster
Brietzke	961–965 villa Preszi- ci		○	<i>UB Magdeburg</i> Nr. 41	Schenkung <i>Otto I.</i> an Moritzkloster
Möser	961–965 villa Mozeri		○	<i>UB Magdeburg</i> Nr. 41	Schenkung <i>Otto I.</i> an Moritzkloster
Nedlitz	961–965 villa Nedia- lesci		○	<i>UB Magdeburg</i> Nr. 41	Schenkung <i>Otto I.</i> an Moritzkloster
Pöthen	961–965 villa Pucia- ni		○	<i>UB Magdeburg</i> Nr. 41	Schenkung <i>Otto I.</i> an Moritzkloster
Buckau	(940–946) civitas 967 civitas Buchow		●	<i>UB Magdeburg</i> Nr. 11	Schenkung <i>Otto I.</i> an Moritzkloster
Zitz	973 Zizouua		○	<i>UB Magdeburg</i> Nr. 75	Besitzbestä- tigung <i>Otto II.</i> an Dom
Dretzel	973 in toto Drenzile 1011 burgwardium Driezele	Mittelslaw. Scherben	◆ ▼	<i>UB Magdeburg</i> Nr. 75; <i>Grimm</i> 1958, Nr. 740; Co 1, Nr. 35/6	Besitzbestä- tigung <i>Otto II.</i> an Dom

● civitas/urbs ▼ slawisches Fundmaterial – castellum ◆ burgwardium □ Burg ○ Villa

Eine vielfach andere Situation bestand nördlich Magdeburgs, d.h. in der Altmark und im Elb-Havelland. Archäologische Nachweise für slawische Besiedlung westlich der Elbe sind relativ dünn gesät, aber die Landschaft ist flächendeckend mit slawischen Ortsnamen und slawisch-deutschen Mischnamen bedeckt, die, wenn auch nicht für den Einzelort bindend, ein eindeutiges Gesamtbild ergeben (*Handbuch Slawen*, Beilage). Die archäologischen Fundstellen konzentrieren sich, was nicht weiter überraschen kann, in einem 20–30 km breiten Streifen westlich bzw. südwestlich der Elbe, wo nur relativ wenige entsprechende Ortsnamen auftauchen. Solche treten jedoch im übrigen Gebiet der Altmark massiert auf. Damit

korrespondiert, dass in der östlichen und mittleren Altmark Gewässernamen germanischen Ursprungs vorherrschen, in der westlichen slawischer Herkunft. Die Flurnamen bieten ein ähnliches Bild (*Schulze 1973*, S. 142). Und bei den Ortsformen dominieren im Osten die für den hochmittelalterlichen Landesausbau typischen Straßendörfer, im Westen hingegen die auf slawische Traditionen weisenden Rundlinge, Zeilen- und Gassendörfer sowie kleinere Straßendörfer (*Buttkus 1951*). Ebenfalls ihren Schwerpunkt im Westen haben die zahlreichen *villae slavicae* (*Schulze 1973*, S. 146).

Allerdings steht die Frage, wieweit die Slawen in der Altmark noch selbständig gesiedelt haben oder nur unter fränkisch/deutscher Herrschaft.<sup>7</sup> 780 kam *Karl der Große* bei einem Zuge gegen die Sachsen bis zur Elbe, jedoch ist diese Nachricht kaum auf die Altmark zu beziehen. *H.K. Schulze* geht von einer Einbeziehung des altmärkischen Raumes in das karolingische Imperium um 800 aus. Aber heißt das, dass die hier lebenden Slawen real unter karolingischer Herrschaft standen?

In der Altmark hat mindesten ein Dutzend Burgen slawisches Fundmaterial erbracht (Abb. 5). Im Saalegebiet waren wir davon ausgegangen, dass Burgen ein sicheres Indiz für die Herrschaft ihrer Besitzer waren, Franken oder Slawen. Aber gilt das geradlinig und uneingeschränkt? *Werner Coblenz* hat schon 1963 in einer methodisch höchst aufschlussreichen Arbeit nachgewiesen, dass die Burg Meißen, die eindeutig als Stützpunkt deutscher Herrschaft errichtet worden ist, in der Konstruktion slawischen Anlagen entspricht und ausschließlich slawisches Fundmaterial geliefert hat (*Coblenz 1963*). Der Grund liegt darin, dass die Slawen im Auftrag der Eroberer die Anlagen bauen mussten, sich dabei der ihnen geläufigen Technik bedienten und ausschließlich ihre eigene Sachkultur benutzten. Ohne die schriftliche Überlieferung würde jedermann die Burg zweifelsfrei als slawische Befestigung identifizieren. In der Altmark müssen wir wohl mit Ähnlichem rechnen, ohne eine definitive Entscheidung treffen zu können.

Was das tägliche Mit-, Neben- oder Gegeneinander von Slawen und Deutschen anbetrifft, so ist sich die Forschung weitgehend darin einig, dass es zwar nicht konfliktfrei, aber doch insgesamt friedlich verlief. Den wichtigsten Reibungspunkt stellte wohl die geringere Produktivität des Ackerbaus der Slawen dar. Als das Regularkanonikerstift Hamersleben in der Magdeburger Börde 1177 von Markgraf *Otto I. von Brandenburg* von allen Lasten befreit wurde, setzte es durch, dass das bisher von Slawen bearbeitete und von ihnen vernachlässigte Land mit christlichen deutschen Siedlern zu besetzen sei (*Peters 2008*, S. 40). An eine wirkliche Vernachlässigung ist dabei wohl kaum zu denken, vielmehr war die Wirtschaftsweise der Slawen einfach der der deutschen unterlegen und erbrachte damit weniger Abgaben für den Grundherren.<sup>8</sup> Ein weiterer wichtiger Grund war der Widerstand der Slawen gegen die Christianisierung.

---

7 Zum Folgenden *Hardt u. Schulze 1992*, S. 9–13.

8 Die Verhältnisse und ihre Umgestaltung waren komplizierter und differenzierter als vielfach angenommen, worauf hier nicht näher eingegangen werden kann. Zum Problembereich vgl. weiterführend *Gringmuth-Dallmer 2002; 2009*.

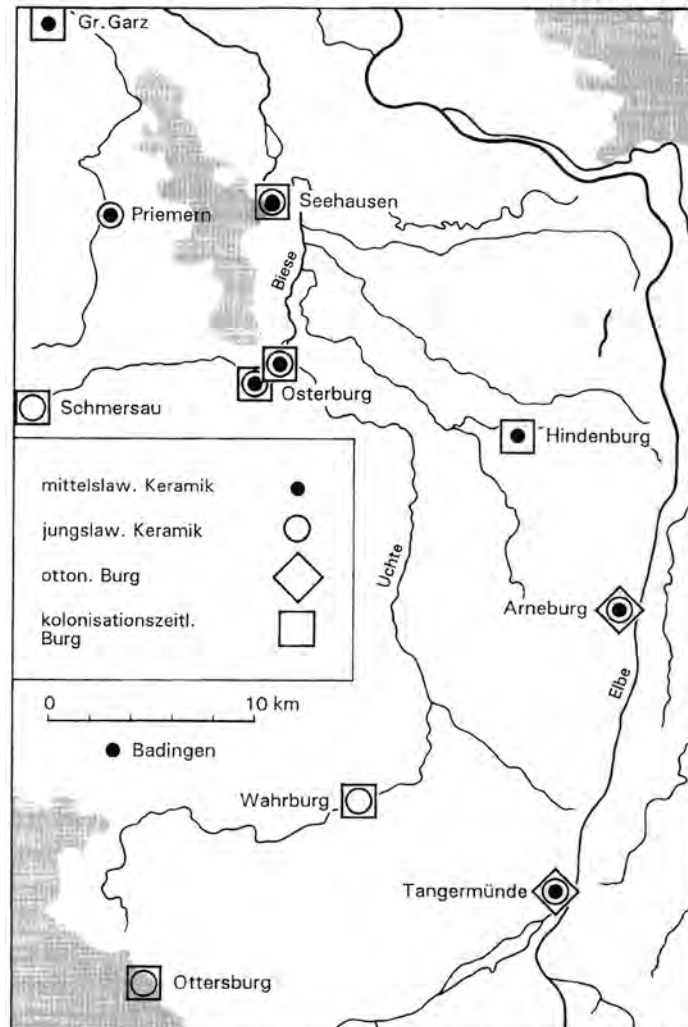


Abb. 5: Mittelalterliche Befestigungen mit slawischem Fundmaterial in der Altmark  
 Nach: Gringmuth-Dallmer 1996, Abb. 1

In der Forschung wenig beachtet, in der Praxis aber sicherlich nicht unwichtig ist die Frage, ob Slawen und Deutsche bzw. Niederländer in den gleichen oder getrennten Dörfern lebten. Ganze Dörfer wurden als *villa slavicalis* genannt, oder es wurden nur slawische Bewohner erwähnt (Hardt u. Schulze 1992, S. 24). Auch ein Nebeneinander gleichnamiger Orte mit ethnischen Zusätzen wie Deutsch-Chüden und Wendisch-Chüden, heute Groß- und Kleinchüden, ist zu verzeichnen. Ihre Interpretation mit Hilfe archäologischer, historischer und onomastischer Quellen führt aber zu sehr differenzierten Ergebnissen, die auch darauf zu-



rückzuführen sind, dass es zwei Phasen der Bildung von Doppelorten gegeben hat (*Gringmuth-Dallmer* 1990).<sup>9</sup> Nachweisbar sind offensichtlich getrennte Ethnika, aber auch sowohl das Einsiedeln deutscher Bewohner in slawische Orte als auch die Aufnahme von Slawen in deutsche Gründungen sind wahrscheinlich zu machen. Auch das in vielen Gebieten des hochmittelalterlichen Landesausbaus zu beobachtende Nebeneinander einer spätslawischen Wüstung und einer deutschen Neugründung<sup>10</sup> ist in der Altmark nachweisbar (*Schneider* 1979, S. 703–706) und sicher nur mit dem Übersiedeln der Slawen in das neue Dorf und ein gemeinsames Wohnen und Wirtschaften dort zu erklären.

Bevor wir die Landschaften östlich der Elbe einbeziehen, müssen wir uns noch einem Umstand zuwenden, der die Interpretation erschwert. Die Elbe hat in den letzten Jahrtausenden zahlreiche Flussverlagerungen durchgemacht, sie floss zeitweise über Genthin und Rathenow im heutigen Havelbett, um unterhalb von Havelberg ihr heutiges Bett zu erreichen (*Kalle* 1959; 1961). Sollte das geschehen sein, so gelangten einzelne Anlagen auf das andere Flussufer oder lagen plötzlich nicht mehr in herausragender Grenzposition, was eine andere Interpretation erfordert (Abb. 6).

Wenn die Burgen genuin slawisch waren, so ist ihre Lage taktisch bestimmt: Arneburg und Tangermünde an der Elbe, Osterburg am Zusammenfluss von Biese und Uchte, drei weitere als Westabschluss des slawischen Siedlungsraumes in der Landschaft.<sup>11</sup> Dahinter schloss sich ein zumindest von Slawen unbewohntes Gebiet an, das eine Gefahr als Aufmarschraum für sächsische Heere darstellte. Lediglich der Burgwall von Hindenburg ist in dieses System nicht einzuordnen.

Sollten alle Anlagen den Franken/Deutschen zuzuweisen sein, so verstärkt sich die geschilderte Situation noch. In ottonischer Zeit tritt an der Elbe Werben hinzu und eventuell – auf Grund der Ortsnamen (*Grimm* 1958, S. 134) – Altenzaun und Räbel, an der Uchte Walsleben und, vielleicht erst später, Warburg. Das heißt, dass die altmärkischen Burgen, ganz gleich auf wen sie zurückgehen, als Teil eines Verteidigungssystems anzusehen sind, worauf schon *Grimm* (1958, S. 113–116) hingewiesen hat. Als Begründung dient vor allem die Tatsache, dass die meisten Burgen einen deutschen Namen mit einem einfachen, schematischen Bestimmungswort tragen. Zweimal kommt dabei der Name Osterburg bzw. Ottersburg vor,<sup>12</sup> der eine Sicherungsfunktion in Richtung Osten belegt. Eindeutig für Slawen spricht lediglich Groß Garz, sofern der Name nicht von der ansässigen Bevölkerung der Umgebung der deutschen Anlage gegeben wurde.

---

9 Der häufig nachweisbare Wechsel von Deutsch/Wendisch zu Groß/Klein gestattet eine gemeinsame Behandlung beider Doppelbildungen und damit eine Verbreiterung der Materialbasis.

10 Zahlreiche Beispiele für die Zauche bei *Brather* 1993 und für den Oderraum bei *Henker* 2008.

11 Lokalisierung der Orte nach Abb. 5.

12 Zur Archäologie beider Anlagen vgl. *Knorr* 1964; *Biermann* 2016.

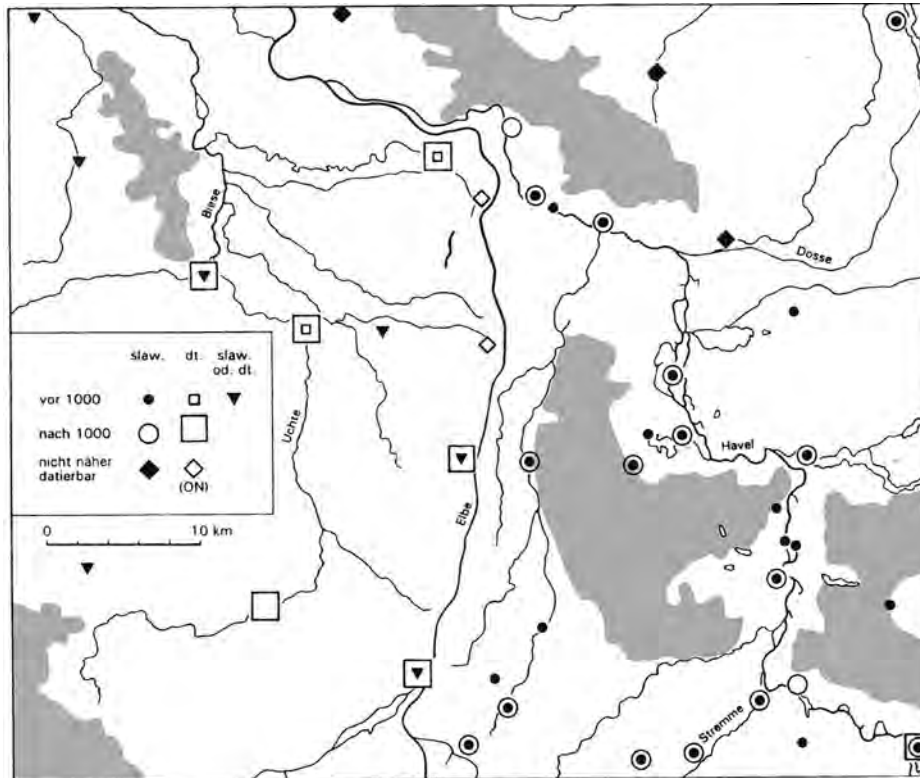


Abb. 6: Vor der Ostsiedlung errichtete Befestigungen in der Altmark und dem Elbe-Havel-Gebiet. Gerastert: heutiger Wald  
Nach: Gringmuth-Dallmer 1996, Abb. 2

Ein ganz anderes Bild bietet der Raum östlich der Elbe. Den 10 bis 12 vor dem hochmittelalterlichen Landesausbau entstandenen Anlagen westlich des Flusses stehen hier auf etwa gleich großem Gebiet fast 30 slawische gegenüber. Auch ihre Verteilung ist nicht gleichmäßig, was sich jedoch ändert, wenn man die in ihren Grundzügen bis ins Mittelalter zurückreichende Bewaldung berücksichtigt. Die dann verbleibenden Gefilde weisen eine hohe Burgendichte auf, die nicht rein strategisch zu erklären ist. Sicher haben die Burgen auch eine nach außen gerichtete militärische Funktion gehabt. Ihre Hauptfunktion bestand aber wohl darin, dass sie Zentren von Burgbezirken – *civitates* – waren, die mit den zugehörigen offenen Siedlungen die Grundlage der Landesgliederung abgaben. Beim Blick auf die Karte bietet sich direkt an, die einzelnen Burgbezirke gegeneinander abzugrenzen. Die deutsche Verwaltungsgliederung hat vielfach an sie angeknüpft (Gringmuth-Dallmer 1996, Abb. 3).

Das gilt vor allem für den Bischofs- und Burgwardsitz Havelberg und die Burgwarde in Pritzerbe und Milow, möglicherweise auch für solche in Kietz und Kabelitz. Natürlich gibt es auch in der Altmark den Bezug von Burgen und offenen

Siedlungen, hier aber wohl eher mit der Notwendigkeit eines agrarischen Umlandes für die Befestigungen zu erklären. Ebenso gilt der Anschluss an ältere Burgen, insbesondere für die Zentren Arneburg, Tangermünde und Osterburg, die sich später zu Städten entwickelten.

Mit der Ostsiedlung des hohen Mittelalters – hier erst seit Mitte des 12. Jahrhunderts – ändert sich das Bild grundsätzlich (*Gringmuth-Dallmer* 1996, Abb. 4). Zu den zumeist weiterbestehenden älteren Anlagen tritt eine Vielzahl meist kleinerer Burgen des niederen Adels, die Verteilung beiderseits des Flusses wird vergleichbar. Die neuen Herrschafts-, Wirtschafts-, Sozial- und religiösen Verhältnisse östlich des Flusses, verbunden mit Zusiedlern aus dem Westen, schaffen eine neue Struktur, in der die ethnischen Verhältnisse keine Rolle mehr spielen.

Spätestens im 10. Jahrhundert spielen neben den Befestigungen auch kirchliche Belange eine erhebliche Rolle bei der Strukturierung des Raumes. 948 werden die Bistümer Havelberg und Brandenburg errichtet, 968 das Erzbistum Magdeburg. In der Gründungsurkunde für Brandenburg (*UB Magdeburg* 1, Nr. 15) wird die Elbe ausdrücklich als West- und Südgrenze genannt, jedoch aus sieben Orten östlich des Flusses geht der Zehnt an das Moritzkloster zu Magdeburg (vgl. Tab. 1), das offensichtlich hier ältere Ansprüche hatte.

## 5 Zusammenfassung

Der Beitrag verfolgt im Siedlungsgebiet von Franken/Deutschen und Slawen beiderseits von Saale und mittlerer Elbe die Frage, ob politische und ethnische Grenzen bzw. Grenzräume sich deckten. Sie ist politisch relevant, da in der wieder aufgeflammten nationalistischen Propaganda behauptet wird, die heutigen Staatsgebiete seien schon immer von einer ethnisch reinen? Bevölkerung bewohnt gewesen, und diese ethnische Reinheit gelte es zu bewahren, indem man die Grenzen hermetisch abschottet.

Um die Mitte des Jahrtausends gab es dieses Problem noch nicht, da die Thüringer »*unter sich*« waren. Die Besiedlung im Süden des untersuchten Gebietes reichte über die Saale hinweg nach Osten etwa bis zur Mulde, während an der Mittelelbe der Fluss wohl mit Ausnahme des Saalemündungsbereiches die Grenze darstellte. Für die fränkischen und deutschen Herrscher haben die beiden Flüsse dann bis zum Beginn der hochmittelalterlichen Ostsiedlung sicher als Grenze gedient. Zumindest für die weit entfernt residierenden Franken war sicher eine klar definierte Grenze – ihre zeitweilige Verschiebung spielte dabei keine Rolle – auch als Orientierungsrahmen für militärische Aktionen hilfreich.

Anders sah es bei den Slawen aus, deren Siedlung bis weit ins westliche Thüringen hinein, zum Teil in großer Dichte, nachweisbar ist. Sie haben westlich der Saale nie eine eigene Herrschaft aufbauen können. Eindrücklichster Beweis dafür ist, dass sie dort keine eigenen Befestigungen anlegen konnten. Lediglich im Mündungsbereich in die Elbe scheint ein Ausgriff auf die andere Seite des Flusses möglich.

An der Mittelelbe war der Fluss auf der Höhe von Magdeburg bis ins 10. Jahrhundert eindeutige politische Grenze, die nur bei kriegerischen Aktivitäten über-

schritten wurde. Die auf der Westseite lebenden Slawen sind nie selbständig gewesen. In Zusammenhang mit der Gründung des Erzbistums Magdeburg weiteten die Ottonen auch ihre Herrschaftsgebiet auf die andere Seite des Flusses aus.

In der Altmark ist die Situation nicht ganz klar, jedoch ist bei starker slawischer Besiedlung frühzeitig von sächsischer Herrschaft auszugehen. Mit der Ostsiedlung hat sich das Problem im gesamten Untersuchungsraum erledigt: Das Deutsche Reich herrscht, und beide Flüsse liegen mittendrin.

Als vielfach auch andernorts geltendes Ergebnis ist festzuhalten, dass politische und ethnische Grenzen nicht deckungsgleich sein mussten, es wohl in der Regel nicht waren. Während Herrschaftsbereiche nach klaren Abgrenzungen strebten, waren nach Siedlungs- und Wirtschaftsräumen suchende Gemeinschaften mobil und ließen sich, sofern sie konnten, durften oder sogar sollten, dort nieder, wo sie Platz fanden. Damit konnte gezeigt werden, wie Archäologie, Geschichtswissenschaft und Onomastik einen der Kernpunkte der pseudo-historischen nationalistischen Argumente, das Phantom der ethnischen Reinheit, widerlegen können. Damit ist auch jeder Versuch hinfällig, politische Grenzen nach ethnischen Kriterien zu korrigieren, wie wir es leider bis heute erleben. Es ist unsere Aufgabe, solchen Tendenzen mit unseren wissenschaftlichen Argumenten entschieden entgegenzutreten und damit einen kleinen Beitrag zu leisten, damit das Gespenst des Nationalismus nicht noch weitere Wellen schlägt.

## Summary

“ac Salam fluvium, qui Thuringos et Sorabos dividit”

The landscapes of the rivers Saale and Middle Elbe as border landscapes in early medieval times

Looking at the settlement area of Franconians/Germans and Slavs at the rivers Saale and Middle Elbe the article pursues the question of whether political and ethnical borders or border spaces match. This question is politically relevant as the newly inflamed nationalistic propaganda alleges that today's national territories have always been inhabited by an ethnically 'pure' population and this 'purity' needs to be preserved by hermetically sealing off the borders.

Around the middle of the millennium this problem did not exist as the 'Thuringians' (Germans) lived there by themselves. The settlements in the south stretched across the river Saale eastwards as far as the river Mulde, while at the same time the Middle Elbe became the border apart from the estuary of the river Saale itself.

From then onwards until the beginning of the high mediaeval settlements' period the two rivers served as borders for the Franconian and the German sovereigns. At least for the Franconians, who resided far away, was a clearly defined border helpful, not alone as guidance for military actions.

On the contrary the Slavs never managed to expand their powers westwards of the Saale, the most impressive proof of this is that they were unable to build their

own fortifications. Their settlement area, which was densely populated, can be traced far into western Thuringia. Only at one place they would have been able to gain some territory namely on the opposite banks of the estuary of the Saale into the river Elbe, which they never did.

In the region of the middle Elbe near Magdeburg, which was the centre of the Ottonic Empire, the river represented the definite political border, which was crossed for military activities only. In connection with the foundation of the Archbishopric of Magdeburg the Ottonic Empire expanded its territory across the other side of the Elbe. The Slavs, who lived on the western side of the river, were never independent.

In the Altmark the situation is not quite clear, but even though there existed a strong Slavic settlement, Saxon rule can be assumed. Since the 12<sup>th</sup> century, during the times of high mediaeval settlement, the question of having a political and/or an ethnic border became obsolete, as both rivers were situated in the centre of the German Empire.

As a result, it can be stated that political and ethnical borders didn't have to be congruent, and, as shown in this article, normally they weren't. Settlement and economy areas existed in places where people were allowed to settle, and people moved/stayed depending on the needs and/or the prevailing rules. Therefore, the question of congruence of territorial rules and actual settlement of people is important when confronted with nationalistic propaganda in many states.

## Quellen

- Co I*: Corpus archäologischer Quellen zur Frühgeschichte auf dem Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik (7. bis 12. Jahrhundert), hrsg. von J. Herrmann u. P. Donat, 1. Lieferung Bezirke Rostock (Westteil), Schwerin und Magdeburg. – Berlin 1973.
- Einh. Carol.*: Einhard, Vita Karoli Magni. MG. SS. rer. Germ., hrsg. von O. Holder-Egger. – Hannover u. Leipzig 1911.
- Helbig, Herbert u. Weinrich, Lorenz (1984/1970)*: Urkunden und erzählende Quellen zur deutschen Ostsiedlung im Mittelalter, gesammelt u. hrsg. von Herbert Helbig u. Lorenz Weinrich. – Darmstadt (Quellen zur Geschichte des Mittelalters, 26/1 u. 2).
- MG. Cap.*: Capitularia regum Francorum (Cop.) I, hrsg. von A. Boretius. – Hannover 1983.
- UB Hersfeld*: Urkundenbuch der Reichsabtei Hersfeld I, hrsg. von H. Weirich. – Marburg 1936.
- UB Magdeburg*: Urkundenbuch des Erzstifts Magdeburg Teil 1 (937–1192), bearbeitet von Friedrich Israel unter Mitwirkung von Walter Möllenberg. – Magdeburg 1937.

## Literatur

- Biermann, Felix (1916)*: Der »Schloßberg« von Ottersburg, Lkr. Stendal, eine früh- und hochmittelalterliche Burg in der Altmark. – In: Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte 95, S. 307–419.
- Brachmann, Hansjürgen (1969)*: Die Wallburg »Der Kessel« von Kretzschau-Groitzschen, Kr. Zeitz – Vorort eines sorbischen Burgbezirkes des 9. Jahrhunderts. – In: Otto, Karl-Heinz u. Herrmann, Joachim [Hrsg.] Siedlung, Burg und Stadt, Studien zu ihren Anfängen. Berlin, S. 342–360.
- Brachmann, Hansjürgen (1978)*: Slawische Stämme an Elbe und Saale. Zu ihrer Geschichte und Kultur im 6. bis 10. Jahrhundert – auf Grund archäologischer Quellen. – Berlin.
- Brachmann, Hansjürgen (1991)*: Der Limes Sorabicus – Geschichte und Wirkung. – In: Zeitschrift für Archäologie 25, S. 177–207.
- Brather, Sebastian (1993)*: Hochmittelalterliche Siedlungsentwicklung um Kloster Lehnin – Slawen und Deutsche in der Zauche. – In: Veröffentlichungen des Brandenburgischen Landesmuseums für Ur- und Frühgeschichte 27, S. 128–178.
- Brüske, Wolfgang (1955)*: Untersuchungen zur Geschichte des Lutizenbundes. Deutschwendische Beziehungen des 10.-12. Jahrhunderts. – Münster u. Köln.
- Butkus, Heinrich (1951)*: Die Dorfformen in den Landschaften des ehem. Regierungsbezirkes Magdeburg. – In: Berichte zur deutschen Landeskunde 9, S. 382–388.
- Claude, Dietrich (1972)*: Geschichte des Erzbistums Magdeburg bis in das 12. Jahrhundert. Teil I: Die Geschichte der Erzbischöfe bis auf Ruotger (1124). – Köln u. Wien.
- Coblentz, Werner (1963)*: Boleslaw Chrobry in Sachsen und die archäologischen Quellen. – In: Slavia antiqua 10, S. 249–285.
- Epperlein, Siegfried (1985a)*: Politik und Kriegszüge Karls des Großen und Ludwigs des Frommen. – In: Herrmann, Joachim [Hrsg.]: Die Slawen in Deutschland. Ein Handbuch. Neubearbeitung. Berlin, S. 327–334.
- Epperlein, Siegfried (1985b)*: Voraussetzungen, Ursachen und Charakter der ersten Etappe der feudalen Ostexpansion im 10. und 11. Jh. – In: Herrmann, Joachim [Hrsg.]: Die Slawen in Deutschland. Ein Handbuch. Neubearbeitung. Berlin, S. 333–349.
- Grimm, Paul (1951)*: Die Wallburg »Der Kessel« bei Kretzschau-Groitzschen, Kr. Zeitz. – In: Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte 35, S. 161–193.
- Grimm, Paul (1958)*: Die vor- und frühgeschichtlichen Burgwälle der Bezirke Halle und Magdeburg. – Berlin.
- Gringmuth-Dallmer, Eike (1983)*: Die Entwicklung der frühgeschichtlichen Kulturlandschaft auf dem Territorium der DDR unter besonderer Berücksichtigung der Siedlungsgebiete. – Berlin.
- Gringmuth-Dallmer, Eike (1985)*: Siedlungsarchäologische Beobachtungen zur Namengebung im slawisch-deutschen Kontaktgebiet zwischen Elbe und Oder. – In: Linguistische Studien, Reihe A 129/1, S. 127–130.
- Gringmuth-Dallmer, Eike (1990)*: Deutsch und Wendisch – Groß und Klein. Zur siedlungsgeschichtlichen Aussage von Ortsnamen mit unterscheidenden Zusätzen in der Mark Brandenburg. – In: Onomastica Slavogermanica 19, S. 77–89.
- Gringmuth-Dallmer, Eike (1993)*: Die siedlungsgeschichtlichen Grundlagen für die Entstehung Magdeburgs als Zentrum der sächsischen Macht im 10. Jh. – In: Gläser, Manfred [Hrsg.]: Archäologie des Mittelalters und Bauforschung im Hanseraum, Festschrift für G.P. Fehring. Rostock, S. 113–118.
- Gringmuth-Dallmer, Eike (1996)*: Deutsche und slawische Burgen in einem Grenzraum beiderseits der Mittelelbe (Altmark und Elbe-Havel-Gebiet). – In: Château Gaillard 17, S. 111–117.

- Gringmuth-Dallmer, Eike (2002):* Wendepflug und Planstadt? Forschungsprobleme der hochmittelalterlichen Ostsiedlung. – In: *Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie* 20, S. 243–259.
- Gringmuth-Dallmer, Eike (2009):* Der Wandel der Agrarwirtschaft im hohen Mittelalter: Tradition – Weiterentwicklung – Innovation. – In: *Lebenswelten im ländlichen Raum. Siedlung, Infrastruktur und Wirtschaft. Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich* 25, S. 109–118.
- Herrmann, Joachim [Hrsg.] (1985):* Die Slawen in Deutschland. Ein Handbuch. Neubearbeitung. – Berlin.
- Hardt, Matthias u. Schulze, Hans K. (1992):* Altmark und Wendland als deutsch-slawische Kontaktzone. – In: Schmidt, Roderich [Hrsg.]: *Wendland und Altmark in historischer und sprachwissenschaftlicher Sicht*. Lüneburg, S. 1–44.
- Henker, Jens (2008):* Archäologische Dorfkernuntersuchung. – In: Henker, Jens; Schöfbeck, Thilo u. Weiß, Uwe [Hrsg.]: *Slawen und Deutsche im Hochmittelalter östlich der Elbe. Archäologisch-historische Studien zur Siedlungsentwicklung*. Bonn, S. 11–138.
- Heßler, Wolfgang (1957):* Mitteldeutsche Gaue des frühen und hohen Mittelalters. – Berlin.
- Kalle, Friedrich (1959–61):* Beispiele für Veränderungen der Flussläufe in geschichtlicher Zeit. – In: Schlüter, Otto u. August, Oskar [Hrsg.]: *Atlas des Saale- und mittleren Elbegebietes*. Leipzig, Karte 7 mit Erläuterungen S. 7f.
- Knorr, Heinz A. (1964):* Burgwardium Osterburg. – In: Grimm, Paul [Hrsg.]: *Varia Archaeologica (Unverzagt-Festschrift)*, Berlin, S. 278–292.
- Herbert Ludat (1971):* An Elbe und Oder um das Jahr 1000. Skizzen zur Politik des Ottonenreiches und der slawischen Mächte in Mitteleuropa. – Köln u. Wien.
- Neumann, Gotthard (1959):* Der Burgwall auf dem Johannisberg bei Jena-Lobeda. – In: *Ausgrabungen und Funde* 4, S. 246–251.
- Neumann, Gotthard (1960):* Der Burgwall auf dem Johannisberge bei Jena-Lobeda. – In: *Ausgrabungen und Funde* 5, S. 237–244.
- Peters, Günter (2008):* Hamersleben: Die Grundherrschaft eines ostsächsischen Regularkanonikerstifts im 12. und 13. Jahrhundert. – In: *Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands* 54, S. 1–70.
- Pollex, Axel (2010):* Glaubensvorstellungen im Wandel. Eine archäologische Analyse der Körpergräber des 10.–13. Jahrhunderts im nordwestslawischen Raum. – Rahden/Westf.
- Rempel, Heinrich (1966):* Reihengräberfriedhöfe des 8.–11. Jahrhunderts aus Sachsen-Anhalt, Sachsen und Thüringen. – Berlin.
- Schlesinger, Walter (1937):* Burgen und Burgbezirke. Beobachtungen im mitteldeutschen Osten. – In: Emmerich, Werner [Hrsg.]: *Von Land und Kultur, Festschrift für Rudolf Kötzschke*. Leipzig, S. 77–105.
- Schlesinger, Walter (1968):* Das Frühmittelalter. – In: Patze, Hans u. Schlesinger, Walter [Hrsg.]: *Geschichte Thüringens*, Bd. 1. Köln u. Graz, S. 316–380.
- Schmidt, Berthold (1961):* Die späte Völkerwanderungszeit in Mitteldeutschland. – Halle (Saale).
- Schmidt, Berthold (1976):* Archäologische Forschungen zur Völkerwanderungszeit, zur fränkisch-karolingisch-frühdeutschen Zeit und zum hohen Mittelalter. – In: *Ausgrabungen und Funde* 21, S. 128–138.
- Schneider, Johannes (1979):* Beiträge zur Besiedlung der Altmark im frühen Mittelalter. – In: *Rapports du III<sup>e</sup> Congrès International d'Archéologie Slave*, Bd. 1. Bratislava, S. 689–708.



- 
- Schulze, Hans K. (1973):* Die Besiedlung der Altmark. – In: Beumann, Helmut [Hrsg.]: Festschrift für Walter Schlesinger, Bd. 1. Köln u. Wien, S. 138–158.
- Schulze, Hans K. (1987):* Vom Reich der Franken zum Land der Deutschen. – Berlin.
- Vogt, Heinz-Joachim (1987):* Die Wiprechtsburg Groitzsch, eine mittelalterliche Befestigung in Westsachsen. – Berlin.
- Walther, Hans (1971):* Namenkundliche Beiträge zur Siedlungsgeschichte des Saale- und Mittelbegebietes bis zum Ende des 9. Jahrhunderts. – Berlin.
- Walther, Hans (1985):* Die Ausbreitung der slawischen Siedlung westlich von Elbe/Saale und Böhmerwald. – In: Herrmann, Joachim [Hrsg.]: Die Slawen in Deutschland. Ein Handbuch. Neubearbeitung. Berlin, S. 36–43.
- Zschieschang, Christian (2017):* Das Hersfelder Zehntverzeichnis und die frühmittelalterliche Grenzsituation an der mittleren Saale. Eine namenkundliche Studie. – Köln, Weimar u. Wien.



Florian Weber

## Les pays de l'entre-deux

### Übergangsräume – Grenzregionen – Konfliktzonen Hybride Grenzlandschaften der Großregion SaarLorLux<sup>1</sup>

Mit 4 Abbildungen

#### 1 Zur Einführung: Die ›Großregion‹ als plurale Grenzregion

Im Januar 2020 feierte das Saarland sein ›Saarhundert‹<sup>2</sup> – 100 Jahre wechselvoller und bewegter Geschichte, ausgehend von der Konstitution des Saargebiets als vom Deutschen Reich abgetrennter Industrieregion im Zuge des Versailler Vertrages aus dem Jahr 1920. Bereits der Entstehungsprozess des Saarlandes zeigt eine enge Bindung an das Umland, konkret Frankreich, Luxemburg und das Deutsche Reich bzw. die spätere Bundesrepublik Deutschland – wechselnde nationalstaatliche Zugehörigkeiten inklusive (*Hamm u. Wienert* 1990, S. 140). Zu entscheidenden Triebfedern wurden lange Zeit Kohle und Stahl – als regionale Zankäpfel, denn wirtschaftliche und demographische Entwicklungsschübe seit der Industrialisierung waren im Montandreieck zwischen dem Saargebiet, Lothringen und Luxemburg bzw. Wallonien entscheidend an sie geknüpft (*Bezzenberger et al.* 2005, S. 155; *Dörrenbächer et al.* 2007; *Helper* 2015). Gleichzeitig stellen diese den Ausgangspunkt für die Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl (Montanunion) aus dem Jahr 1951 dar – und damit die Grundlage für die europäische Einigungsentwicklung bis hin zur Europäischen Union. Auch regional etablierten sich Zusammenschlüsse, zunächst ab 1971 mit einer deutsch-französisch-luxemburgischen Regierungskommission und im Laufe der Zeit unter ›SaarLorLux‹ (Saarland, Lothringen und Luxemburg) firmierend, heute unter der ›Großregion‹. Letztere setzt sich als politisch-räumliches Konstrukt aus den Teilregionen Saarland und Rheinland-Pfalz, Lothringen (das Gebiet der ehemaligen *région* Lorraine/Lothringen, die heute zu Grand Est gehört, dazu *Harster* und *Clev* 2018), dem Großherzogtum Luxemburg sowie der Wallonie, der Fédération Wallonie-Bruxelles und der Deutschsprachigen Gemeinschaft in Belgien zusammen (*Wille* 2015c, S. xi; vgl. auch *Lorig* 2016). Die dortige institutionelle Koope-

---

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 46. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Saarbrücken, 21.–24. September 2019) gehalten wurde.

2 Siehe dazu beispielweise: <https://www.saarbruecker-zeitung.de/sz-serien/saarhundert/> (abgerufen 10.02.2020).

ration mündete 2014 in die Einrichtung eines Europäischen Verbunds für territoriale Zusammenarbeit (EVTZ) ›Gipfelsekretariat der Großregion‹ mit Sitz im Haus der Großregion in Luxemburg (Hartz u. Caesar 2018, S. 45). Ein Fokus auf das Saarland und die Großregion führt entsprechend fast automatisch dazu, sich entwickelnde und divergierende Grenzziehungen mitzudenken. Vielfach erfahren ›Randbereiche‹ eher eine negative Konnotation, da sie u.a. weniger von politischer Förderung profitieren oder durch mehrfache Machteinflusswechsel von Zentren ›außen vor‹ gelassen wurden. Genau in diesen Randbereichen treffen allerdings verschiedene gesellschaftliche, politische, kulturelle und soziale Rahmenbedingungen aufeinander, womit sie zu Laboratorien für Austausch und Interaktionen werden (können). Die Grenzregion Großregion, im ›Kern‹ SaarLorLux, wird zu einer Kontaktzone und einem Raum von Übergängen, die einer näheren Analyse zugeführt werden können. Im vorliegenden Beitrag geschieht dies mit der Stoßrichtung, unterschiedliche GrenzLandschaften zu betrachten, die beispielhaft für regionale Besonderheiten stehen. Dies betrifft die Thematik von Grenzgängerinnen und Grenzgängern sowie Infrastrukturverflechtungen über nationalstaatliche Grenzen hinweg, die Entwicklung ›neuer Energielandschaften‹ und hybride (alt)industrielle Kulturlandschaften, hervorgegangen aus dem Erbe von Kohle und Stahl. Auf diese Weise kann in der Zusammenschau ein Blick auf einen Ausschnitt der Vielfalt in den »pays de l'entre-deux« geworfen werden.

## 2 Einführende Bemerkungen zur Grenzraum- und Landschaftsforschung

Die Annäherung an ›GrenzLandschaften‹ in der Großregion SaarLorLux (siehe allgemein auch Wille 2015b; Wille et al. 2016) macht eine grundlegende Einordnung über die Grenzraumforschung, die Landschaftsforschung und deren Verknüpfung notwendig. Die Forschung zu Grenzräumen hat bzw. die so genannten *Border Studies* haben seit den 1990er Jahren vor allem von Nordamerika und Europa ausgehend eine Weiterentwicklung erfahren, indem theoretisch-konzeptionelle Perspektiven entwickelt wurden, die gerade aus konstruktivistischen Strömungen heraus Impulse generierten (Newman 2011; Rumford 2006; Wastl-Walter 2011). Waren zu Beginn des 20. Jahrhunderts Untersuchungen eher deskriptiv auf nationalstaatliche Grenzziehungen und deren Wirkungen fokussiert (Hartshorne 1936; Jones 1943; 1959; Lyde 1915; Minghi 1963; Prescott 2015 [1987]), werden – konstruktivistisch inspiriert – Grenzziehungen nunmehr als Konstrukte aufgefasst, die zu divergierenden Ein- und Ausschlüssen beitragen (van Houtum u. van Naerssen 2002; van Houtum et al. 2005). Auf diese Weise zielt die analytische Blickrichtung auf vielfältig gelagerte Grenzziehungen – ‘the border is everywhere’ (Balibar 2002; Lyon 2005) – von Makro- bis Mikroebene ab, wobei Grenzen als diskursive Prozesse und soziale Praktiken begriffen werden, die ›Ordnung‹ zwischen einem Innen und einem Außen sowie ›Differenz‹ zwischen dem Eigenen und dem Anderen schaffen können (allgemein u.a. Paasi 1996). Historisch betrachtet ergaben und ergeben sich immer wieder Phasen, in denen unterschiedliche Grenzen – territoriale, administrative, soziale, kulturelle, mentale etc. – Bedeutung erlangten und wieder einbüßten. *Bordering* fasst vor

diesem Hintergrund den sozialen Konstruktions- und (Re)Produktionsaspekt von multidimensionalen Grenzen – im Zusammenspiel mit *Debordering* und erneutem *Rebordering* (Agnew 2008; van Houtum et al. 2005). Übergangsbereiche in multiplen Grenzlagen werden hieran anknüpfend nach Anzaldúa (2012 [1987]) als *Borderlands* begriffen – eine Kategorie, die es ermöglicht, verschieden gelagerte Verflechtungen und Interdependenzen in Grenzregionen auszuleuchten (vgl. weiterführend u.a. Pavlakovich-Kochi et al. 2004).

Die Landschaftsforschung konnte im deutschsprachigen Raum gerade ab den 2000er Jahren ebenfalls von konstruktivistischen Stoßrichtungen profitieren, die sich seit den 1980er Jahren vom angloamerikanischen Raum ausgehend entwickelten (Cosgrove 1985; 1993; Cosgrove u. Daniels 1988; Greider u. Garkovich 1994). War ›Landschaft‹ lange Zeit als unabhängiger, objektiver Gegenstand betrachtet und begriffen worden, wird nun von dieser Vorstellung immer stärker abgerückt (Kühne 2018a; Schenk 2017) – Landschaft wird zum Betrachterinnen- und Betrachterabhängigen sozialen Konstrukt (Kühne et al. 2018; 2019). Eine hierauf ausgerichtete Forschung setzt insbesondere auf der Meta-Ebene an: »[S]ie untersucht und erklärt, was Menschen meinen, wenn sie ›Landschaft‹ sagen« (Haber 2001, S. 20). Nicht, was ›wirklich‹ Landschaft sei, sondern wie ›Landschaft‹ als Konstrukt hergestellt und mit spezifischen Zuschreibungen assoziiert wird, rückt in den Mittelpunkt der Betrachtung (Kühne 2013b, S. 34–35, siehe dazu auch Kühne 2013a, S. 181–182). ›Landschaft‹ wird mitunter mit unterschiedlichen und auch divergierenden Bedeutungen aufgeladen, woraus gesellschaftliche Deutungskämpfe resultieren, was für wen aus welchen Gründen zu ›Landschaft‹ dazu gehört oder eben nicht (Weber 2018a, 2018b). Gerade im Zuge der Postmoderne verlieren scheinbare Eindeutigkeiten an Prägekraft (Kühne 2012; Welsch 2002), zudem ergeben sich Hybridisierungen. Hybridität lässt sich aus sozialwissenschaftlicher Perspektive in Rückbezug u.a. auf Homi Bhabha (2000 [engl. Original 1994]; dazu auch Babka et al. 2012; Easthope 1998) als eine »Strategie der Vermischung und Aushandlung von Differenzen« (Hein 2006, S. 55) beschreiben, wobei die Besonderheit dieser Vermischung bzw. Vernetzung ist, dass es nicht zu einer neuen Homogenisierung kommt, sondern Differenzen sichtbar bleiben und immer mehr sich wandelnde patchworkartige Strukturen, Gemeinschaften, Identitäten entstehen (Hesse 2016, S. 306; Mölders et al. 2016). Patchworkartige ›Landschaftspastiches‹, beispielweise hybride Mischungen aus städtischen und ländlichen Elementen (siehe dazu Berr et al. 2019), werden immer stärker zur Regel als zur Ausnahme, dem zunehmend Rechnung getragen werden kann.

Die Verbindung aus den *Border Studies* und der konstruktivistisch orientierten Landschaftsforschung bietet die Möglichkeit, den Fokus auf Landschaftskonstruktionsprozesse im grenzüberschreitenden Kontext zu richten. Ein- und Ausschlüsse können so im Hinblick auf ›Landschaft‹, geknüpft an unterschiedliche Grenzziehungen, beleuchtet werden. Gerade das Konzept der *Borderlands* bietet Potenzial, womit Grenzüberschreitungen und Vermischungen Rechnung getragen werden kann, wie nachfolgend im Hinblick auf mehrere ›GrenzLandschaften‹ in der Großregion SaarLorLux herausgestellt wird.

### 3 GrenzLandschaften in der Großregion SaarLorLux

#### 3.1 Grenzgängerinnen und Grenzgänger und Infrastruktur-Landschaften

Die so genannte ›Großregion‹ stellt mit einer Gesamtfläche von rund 65 400 km<sup>2</sup> eine der größten Grenzregionen der Europäischen Union dar. Knapp 12 Millionen Einwohnerinnen und Einwohner lassen sich verzeichnen, mit hochgradig divergierenden Bevölkerungsdichten zwischen urban verdichteten ›Hotspots‹ und dünn besiedelten ländlichen Gegenden (dazu weiterführend beispielsweise *Hartz u. Caesar* 2018). Entscheidenden Anteil an heute vielfältigen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Vernetzungen hat das Schengener Abkommen aus dem Jahr 1985, das seit der aktiven Umsetzung 1995 den Wegfall von dauerhaften Grenzkontrollen zur Folge hatte. ›Grenzübertritte‹ in der Großregion sind damit zu etwas Alltäglichem geworden. Wie Erhebungen zeigen (*Spellerberg et al.* 2018; *Wille* 2015a), verlieren die nationalstaatlichen Grenzen aus Sicht der Einwohnerinnen und Einwohner an Bedeutung. Eine enge wirtschaftliche Zusammenarbeit, grenzüberschreitendes Arbeiten und Einkaufen im Nachbarland werden sehr begrüßt und geschätzt. Gerade die Grenzkontrollen vor dem Schengener Abkommen werden vor diesem Hintergrund als beschwerlich und der Vergangenheit angehörend wahrgenommen. Gleichzeitig bleiben gewisse nationalstaatliche Bezugnahmen aber erhalten, mitunter im Hinblick auf eine gewisse Verwurzelung, Dialekt, ›Heimat‹ und Landschaft.

Besondere Relevanz erlangt in der Großregion das grenzüberschreitende Pendeln zum Arbeitsort. 2018 wurden 240 500 Grenzgängerinnen und Grenzgänger verzeichnet, wobei besonders das Wirtschafts- und Finanzzentrum Luxemburg zum zentralen Magneten wird. 78 Prozent der Grenzgängerinnen und Grenzgänger sind dort beschäftigt (EVTZ Gipfelsekretariat der Großregion 2020, o.S.). Die Zahl der aus Luxemburg Auspendelnden verbleibt hingegen im dreistelligen Bereich – eine zu vernachlässigende Größe. Hohe Immobilienpreise und Lebenshaltungskosten in Luxemburg haben nun zur Folge, dass sich eine Tendenz hin zu ›atypischen Grenzgängerinnen und Grenzgängern‹ abzeichnet, d.h. Luxemburgerinnen und Luxemburger, die in die angrenzenden Regionen ziehen und von dort ins ›Heimatland‹ zur Arbeit pendeln. Gemeinden wie Perl an der Obermosel im Saarland oder in Grenzlage im Landkreis Trier-Saarburg in Rheinland-Pfalz werden zu beliebten Wohnorten – u.a. aus finanziellen, familiären und persönlichen Gründen: Deutlich geringere Lebenshaltungskosten, geringere Baulandpreise bzw. Mietpreise in Deutschland zur Ermöglichung, Eigentum zu erwerben, sowie Platzbedarf für Familiengründungen werden zu Triebfedern (*Reichert-Schick* 2015/2016, S. 30; *Roos et al.* 2015, S. 88). Ein Blick auf die Statistik für Trier sowie Perl verdeutlicht die Umbrüche: »Die Region Trier verzeichnete in den Jahren zwischen 2003 und 2007 einen Wanderungssaldo von 2.575 Personen aus dem Großherzogtum Luxemburg. [...]. Während 1990 lediglich 55 Personen mit luxemburgischer Staatsangehörigkeit in der Gemeinde [Perl/Saarland] lebten, erhöhte sich diese Zahl bis zum Jahr 2000 auf 130 und bis 2005 auf 339 Personen. Besonders groß war der Anstieg innerhalb des Zeitraums von 2007 bis 2010, in dem sich die Einwohnerzahl der Luxemburger von 634 auf 1.272 Personen mehr



Abb. 1: Neubaugebiete (oben) und geballter Einzelhandel (unten) in der Gemeinde Perl (Saarland)

Quelle: Aufnahmen Florian Weber 2019.

als verdoppelte« (Roos et al. 2015, S. 90). »Landschaftsbezogen« gehen hiermit zwei markante Transformationsprozesse einher: Durch den Zuzug entstehen Neubaugebiete in Ortschaften, denen nur durch die spezifische Grenzlage zu Luxemburg ein entsprechender Boom zuteil wird. Zudem entwickelt sich Einzelhandel quasi *en masse* in einer Form, wie er für Gemeinden wie Perl weder normalerweise möglich noch genehmigungsfähig wäre (dazu Abb. 1). Zu letzterem trägt entscheidend das Einkaufsverhalten von Französisinnen und Franzosen sowie Luxemburgerinnen und Luxemburgern des Umlandes bei. In umgekehrter Richtung, d.h. nach Luxemburg, z.B. Schengen oder Remich, »pilgern« wiederum Französisinnen und Franzosen sowie Deutsche zum Tanken, Kaffee- und Zigarettenkauf, da sich dort ein Preisgefälle signifikant bemerkbar macht. Auf diese Weise entstehen spezifische Grenzlandschafts-*Borderlands* des Wohnens und sich Versorgens, die klassischen landschaftlichen Stereotypen eher ländlich geprägter Gemeinden in Grenznähe kaum mehr entsprechen.



### 3.2 Energie-GrenzLandschaften

In der Großregion treffen markant auch unterschiedlich nationalstaatlich beeinflusste Energiepolitiken aufeinander und führen zu divergierenden ›EnergiewendungsLandschaften‹. In Frankreich stammen bis heute über 70 Prozent des erzeugten Stroms aus Kernkraft – einer Energieform, die dort nicht nur als saubere, sondern auch als sichere Energiequelle vermarktet wird (*Bruns u. Deshaies* 2018, S. 8). Zwar wurde zwischenzeitlich unter Präsident *Hollande* das Ziel einer Reduktion auf 50 Prozent in Verbindung mit dem Ausbau erneuerbarer Energien verkündet, doch wird unter Präsident *Macron* diese Vision nicht mit Nachdruck weiterverfolgt. In Lothringen, im *département* Moselle, steht mit dem Kernkraftwerk Cattenom das drittgrößte Frankreichs, das nur rund neun bzw. zwölf Kilometer von der luxemburgischen bzw. deutschen Grenze entfernt ist (Abb. 2). Aus saarländischer und luxemburgischer Perspektive macht es regelmäßig durch Störfälle unangenehm auf sich aufmerksam, woraus sich der an Frankreich adressierte Wunsch einer möglichst zeitnahen Abschaltung des Kernkraftwerks ableitet (dazu bspw. *Oberlé* 2016). Luxemburg importiert zwar Energie aus Kernkraft aus Cattenom, verfügt aber selbst nicht über Kernkraftwerke. In Deutschland wurde nach der Reaktorkatastrophe in Fukushima im Jahr 2011 der Ausstieg aus der Kernkraft bis 2022 beschlossen, verbunden mit dem deutlichen Ausbau erneuerbarer Energien (*Bruns* 2016; *Wolling u. Arlt* 2014). Im Saarland wirkt allerdings die zeitweise hohe Bedeutung der Kohle nach, wo noch zwei Drittel der Stromversorgung aus dieser Quelle stammen (*Bruns u. Deshaies* 2018, S. 6).

›Landschaftsbezogen‹ zeigen sich energieformbedingte Spezifika: Das Kernkraftwerk Cattenom steht für einen Standort zentral organisierter Stromproduktion an wenigen Orten, das über die Dampfvolken der Kühltürme weite Sichtbarkeit entfaltet, geknüpft an stark divergierende Sichtweisen: Während das Kraftwerk in Frankreich stark für Arbeitsplätze und regionale Wirtschaftskraft steht, wird es von Luxemburg und dem Saarland aus stärker als unkalkulierbare Gefahr gesehen. Biomasse-, Photovoltaik- und Windkraftanlagen verteilen sich im Vergleich dezentral über die Fläche. Gerade an letzteren entzünden sich regelmäßig Widerstände, bei denen insbesondere auf ›Verschandelung‹ und ›Zerstörung‹ von ›Landschaft und Heimat‹ rekurriert wird (*Leibenath u. Otto* 2014; *Weber u. Jenal* 2016; *Weber et al.* 2017). Besonders in Rheinland-Pfalz sind in den letzten Jahren umfangreiche ›neue EnergiewendungsLandschaften‹ entstanden, ein Stück weit auch im Saarland, in Lothringen im Verhältnis deutlich weniger (*Bruns u. Deshaies* 2018). So wie Windkraftanlagen durchaus gerne an Gemeindegrenzen verlagert werden, verhält es sich mitunter im Übrigen auch bei nationalstaatlichen Grenzen – beispielhaft im Umfeld der Autobahn A8 von Merzig Richtung Perl im Saarland zu beobachten (Abb. 2). Der schnelle Wandel durch physische Manifestationen der Energiewende führt zu Kritik, Sorgen und Befürchtungen – Herausforderungen, mit denen die Länder im Grenzkontext gleichermaßen konfrontiert werden, Deutschland allerdings in besonderer Weise durch die Vehemenz, mit der zwischenzeitlich der Ausbau erneuerbarer Energien vorangetrieben wurde. Es entstehen so spezifische *Energy Borderlands*, die nicht an nationalstaatlichen Grenzen Halt machen.



Abb. 2: *Energielandschaften in der Großregion: das Kernkraftwerk Cattenom (oben) und Windkraftanlagen (unten)*  
Quelle: Aufnahmen Florian Weber 2019

### 3.3 Hybride (alt)industrielle Kulturlandschaften

Wie sich aus der kurz angerissenen Historie des Saarlandes und der Grenzregion SaarLorLux bereits ableiten lässt, stellen Kohle und Stahl prägende Faktoren dar – solche, die die physischen Grundlagen von ›Landschaft‹ markant verändert haben. Waren sie über Generationen hinweg identitätsstiftend, wurde mit dem Bergwerk Saar in Ensdorf im Jahr 2011 das letzte saarländische Bergwerk geschlossen (Hartmann 2018). Bereits davor und seitdem noch einmal stärker wird nun auf eine Inwertsetzung über Industriekultur gesetzt (Helfer 2007; Slotta 2007), wobei auch in Lothringen und Luxemburg Strategien zum Umgang mit dem historischen Erbe verfolgt werden.

Aus ›Landschaftsperspektive‹ galten ›Industrie‹ und ›(schöne) Landschaft‹ lange Zeit als Gegensatz. Schenk (2016, S. 75) bemerkt hierzu: »Im Zuge der

*Industrialisierung wird ›Landschaft‹ [–] durch das Bürgertum in antistädtischer Attitüde zu einem positiven Gegenentwurf zur Stadt überhöht«. ›Landschaft‹ war damit also weder ›Stadt‹ noch ›Industrie‹, doch die Region SaarLorLux und gerade das Saarland wurden hochgradig industriell ›überprägt‹, was die Frage nach Zugehörigkeit und Bewertungen mit sich bringt. Wie Kühne (2007) herausarbeitete, wurden physische Manifestationen des Industrieerbes wie die Völklinger Hütte – heute UNESCO-Weltkulturerbe – von der saarländischen Bevölkerung zwischenzeitlich eher abgelehnt: Sie wurden als ökonomisch nutzlos und funktionslos beschrieben, entsprachen nicht dem Ideal des stereotyp Schönen und standen eher für harte Arbeit, Umweltbelastungen und den Niedergang eines ganzen prägenden Industriezweigs und damit Arbeitslosigkeit. Hier ist nun aber der Faktor ›Zeit‹ von entscheidender Bedeutung, denn zwischen 2004 und 2016 verringerten sich die Zuschreibungen ›hässlich‹ zu einem Foto der Völklinger Hütte deutlich (Abb. 3), wie quantitative Haushaltsbefragungen im Saarland zeigen (Kühne 2018b, S. 62).*

Mit der Völklinger Hütte, seit 1994 Weltkulturerbe, dem luxemburgischen Hüttenwerk Esch-Belval als Teil eines Stadtentwicklungsprojekts inklusive Uni-Campus sowie dem Parc Explor Wendel, dem ehemals größten französischen Bergbaustandort bestehen in der Großregion Beispiele für die ›Belebung‹ von Altindustrie‹, womit durchaus von grenzüberschreitenden ›Altindustrielandschaften‹ gesprochen werden kann.

Ein rezentes Beispiel für die Inszenierung des Bergbauerbes bildet das Saarpolygon im saarländischen Ensdorf, das sich zu einem neuen Anziehungspunkt entwickelt hat (Abb. 4). Ausgangspunkt bildet die Auslobung eines europäischen Ideenwettbewerbs durch die RAG Aktiengesellschaft im Jahr 2011, geknüpft an das Ziel der Konzeption einer weiträumig sichtbaren ›Landmarke‹, die den Ab-

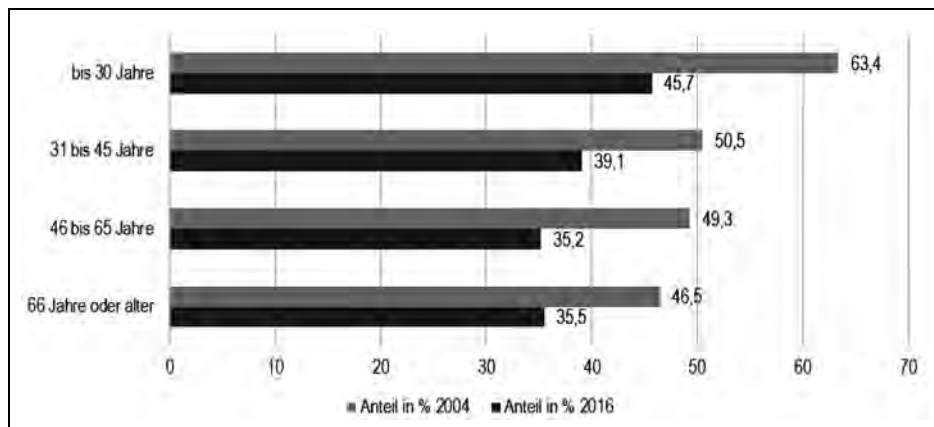


Abb. 3: Anteile von im Saarland Befragten, differenziert nach Alterskohorten, die die ›Altindustrielandschaft‹ als ›hässlich‹ einschätzten, im Vergleich der Befragungen (2004: n = 455; 2016: n = 450)

Quelle: Kühne 2018b, S. 62



Abb. 4: Blick auf das Saarpolygon (oben) und vom Saarpolygon in Richtung Saar (unten) im saarländischen Ensdorf  
Quelle: Aufnahmen Florian Weber 2019

schied vom Bergbau ebenso wie einen Neubeginn symbolisieren soll. 2015–2016 wurde schließlich das 30 Meter hohe Saarpolygon auf der 150 Meter hohen Bergehalde Duhamel gebaut (Hagelstein 2017a; 2017b). Die Auswertung von Artikeln der Saarbrücker Zeitung der letzten Jahre (n = 204), vier Gespräche mit Expertinnen und Experten und zehn Kurzinterviews mit Besucherinnen und Besuchern im Jahr 2019 deuten darauf hin, dass die Landmarke auf dem Weg ist, zum Teil ›heimatlicher Normallandschaft‹ zu werden. Je nach Perspektive symbolisiert das Saarpolygon Schlägel und Eisen, Fördertürme und ein ›Tor in die Zukunft‹. In der Saarbrücker Zeitung finden sich durchgehend positive Rahmungen: »schöne Panoramablicke«, »spektakuläre Aussicht«, »Anstieg auf das Sonnenplateau auf 150 Metern Höhe mit einem atemberaubenden Blick auf die Landschaft«. Und auch in den Interviews werden stark positive Assoziationen, geknüpft an

›Heimat‹, deutlich: »*Ich wohne hier in Saarlouis und wenn ich dann von der A8 komme und dann das Polygon sehe, dann ist das für mich so jetzt bist du wieder zu Hause angekommen*«, »*Lu mo lo. Et Polygon, et Licht am Brennen*«, ne. ›*Awei simma dahem<sup>3</sup>m*«, ne. [...] [*E*]s gehört zur Landschaft dabei, ne. Und ist für sie ein Symbol ›*hier bin ich zu Hause*‹«. Markant sind hier auch hybride Vereinbarkeiten zwischen Urbanem und Ländlichem, zwischen ›*Natürlichem*‹ und ›*industriell Geprägtem*‹, wie ein Beispiel zeigen kann: »*Sie sehen also entlang der Saarschiene diese Industriecharakteristik, sehr urbane Dinge. [...]. Andererseits, wenn man dann den Blick in die andere Richtung wirft, sieht man eigentlich mehr diesen Siedlungscharakter. Dünn besiedelt, immer wieder freie Flächen oder bewaldete Flächen und man sieht, wenn man nach Norden schaut dann, das ist diese Blickrichtung, sieht man den südlichen Ausläufer vom Hunsrück, hier Hochwald genannt [...]. Diesseits und jenseits der Grenze hat der Bergbau stattgefunden, teilweise auch grenzübergreifend.*« Mit letzterem Aspekt wird auch noch einmal die Verortung in Grenzlage zu Frankreich manifest.

#### 4 Fazit und Ausblick

Welches Fazit lässt sich zum Abschluss des Artikels aus den dargestellten Teilaspekten ziehen? Die Großregion SaarLorLux stellt einen Grenzkontext dar, indem auf der einen Seite nationalstaatliche Grenzen als physische Manifeste nicht mehr entscheidend sind: Grenzkontrollen sind mit dem Schengener Abkommen weggefallen – ein *debordering* –, so dass das Überqueren territorialer Grenzen ein Leichtes geworden ist. Auf der anderen Seite sind nationalstaatlich rückgebundene Faktoren nicht gänzlich unentscheidend geworden: Wohnen und sich Versorgen in an Luxemburg angrenzenden Ländern erklärt sich über höhere Immobilien- und Lebenshaltungskosten. Umgekehrt ist bis heute ›*Tanktourismus*‹ ein ausgeprägtes Phänomen in Richtung Luxemburg. Auch bei der Energieversorgung bleiben Spezifika, die in Grenzlage aufeinandertreffen. So hält Frankreich an der Kernenergie fest, während in Deutschland bis 2022 aus dieser Form der Energiegewinnung ausgestiegen werden soll, geknüpft an den Ausbau erneuerbarer Energien. Beim Umgang mit dem altindustriellen Erbe ergeben sich wiederum neben Unterschieden auch ähnlich gelagerte Strategien, ob als ›*Industriekultur*‹ in Deutschland oder als ›*patrimonialisation de l'héritage de l'industrie*‹ in Frankreich gerahmt. Ein visuelles Beseitigen der Vergangenheit war und ist strategisch auf politischer Entscheidungsebene nicht gewünscht (*Helper* 2007, S. 227; *Gelhar* 2010). Im Saarland stehen die Völklinger Hütte, aber auch die Umnutzungen der Förderanlagen in Göttelborn und Reden oder die Konversion des alten Hütten-Areals in Neunkirchen für einen industriekulturellen Strukturwandel und einhergehende Hybridisierungen (*Hartz* 2007, S. 47–48; *Helper* 2007; *Slotta* 2007). Mit der alten Bergwerksdirektion in der Saarbrücker Fußgängerzone, die heute

---

3 Aus dem Saarländischen: »*Schau mal da, das Saarpolygon, die Beleuchtung ist eingeschaltet. Jetzt sind wir zuhause.*«

ein Shopping-Center beheimatet, findet sich ein weiteres Beispiel für eine hybride Postmodernenutzung zwischen Vergangenheit und Zukunft. Es ergeben sich insgesamt hybride ›Landschaftspatchworks‹ bzw. aus Perspektive der Grenzraumforschung *Borderlands* mit Vermischungen, Überprägungen, aber auch fortbestehenden Differenzierungen. Gerade Veränderungen im Zeitverlauf lassen sich in den angerissenen Themenkontexten beobachten, die es künftig weitergehend forschungsbezogen zu begleiten gilt.

### Zusammenfassung

Das Saarland steht exemplarisch für einen Raum, der von vielfältigen Umbrüchen geprägt war und ist. Im Jahr 1920 entstand das ›Saargebiet‹ aus dem Versailler Vertrag hervorgehend, aus dem sich das deutsche Bundesland Saarland entwickelte, das im Zeitverlauf mehrfache Wechsel nationalstaatlicher Zugehörigkeit erlebte. Heute ist es Teil der so genannten Großregion, in der sich die Entwicklung grenzüberschreitender Zusammenarbeit wie im Laboratorium beobachten lassen kann. Die Grenzregion Großregion, im ›Kern‹ SaarLorLux, lässt sich als eine Kontaktzone und ein Raum von Übergängen deuten, die einer näheren Analyse zugeführt werden können. Im Beitrag werden vor diesem Hintergrund unterschiedliche GrenzLandschaften in den Fokus gerückt, die beispielhaft für regionale Besonderheiten stehen. Dies betrifft die Thematik von Grenzgängerrinnen und Grenzgängern sowie Infrastruktur über nationalstaatliche Grenzen hinweg, die Entwicklung neuer Energielandschaften und hybride (alt)industrielle Kulturlandschaften, hervorgegangen aus dem Erbe von Kohle und Stahl. So kann ein Blick auf die Vielfalt in den ›pays de l'entre-deux‹ gerichtet werden.

### Summary

Les pays de l'entre-deux

Transitional areas – border regions zones of conflict – hybrid border landscape in the Greater Region SaarLorLux

The Saarland is an example of a space that was and is characterized by diverse upheavals. Today's Federal State of Saarland was first established in 1920, after the decisions made in the Treaty of Versailles. Then it was called the "Saar area". In the course of time the region changed its nationality several times. Today it is part of the so-called Greater Region, in which the development of cross-border cooperation can be observed as in a laboratory. The Greater Region, in the core being 'SaarLorLux', can be interpreted as a contact zone and an area of transitions, which can be analysed more closely. Against this background, the article focuses on different border landscapes, which exemplifies regional peculiarities, in particular the issue of cross-border commuters and infrastructure across national borders, the development of new energy landscapes and hybrid (old) industrial cultural landscapes, which emerged from the heritage of coal and steel. This article allows a look at the diversity of the 'pays de l'entre-deux'.

## Literatur

- Agnew, John (2008)*: Borders on the mind: re-framing border thinking. – In: *Ethics & Global Politics* 1, 4, S. 175–191. DOI: 10.3402/egp.v1i4.1892.
- Anzaldúa, Gloria (2012 [1987])*: *Borderlands/La frontera. The New Mestiza*. – San Francisco: Aunt Lute Books.
- Babka, Anna; Malle, Julia u. Schmidt, Matthias (2012)*: Einleitung. – In: Babka, Anna u. Malle, Julia [Hrsg.]: *Dritte Räume. Homi K. Bhabhas Kulturtheorie. Anwendung. Kritik. Reflexion*. Wien: Turia + Kant, S. 9–26.
- Balibar, Étienne (2002)*: *Politics and the Other Scene*. – London: Verso.
- Berr, Karsten; Jenal, Corinna; Kindler, Hannah; Kühne, Olaf u. Weber, Florian (2019)*: Heimaten gestern und heute. Von Flexibilisierungen und Hybridisierungen. – In: *Informationen zur Raumentwicklung* 2, S. 80–89.
- Bezenberger, Angela; Damm, Gerd-Rainer u. Stein, Ursula (2005)*: Urbane Landschaft gestalten: Der Regionalpark Saarland. – In: *Deutsche Akademie für Städtebau und Landesplanung [Hrsg.]: Neue Landschaften. Vom zukünftigen Umgang mit Freiraum und weitere Themen der Entwicklung von Städtebau und Landesplanung*. Berlin: Selbstverlag (Almanach, 2004), S. 154–175.
- Bhabha, Homi K. (2000 [engl. Original 1994])*: *Die Verortung der Kultur*. – Tübingen: Stauffenburg.
- Bruns, Antje (2016)*: Die deutsche Energiewende – Beispiel für eine fundamentale Transition. – In: *Geographische Rundschau* 68, 11, S. 4–11.
- Bruns, Antje u. Deshaies, Michel (2018)*: Territorial science echo. Heterogene Energielandschaften in einer Grenzregion – Raum, Gesellschaft und Energie in der Großregion / Paysages énergétiques hétérogènes en région frontalière – espace, société et énergie dans la Grande Région. – *Kaiserslautern (UniGR-CBS Working Paper, 4)*. Online verfügbar unter [http://www.uni-gr.eu/sites/tst-uni-gr.univ-lorraine.fr/files/users/unigr-cbs\\_working\\_papers\\_vol.4\\_defr\\_aktuell.pdf](http://www.uni-gr.eu/sites/tst-uni-gr.univ-lorraine.fr/files/users/unigr-cbs_working_papers_vol.4_defr_aktuell.pdf), zuletzt geprüft am 07.02.2020.
- Cosgrove, Denis (1985)*: Prospect, perspective and the evolution of the landscape idea. – In: *Transactions of the Institute of British Geographers* 10, 1, S. 45–62. DOI: 10.2307/622249.
- Cosgrove, Denis u. Daniels, Stephen [Hrsg.] (1988)*: *The iconography of landscape. Essays on the symbolic representation, design and use of past environments*. – Cambridge, New York, Melbourne and Madrid: Cambridge University Press (Cambridge Studies in Historical Geography, 9).
- Cosgrove, Denis E. (1993)*: *The Palladian landscape. Geographical change and its cultural representations in sixteenth-century Italy*. – University Park, Pennsylvania: Pennsylvania State University Press.
- Dörrenbächer, H. Peter; Kühne, Olaf u. Wagner, Juan Manuel [Hrsg.] (2007)*: *50 Jahre Saarland im Wandel*. – Saarbrücken: Selbstverlag (Veröffentlichungen des Instituts für Landeskunde im Saarland, 44).
- Easthope, Antony (1998)*: Bhabha, hybridity and identity. – In: *Textual Practice* 12, 2, S. 341–348. DOI: 10.1080/09502369808582312.
- EVTZ Gipfelsekretariat der Großregion (2020)*: *Zahl des Monats – Januar 2020: Grenzgänger in der Großregion 2018. Esch-sur-Alzette*. – Online verfügbar unter <http://www.grossregion.net/Aktuelles/2020/Zahl-des-Monats-Januar-2020-Grenzgaenger-inder-Grossregion-2018>, zuletzt geprüft am 10.02.2020.
- Gelhar, Martina (2010)*: *Altindustrieregionen zwischen Verfall und Neuorientierung*. – In: *Geographische Rundschau* 62, 2, S. 4–9.

- Greider, Thomas u. Garkovich, Lorraine (1994)*: Landscapes: The social construction of nature and the environment. – In: *Rural Sociology* 59, 1, S. 1–24. DOI: 10.1111/j.1549-0831.1994.tb00519.x.
- Haber, Wolfgang (2001)*: Kulturlandschaft zwischen Bild und Wirklichkeit. – In: Akademie für Raumforschung und Landesplanung [Hrsg.]: *Die Zukunft der Kulturlandschaft zwischen Verlust, Bewahrung und Gestaltung*. Hannover: Selbstverlag (Forschungs- und Sitzungsberichte, 215), S. 6–29.
- Hagelstein, Volker (2017a)*: Das Saarpolygon. Symbol der Erinnerung, des Wandels und der Zukunft. – In: *BDB Landesnachrichten Rheinland-Pfalz/Saarland* 3, S. 27–34.
- Hagelstein, Volker (2017b)*: Das Saarpolygon – ein neues Wahrzeichen an der Saar. – In: *Revue technique luxembourgeoise* 4, S. 54–57.
- Hamm, Rüdiger u. Wienert, Helmut (1990)*: Strukturelle Anpassung altindustrieller Regionen im internationalen Vergleich. – Berlin: Duncker & Humblot (Schriftenreihe des Rheinisch-Westfälischen Instituts für Wirtschaftsforschung Essen, 48).
- Harster, Patrice u. Clev, Kristine (2018)*: Die Gebietsreform in Frankreich. – In: Pallagst, Karina; Hartz, Andrea u. Caesar, Beate [Hrsg.]: *Border Futures – Zukunft Grenze – Avenir Frontière. Zukunftsfähigkeit grenzüberschreitender Zusammenarbeit*. Hannover: Selbstverlag (Arbeitsberichte der ARL, 20), S. 347–352.
- Hartmann, Christoph (2018)*: Ewigkeitskosten nach dem Ausstieg aus der Steinkohleförderung in Deutschland. – In: Kühne, Olaf u. Weber, Florian [Hrsg.]: *Bausteine der Energiewende*. Wiesbaden: Springer VS, S. 315–330.
- Hartshorne, Richard (1936)*: Suggestions on the terminology of political boundaries. – In: *Annals of the Association of American Geographers* 26, 1, S. 56–57.
- Hartz, Andrea (2007)*: Die Stadtlandschaft im Saarland. – In: Dörrenbächer, H. Peter; Kühne, Olaf u. Wagner, Juan Manuel [Hrsg.]: *50 Jahre Saarland im Wandel*. Saarbrücken: Selbstverlag (Veröffentlichungen des Instituts für Landeskunde im Saarland, 44), S. 45–55.
- Hartz, Andrea u. Caesar, Beate (2018)*: Die Großregion und die Oberrheinregion im Kurzporträt. – In: Pallagst, Karina; Hartz, Andrea u. Caesar, Beate [Hrsg.]: *Border Futures – Zukunft Grenze – Avenir Frontière. Zukunftsfähigkeit grenzüberschreitender Zusammenarbeit*. Hannover: Selbstverlag (Arbeitsberichte der ARL, 20), S. 41–55.
- Hein, Kerstin (2006)*: Hybride Identitäten. Bastelbiografien im Spannungsverhältnis zwischen Lateinamerika und Europa. – Bielefeld: transcript Verlag.
- Helfer, Malte (2007)*: Industriekultur im Saarland. – In: Dörrenbächer, H. Peter; Kühne, Olaf u. Wagner, Juan Manuel [Hrsg.]: *50 Jahre Saarland im Wandel*. Saarbrücken: Selbstverlag (Veröffentlichungen des Instituts für Landeskunde im Saarland, 44), S. 223–232.
- Helfer, Malte (2015)*: Die Industrialisierung der Großregion SaarLorLux. – In: Wille, Christian [Hrsg.]: *Lebenswirklichkeiten und politische Konstruktionen in Grenzregionen. Das Beispiel der Großregion SaarLorLux: Wirtschaft – Politik – Alltag – Kultur*. Bielefeld: transcript Verlag (Kultur und soziale Praxis), S. 3–20.
- Hesse, Markus (2016)*: Periurban Luxembourg. Definition, positioning and discursive construction of suburban spaces at the border between city and countryside. – In: Wille, Christian; Reckinger, Rachel; Kmec, Sonja u. Hesse, Markus [Hrsg.]: *Spaces and identities in border regions. Politics – media – subjects*. Bielefeld: transcript Verlag, S. 305–315.
- Houtum, Henk van; Kramsch, Olivier u. Zierhofer, Wolfgang [Hrsg.] (2005)*: *B/ordering space*. – Aldershot: Ashgate.



- Houtum, Henk van u. van Naerssen, Ton (2002)*: Bordering, ordering and othering. – In: Tijdschrift voor Economische en Sociale Geografie 93, 2, S. 125–136. DOI: 10.1111/1467-9663.00189.
- Jones, Stephen B. (1943)*: The description of international boundaries. – In: Annals of the Association of American Geographers 33, 2, S. 99–117. DOI: 10.2307/2561003.
- Jones, Stephen B. (1959)*: Boundary concepts in the setting of place and time. – In: Annals of the Association of American Geographers 49, 3, S. 241–255.
- Kühne, Olaf (2007)*: Soziale Akzeptanz und Perspektiven der Altindustrielandschaft. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung im Saarland. – In: RaumPlanung 132/133, S. 156–160.
- Kühne, Olaf (2012)*: Stadt – Landschaft – Hybridität. Ästhetische Bezüge im post-modernen Los Angeles mit seinen modernen Persistenzen. – Wiesbaden: Springer VS.
- Kühne, Olaf (2013a)*: Landschaft zwischen Objektivität und Konstruktion – Überlegungen zur inversen Landschaft. – In: Bruns, Diedrich u. Kühne, Olaf [Hrsg.]: Landschaften: Theorie, Praxis und internationale Bezüge. Impulse zum Landschaftsbegriff mit seinen ästhetischen, ökonomischen, sozialen und philosophischen Bezügen mit dem Ziel, die Verbindung von Theorie und Planungspraxis zu stärken. Schwerin: Oceano Verlag, S. 181–193.
- Kühne, Olaf (2013b)*: Landschaftstheorie und Landschaftspraxis. Eine Einführung aus sozialkonstruktivistischer Perspektive. – Wiesbaden: Springer VS.
- Kühne, Olaf (2018a)*: Landscape and power in geographical space as a social-aesthetic construct. – Dordrecht: Springer International Publishing.
- Kühne, Olaf (2018b)*: Landschaft und Wandel. Zur Veränderlichkeit von Wahrnehmungen. – Wiesbaden: Springer VS.
- Kühne, Olaf; Weber, Florian u. Jenal, Corinna (2018)*: Neue Landschaftsgeographie. Ein Überblick. – Wiesbaden: Springer VS (Essentials).
- Kühne, Olaf; Weber, Florian u. Jenal, Corinna (2019)*: Neue Landschaftsgeographie. – In: Kühne, Olaf; Weber, Florian; Berr, Karsten und Jenal, Corinna [Hrsg.]: Handbuch Landschaft. Wiesbaden: Springer VS, S. 119–134.
- Leibenath, Markus u. Otto, Antje (2014)*: Competing wind energy discourses, contested landscapes. – In: Landscape Online 38, S. 1–18. DOI: 10.3097/LO.201438.
- Lorig, Wolfgang H. (2016)*: Einführung. – In: Lorig, Wolfgang H.; Regolot, Sascha u. Henn, Stefan [Hrsg.]: Die Großregion SaarLorLux. Anspruch, Wirklichkeiten, Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, S. 1–11.
- Lyde, Lionel William (1915)*: Some frontiers of tomorrow: An aspiration for Europe. – London: Black.
- Lyon, David (2005)*: The border is everywhere: ID Cards, surveillance and the other. – In: Zureik, Elia u. Salter, Mark B. [Hrsg.]: Global surveillance and policing. Borders, security, identity. Cullompton: Willan Publishing, S. 66–82.
- Minghi, Julian V. (1963)*: Boundary studies in political geography. – In: Annals of the Association of American Geographers 53, 3, S. 407–428. DOI: 10.1111/j.1467-8306.1963.tb00457.x.
- Mölders, Tanja; Othengrafen, Frank; Stock, Katja u. Zibell, Barbara (2016)*: Zwischen Stadt und Land: Hybride Räume verstehen und gestalten. – In: Hofmeister, Sabine u. Kühne, Olaf [Hrsg.]: StadtLandschaften. Die neue Hybridität von Stadt und Land. Wiesbaden: Springer VS, S. 37–61.
- Newman, David (2011)*: Contemporary research agendas in border studies: An overview. – In: Wastl-Walter, Doris [Hrsg.]: The Ashgate Research Companion to border studies. – Farnham and Burlington: Ashgate, S. 33–47.

- Oberlé, Cécile (2016)*: Civil society and nuclear plants in cross-border regions: the mobilisation against Fessenheim- and Cattenom nuclear power stations. – In: *Progress in Industrial Ecology, an International Journal* 10, 2/3, S. 194–208. DOI: 10.1504/PIE.2016.082149.
- Paasi, Anssi (1996)*: Territories, boundaries and consciousness. The changing geographies of the Finnish-Russian border. – Chichester: Wiley.
- Pavlovich-Kochi, Vera; Morehouse, Barbara J. u. Wastl-Walter, Doris [eds.] (2004)*: Challenged borderlands. Transcending political and cultural boundaries. – Aldershot: Ashgate.
- Prescott, John R.V. (2015 [1987])*: Political frontiers and boundaries. – London and New York: Routledge.
- Reichert-Schick, Anja (2015/2016)*: »Boom-Dörfer« durch Luxemburger Neubürger? Motive und Auswirkungen der Ansiedlung Luxemburger Residenten im ländlichen Raum an der Obermosel. – In: *Mitteilungen der Fränkischen Geographischen Gesellschaft* 61/62, S. 23–36.
- Roos, Ursula; Hermes, Chantal u. Nienaber, Birte (2015)*: Wohnsituation der atypischen Grenzgängerinnen und Grenzgänger an der luxemburgisch-deutschen Grenze. – In: Nienaber, Birte u. Roos, Ursula [Hrsg.]: *Internationalisierung der Gesellschaft und die Auswirkungen auf die Raumentwicklung. Beispiele aus Hessen, Rheinland-Pfalz und dem Saarland*. Hannover: Selbstverlag (Arbeitsberichte der ARL, 13), S. 83–99.
- Rumford, Chris (2006)*: Introduction. Theorizing borders. – In: *European Journal of Social Theory* 9, 2, S. 155–169. DOI: 10.1177/1368431006063330.
- Schenk, Winfried (2016)*: Ländliche, städtische, industrielle Kulturlandschaften – mögliche Abgrenzungen. – In: *ICOMOS – Hefte des Deutschen Nationalkomitees* 62, 2, S. 72–81. DOI: 10.11588/ih.2016.0.34966.
- Schenk, Winfried (2017)*: Landschaft. – In: Kühnhardt, Ludger u. Mayer, Tilman [Hrsg.]: *Bonner Enzyklopädie der Globalität*. Bd. 1 und Bd. 2. Wiesbaden: Springer VS, S. 671–684.
- Slotta, Delf (2007)*: Industriekultur als Grundlage des Strukturwandels: Götterborn – vom Bergwerk zum Zukunftsort. – In: Dörrenbächer, H. Peter; Kühne, Olaf u. Wagner, Juan Manuel [Hrsg.]: *50 Jahre Saarland im Wandel*. Saarbrücken: Selbstverlag (Veröffentlichungen des Instituts für Landeskunde im Saarland, 44), S. 273–286.
- Spellerberg, Annette; Schönwald, Antje; Engelhardt, Katharina u. Weber, Florian (2018)*: Leben in Grenzregionen – »Wo kämen wir denn da hin?«. – In: Pallagst, Karina; Hartz, Andrea u. Caesar, Beate [Hrsg.]: *Border Futures – Zukunft Grenze – Avenir Frontière. Zukunftsfähigkeit grenzüberschreitender Zusammenarbeit*. Hannover: Selbstverlag (Arbeitsberichte der ARL, 20), S. 143–167.
- Wastl-Walter, Doris [Hrsg.] (2011)*: *The Ashgate Research Companion to border studies*. – Farnham, Burlington: Ashgate.
- Weber, Florian (2018a)*: Konflikte um die Energiewende. Vom Diskurs zur Praxis. – Wiesbaden: Springer VS.
- Weber, Florian (2018b)*: Von der Theorie zur Praxis – Konflikte denken mit Chantal Mouffe. – In: Kühne, Olaf u. Weber, Florian [Hrsg.]: *Bausteine der Energiewende*. Wiesbaden: Springer VS, S. 187–206.
- Weber, Florian u. Jenal, Corinna (2016)*: Windkraft in Naturparks. Konflikte am Beispiel der Naturparke Soonwald-Nahe und Rhein-Westerwald. – In: *Naturschutz und Landschaftsplanung* 48, 12, S. 377–382.
- Weber, Florian; Roßmeier, Albert; Jenal, Corinna u. Kühne, Olaf (2017)*: Landschaftswandel als Konflikt. Ein Vergleich von Argumentationsmustern beim Windkraft- und beim Stromnetzausbau aus diskurstheoretischer Perspektive. – In: Kühne,

Olaf; Megerle, Heidi u. Weber, Florian [Hrsg.]: Landschaftsästhetik und Landschaftswandel. Wiesbaden: Springer VS, S. 215–244.

*Welsch, Wolfgang (2002):* Unsere postmoderne Moderne. – 6. Aufl., Berlin: Akademie Verlag.

*Wille, Christian (2015a):* Grenzüberschreitende Alltagspraktiken in der Großregion Saar LorLux: eine Bestandsaufnahme. – In: Wille, Christian [Hrsg.]: Lebenswirklichkeiten und politische Konstruktionen in Grenzregionen. Das Beispiel der Großregion Saar LorLux: Wirtschaft – Politik – Alltag – Kultur. Bielefeld: transcript Verlag (Kultur und soziale Praxis), S. 133–156.

*Wille, Christian [Hrsg.] (2015b):* Lebenswirklichkeiten und politische Konstruktionen in Grenzregionen. Das Beispiel der Großregion SaarLorLux: Wirtschaft – Politik – Alltag – Kultur. – Bielefeld: transcript Verlag (Kultur und soziale Praxis).

*Wille, Christian (2015c):* Zur Einleitung: Lebenswirklichkeiten und politische Konstruktionen in Grenzregionen. – In: Wille, Christian [Hrsg.]: Lebenswirklichkeiten und politische Konstruktionen in Grenzregionen. Das Beispiel der Großregion Saar LorLux: Wirtschaft – Politik – Alltag – Kultur. Bielefeld: transcript Verlag (Kultur und soziale Praxis), S. ix-xvi.

*Wille, Christian; Reckinger, Rachel; Kmec, Sonja u. Hesse, Markus [Hrsg.] (2016):* Spaces and identities in border regions. Politics – Media – Subjects. – Bielefeld: transcript Verlag.

*Wolling, Jens u. Arlt, Dorothee [Hrsg.] (2014):* Fukushima und die Folgen. Medienberichterstattung, Öffentliche Meinung, Politische Konsequenzen. – Ilmenau: Universität-Verlag Ilmenau (Nachhaltigkeits-, Energie- und Umweltkommunikation, 2).

Peter Rückert

## Grenzerfahrungen im späten Mittelalter

### Fürstliche Bräute beim Übergang in eine neue Welt<sup>1</sup>

Mit 8 Abbildungen

#### 1 Einführung

Im Folgenden sollen konkrete Grenzerfahrungen im Mittelpunkt der Ausführungen stehen. Wir wollen »*Übergangsräume und Grenzregionen*« aus der Perspektive von historischen Persönlichkeiten verstehen, welche sie als solche selbst erlebt und zum Teil auch beschrieben haben. Dabei sollen besondere Protagonisten vorgestellt werden, die durch ihren gesellschaftlichen Status wie ihre eigenen Lebensumstände als erstklassige Gewährsleute dafür prädestiniert sind: Es geht um fürstliche Bräute, die im späten Mittelalter unterwegs waren, um ihrem Bräutigam zugeführt zu werden; Prinzessinnen also, die in der Regel aus dynastischen Erwägungen den elterlichen Hof verließen, um in einen anderen, entfernten Fürstenhof zu heiraten und für den Erhalt ihrer neuen Familie zu sorgen.<sup>2</sup>

Im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit kennzeichnen diese internationalen Heiratsverbindungen auf höchstem gesellschaftlichem Niveau das soziale Profil der zeitgenössischen Adelsgesellschaft. Die räumlichen Aspekte dieser internationalen dynastischen Verbindungen, die Brautfahrten selbst als Fernreisen, wie die damit einhergehenden grenzüberschreitenden Kontakte der beiden dynastisch verbundenen Territorien wurden bislang allerdings kaum erörtert – von der Wahrnehmung der betroffenen Bräute und ihrer Begleiter ganz zu schweigen (zum Forschungsstand der Reisegeschichte vor allem *Reichert*, s. Literaturverzeichnis): Ihre Grenzerfahrungen sollen daher jetzt im Mittelpunkt stehen; zumindest dort, wo uns die schriftlichen und bildlichen Zeugnisse entsprechende Eindrücke vermitteln können. »*Ego-Dokumente*« sind hier besonders gefragt,

---

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 46. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Saarbrücken, 21.–24. September 2019) gehalten wurde.

2 Siehe zum aktuellen Forschungsstand vor allem die einschlägigen Arbeiten von *Spieß* (s. Literaturverzeichnis). Zum Thema näher hinführend *Rückert* 2016, zum grenzüberschreitenden Transfer auch *Herbers u. Jaspert* 2007.

um ihnen schließlich auch mentalitätsgeschichtlich näher zu kommen (vgl. quellenkritisch dazu *Paravicini* 2005).

Die konkreten Beispiele, die im Folgenden vorgestellt werden, wurden entsprechend ausgewählt und sollen die fürstlichen Bräute als Protagonisten zweier Kulturzonen zeigen: Romania und Germania stehen hier gegenüber bzw. werden durch unsere Bräute miteinander verbunden. Wir verfolgen zwei Brautfahrten aus den reichen oberitalienischen Stadtstaaten Mailand und Mantua nach Württemberg und begleiten eine prominente Brautreise aus dem französischsprachigen Savoyen am Genfer See in die Kurpfalz – also italienisch- bzw. französischsprachig aufgewachsene Damen mit ihren entsprechenden kulturellen Prägungen und höfischen Erfahrungen auf ihrem Weg in eine andere Welt.

## 2 Fürstliche Brautfahrten im Spätmittelalter

Bevor wir uns mit den einzelnen Damen auf die Reise begeben, gilt es noch, die im Spätmittelalter üblichen dynastischen Formate des Heiratsverhaltens und die damit verbundenen politischen und kulturellen Rahmenbedingungen zu klären. Die Eheverbindungen in der mittelalterlichen Adelswelt wurden in der Regel aus dynastischen Erwägungen von den Eltern des Brautpaares »gestiftet«; bei erwachsenen bzw. regierenden Fürsten und Fürstinnen dann natürlich von diesen selbst. Mit 12 bis 14 Jahren galten die Töchter als mündig bzw. mannbar; die Söhne wurden zum Teil auch schon 14-jährig aus der Vormundschaft entlassen, oft aber auch erst etliche Jahre später – individuelle Unterschiede sind bekannt. Der soziale Status, das gesellschaftliche »Ranking« innerhalb der spätmittelalterlichen Adelswelt offenbart sich bekanntlich gerade im Heiratsverhalten (*Spieß* 1993): Man versucht dabei Gleichrangigkeit zu wahren oder Höherrangigkeit zu erreichen. Hierfür spielte Geld eine wesentliche Rolle: Die Mitgift oder »dos« der Braut und ihre Aussteuer waren mit entscheidend für den Kreis ihrer Heiratskandidaten. Die Seite des Bräutigams wiederum war verpflichtet, das eingebrachte Heiratsgut in entsprechender Höhe zu »widerlegen«, eigentlich um die Braut für den Fall ihrer Witwenschaft abzusichern. Entsprechend ausgestattet wurden die »kostbaren Bräute« nach erfolgten Heiratsverhandlungen und vertraglichen Regelungen ihrem Bräutigam zugeführt. Die Braut war damit aus dem Verband ihrer Herkunftsfamilie entlassen; durch ihre Mitgift und Aussteuer war ihr Erbteil abgegolten.

Die mit der Ehe geknüpften dynastischen Verbindungen besaßen eminente politische Bedeutung, weil sie die jeweiligen Familien nachhaltig zusammenschließen sollten. Auch die zeitgenössischen Formen und Rituale der Herrschaftsrepräsentation basierten ganz wesentlich auf diesen dynastischen Prämissen, wie wir gleich sehen werden.

Fassen wir aus weiblicher Perspektive kurz zusammen und stellen uns vor: Kaum vierzehnjährig bestiegen europäische Prinzessinnen aus den unterschiedlichen Fürstenhäusern ihre Kutschen, um mit einem stattlichen Tross an Begleitern und vielen Kisten mit einer ansehnlichen Aussteuer ihrem fremden Ehe-

mann zugeführt zu werden – oft in ein fernes Land mit einer anderen Sprache, anderen Sitten und Gewohnheiten, einer anderen Kultur. Vom Widerstand der Prinzessinnen gegen diese »Never-Come-Back-Tour« hören wir kaum etwas (Spieß 1997); ihre Fügung in die elterlichen Vorgaben war offenbar selbstverständlich. Die Ungewissheit der neuen Erfahrungen, der Reise und Zukunft in einer anderen Welt war sicher prägend für die Gemütsverfassung der »verkauften Bräute« (zum Begriff Rogge 2002); Grenzerfahrungen im wörtlichen und im übertragenen Sinne waren angesagt.

### 3 *Antonia Visconti* (1363–1405)

Mailand im Jahr 1377. Als *Antonia Visconti* gerade 14 Jahre alt war, wurde hier ihre Ehe mit König *Friedrich IV.* von Sizilien von ihren Eltern in die Wege geleitet (zum Folgenden ausführlicher Rückert 2005). *Antonia* war die sechste von 11 Töchtern des *Bernabò Visconti* und der *Beatrice della Scala*, daneben gehörten noch fünf Söhne zur großen Familie der *Signori* von Mailand. Die dynastische Politik von *Bernabò Visconti* orientierte sich an den Spitzen der damaligen Gesellschaft. Für den Mailänder Stadtherren galt es, seinen gewaltsam errungenen gesellschaftlichen Aufstieg mit der Anerkennung fürstlicher Qualität zu verbinden. Hieran richtete er seine Heiratsverhandlungen aus (Rückert 2008). Die Partnersuche, gerade für die zahlreichen Töchter, war so erfolgreich, dass das Netz der Heiratsverbindungen seiner Töchter die Mitte Europas von England bis Sizilien und von Frankreich bis Zypern umspannte (Spieß 1993, S. 409ff.) (Abb. 1). Der herrschaftliche und geographische Schwerpunkt lag dabei deutlich im zentralen Bereich des deutschen Reiches, von Mailand aus betrachtet also jenseits der Alpen mit Bayern, Franken, Thüringen, Österreich und Württemberg. Hier wurden nur die vornehmsten, möglichst königsfähigen Familien in die engere Wahl genommen, auch kamen nur regierende Fürsten oder zumindest künftige Regenten als Ehepartner in Frage (vgl. die entsprechenden Beiträge in Lorenz u. Rückert 2008).

*Antonia* und ihre Schwestern waren gemeinsam an einem glänzenden Fürstenhof in einer der großen europäischen Metropolen aufgewachsen, inmitten einer großen, reichen Familie. Sie hatten eine gediegene Erziehung genossen, waren verwöhnt von einer feinen höfischen Kultur, wo Literatur, Musik, Tanz und Spiel zum Zeitvertreib gehörten (Rückert 2008). Gleichzeitig war auch das Familienleben ganz dem politischen Interesse des Vaters *Bernabò* und dessen Machtherrschaft unterworfen. Seine Kinder waren, so wird man annehmen dürfen, Gehorsam gewöhnt, und außerdem, mit diesem Druck umzugehen.

Für einen Zeitraum von etwa zwei Jahrzehnten, zwischen 1365 und 1385, standen im Hause *Visconti* in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen Töchter als Bräute zur Verfügung. Diese wurden, bald nachdem sie das 14. Lebensjahr erreicht hatten, mit überreichen Mitgiften ausgestattet und entsprechend den skizzierten Vorgaben ihrer Eltern verheiratet.

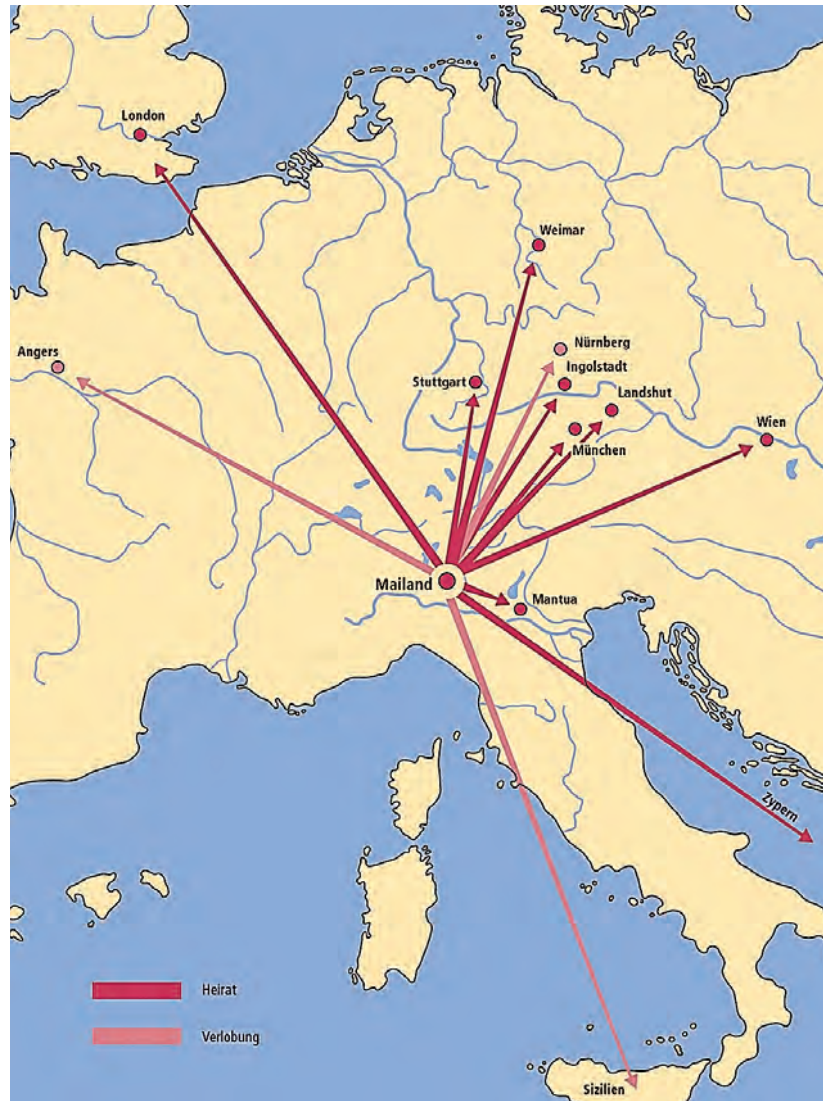


Abb. 1: Die Heiratsverbindungen der Töchter von Bernabò Visconti und Beatrice della Scala  
Vorlage: Verfasser

*Antonias* Weg sollte sie also nach Süden, zum König von Sizilien führen, einem etwa 20 Jahre älteren, im Übrigen übel beleumdeten Mann – *asinus* oder *simplex* wurde er von den Zeitgenossen genannt. Gleichwohl eben ein mächtiger Mann, ein König von Italien, der allerdings vor dem Vollzug der Ehe plötzlich verstarb. Von *Antonia* kennen wir leider keine Reaktion auf die unverhoffte Wendung ihres Schicksals; jedenfalls war sie auch drei Jahre später noch frei, um jetzt für die Brautwerbung des Hauses Württemberg in Frage zu kommen (*Schludi* 2008).

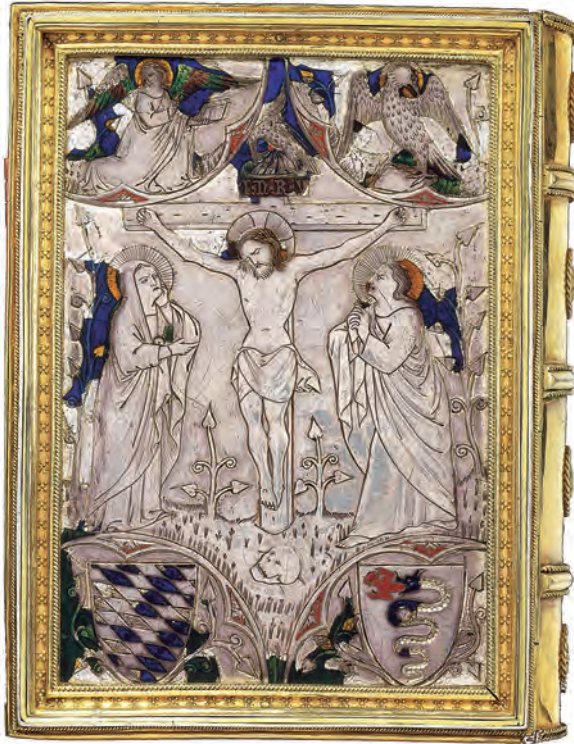


Abb. 2:  
Einband des Stundenbuchs  
der Taddea Visconti, um 1367  
Vorlage: Bayerische Staats-  
bibliothek München

Antonia packte wieder ein: Gemeinsam mit ihrem Schreiber *Johannes Falconus* stellte sie offenbar ihre Aussteuer selbst zusammen.<sup>3</sup> Zunächst den Schmuck, dann ihr Edgeschirr, Gold- und Silbersachen, vor allem aber ihre Kleider und Stoffe, *pellande*, *guarnacce*, *zuppe*<sup>4</sup> usw. *Antonia* besaß zahlreiche von jeder Art, von erlesenen Stoffen und kostbar verziert. Aber auch Handarbeitsgerät, Pateroster und zwei Gebetbücher nahm sie mit.

*Johannes Falconus* hielt alles sorgsam fest: »ein Buch oder Gebetbuch, mit in Silber und Gold emailliertem Einband, der auf der einen Seite die Jungfrau Maria mit dem Christkind, auf der anderen die Kreuzigung zeigt«. Diese *Visconti*-Gebetbücher am Mailänder Hof waren ausgesuchte Prestigeobjekte mit Wiedererkennungswert für die alte Familie wie die neuen Dynastien der *Visconti*-Schwestern und profilierten die Aussteuer dieser kostbaren Bräute, wie hier für ihre Schwester *Taddea* (*Rückert* 2008) (Abb. 2).

3 Siehe dazu als einschlägige Quelle das ausführliche Aussteuerverzeichnis der *Antonia Visconti*, den sogenannten »*liber iocalium*«, Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 602 Nr. 32. Dazu die Beschreibung bei *Rückert* 2005, S. 178f.

4 Zur problematischen Terminologie der Gewand- und Stoffbezeichnungen vgl. *Licetese* 1989 und *Sandtner* 2011.



Für solche Prestigeobjekte arbeiteten zeitgleich auch die Mailänder Goldschmiede: In den gut zwei Monaten zwischen der Heiratsabsprache und der Abreise der Braut nach Württemberg sollten noch weitere repräsentative Schmuckstücke und Edelmetalle gefertigt werden, verzierte Becher, Pokale und Krüge wurden mit den Wappen von Württemberg und Visconti, den drei Hirschstangen und der menschenfressenden Schlange, der Vipera oder »*biscione visconteo*«, geschmückt; symbolkräftige, kostbare Ausstattung für den zukünftigen gräflichen Haushalt *Antonias* und Vorzeigestücke für die Pracht und Kunstfertigkeit am Visconti-Hof.

Das Aussteuerverzeichnis, der »*liber iocalium*« der *Antonia Visconti*, ist also tatsächlich ein »*Buch der Kostbarkeiten*«, die mit der Braut und ihrer Mitgift im Wert von insgesamt 70 000 fl. auf Maulesel verpackt im September 1380 den Weg über die Alpen antraten. Oftmals mit Streichungen und Anmerkungen versehen, zeigt das Verzeichnis an, was *Antonia* schnell noch Mailand an Freunde oder Verwandte verschenkte und weitergab; es sollte ja ein Abschied auf immer sein.

Der genaue Weg, den *Antonia Visconti* und ihre Mailänder Begleitung nahmen, um im Oktober 1380 zur Hochzeit nach Urach zu gelangen, ist nicht bekannt (vgl. Rückert 2005, S. 182). Allerdings liegen einige Anhaltspunkte dafür vor, und auch die üblichen Reiserouten, die eine größere Gesellschaft mit Wagen um 1400 über die Alpen nehmen konnte, kennt man. Die Heiratsabsprachen zwischen Württemberg und den *Visconti* sahen vor, dass *Antonia* von ihrer Familie bis zu den Grenzen des Mailänder Territoriums geleitet werden sollte, also wohl über Como und den Comer See nach Chiavenna und von dort aus zu den Bündner Pässen. Hier ging es weiter über den Splügen-Pass oder den Septimer, um über Chur an den Bodensee zu gelangen und weiter über Ulm und Oberschwaben nach Urach (Abb. 3).

Nach knapp vier Wochen kam der Hochzeitszug aus Mailand Ende Oktober 1380 in Urach an. Hier wurden mehrere Tage lang gefeiert und gleichzeitig über die Mitgift der Braut und die Widerlegung der Württemberger nachverhandelt (*Schludi* 2008). Man einigte sich, und *Antonia* blieb nun als junge Gräfin von Württemberg im Schwäbischen zurück.

Von dem Verhältnis zwischen *Antonia* und ihrem Mann *Eberhard* wissen wir zunächst ebenso wenig wie von ihrer Verständigung mit ihrer neuen Umgebung. Im Schloss Urach konnte sich das junge Paar jedenfalls eine eigene Hofhaltung einrichten, und man erhält bald den Eindruck von einem selbstbewussten und profilierten Auftreten der »*Frau von Mailand*« und Gräfin in Württemberg.

Besonders aufschlussreich erscheint in diesem familiären Zusammenhang ein Brief *Antonias*, der Einzige, der heute von ihr noch bekannt ist.<sup>5</sup> Dieser Brief ist gleichzeitig das einzige Zeugnis des Kontaktes zwischen ihr und ihrer Mailänder Familie nach ihrer Heirat nach Württemberg. *Antonia* kondoliert damit ihrem Vater *Bernabò* zum Tod ihres ältesten Bruders *Marco*, der im Januar 1382 in Mai-

---

5 Bibliothèque Nationale Paris, Ms. Nouv. Acq. Lat. 1152, fol. 44 v/45 r. Vgl. dazu Rückert 2005, S. 204f. (mit Abbildung) sowie die Edition ebd. S. 226.

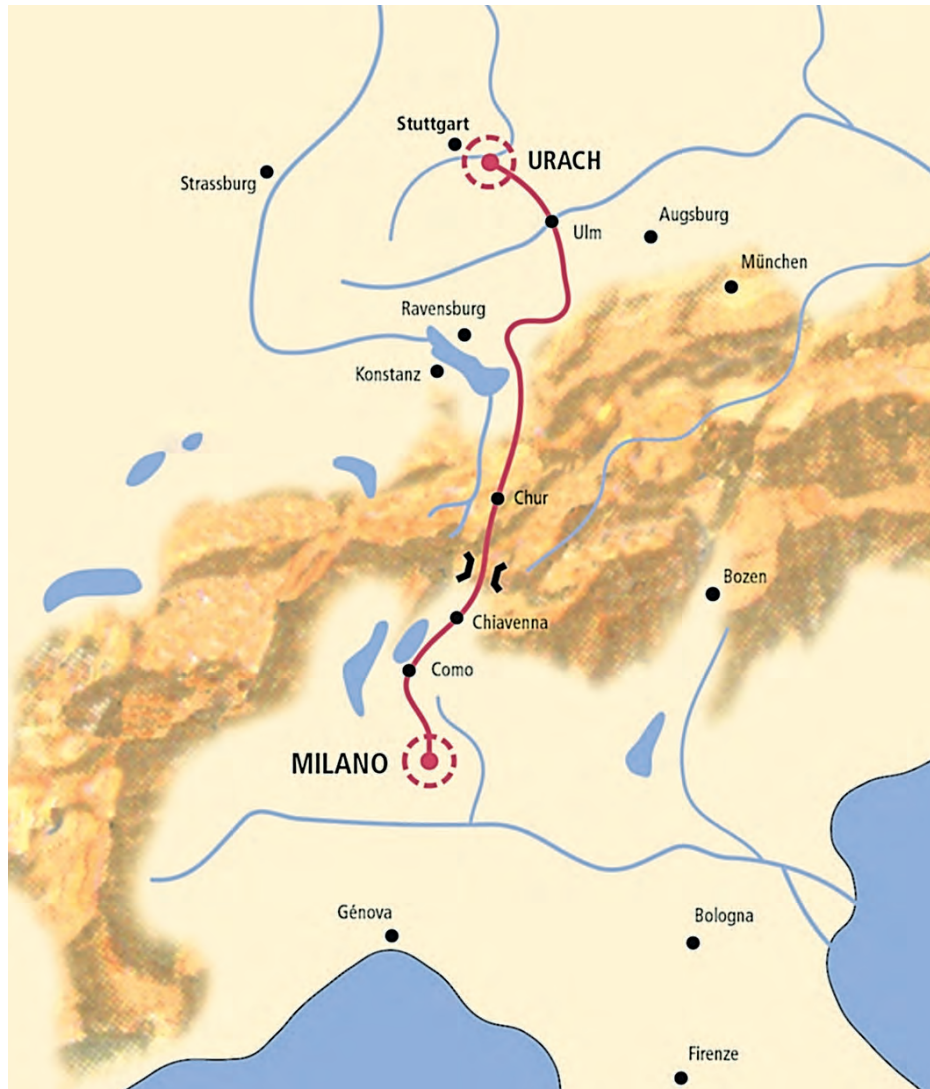


Abb. 3: *Der Weg der Brautreise von Antonia Visconti (1380)*  
Vorlage: Verfasser

land verstorben war. Trotz des konventionellen Eindrucks, den der mit Bibelzitate geschmückte Text zunächst macht, treten hier persönliche Eigenheiten hervor. Nicht nur, dass *Antonia* auch im Namen ihrer gesamten neuen Familie, gleichsam für das Haus Württemberg, kondoliert, auch ihre persönliche Verbundenheit mit ihren Eltern und Geschwistern kommt nachhaltig zum Ausdruck: Sie wünscht, oft von Vater, Mutter, Brüdern und Schwestern zu hören, und auch, dass sie weiterhin im gemeinsamen Gedenken einander verbunden sein mögen. Außerdem dankt sie für ein Stück goldgewirktes Tuch, das ihr gerade aus Mailand

zugegangen war. *Antonia de Vicecomitibus Mediolani in Virtumber comitissa*, zeichnet sie.

Die dauerhafte geistige Verbundenheit – hier konkretisiert im gemeinsamen Gebetsgedenken für den verstorbenen Bruder – sowie die anhaltende Lieferung heimischer Kostbarkeiten – hier bezogen auf die Mailänder Stoffe bzw. Mode – vermitteln zumindest einen beispielhaften Eindruck von der Nachhaltigkeit des gemeinsamen familiären Kontakts sowie der kulturellen Bindung und des Transfers, der von der Familie *Visconti* nach Württemberg ausging.

Sicher dürfen wir weitere briefliche Kontakte *Antonias* mit ihrer Mailänder Familie – üblicherweise auf Italienisch – erwarten. Erste deutschsprachige Urkunden lässt sie dann auch erst nach einem Jahrzehnt ausstellen. Inzwischen war ihr Sohn *Eberhard* zur Welt gekommen, zwei weitere Söhne mit den Namen *Ulrich* und *Ludwig* verstarben offenbar früh. Ihre Söhne erhielten die Leitnamen des Hauses Württemberg; *Antonia* war nun als Gräfin von Württemberg integriert und etabliert, ihre italienische Vergangenheit spielte offenbar keine Rolle mehr (*Rückert 2016*).

#### 4 *Barbara Gonzaga* (1455–1503)

Überspringen wir 50 Jahre und finden uns bei der Familie *Gonzaga* in Mantua wieder, an einem der strahlendsten Höfe der italienischen Renaissance (zum Folgenden *Rückert 2012*). Hier wird *Barbara* am 11. Dezember 1455 als achtens der elf ehelichen Kinder des Markgrafen *Ludovico* und seiner Frau *Barbara* geboren. Sie wuchs im wohlbehüteten Kreis der Geschwister, erzogen und unterrichtet im humanistischen Geist gebildeter Lehrer heran, lernte früh lesen und schreiben, auch »*lettere*«, also Latein und die antike Literatur kennen.

Auch für *Barbara* wurden, wie für ihre Schwestern, ständig neue dynastische Verbindungen ausgelotet, bis im April des Jahres 1474 eine schwäbische Delegation, angeführt von Graf *Eberhard* im Bart, mit stattlichem Gefolge am Hof von Mantua ankam. *Eberhard* traf zunächst die Markgräfin *Barbara* mit ihrer 18-jährigen Tochter, die ihm gleich überaus gefiel, wie die italienischen Augenzeugen betonen (Abb. 4). Markgraf *Ludovico* bot ihm anschließend einen glänzenden Einzug in die Stadt, und be-



Abb. 4: *Barbara Gonzaga* auf dem Wandbild von *Andrea Mantegna* in der »*Camera degli Sposi*« des *Palazzo Ducale* von Mantua, um 1474  
Vorlage: Archivio di Stato di Mantova

reits wenige Tage später wurde die Hochzeit im Dom von Mantua gefeiert, woran sich großartige Festlichkeiten anschlossen.

Auch die Formalitäten wurden gleich erledigt, die vorsahen, dass *Barbara* neben einer kostbaren Aussteuer im Wert von 9 000 fl. eine ansehnliche Mitgift von 20 000 fl. erhalten sollte, die von *Eberhard* in gleicher Höhe zu widerlegen waren. Zufrieden machte sich *Eberhard* über Mailand und den Comer See auf den Heimweg, bewusst auf demselben Weg, den fast ein Jahrhundert zuvor seine Urgroßmutter *Antonia Visconti* in die Fremde genommen hatte.

*Eberhards* Braut *Barbara* sollte zwei Monate später *con grande pompa* über die Alpen folgen (zum Folgenden *Fuchs* 2012). Und hier wissen wir genau Bescheid (Abb. 5): Unter der Führung von Barbaras Bruder *Rodolfo* brach der Brautzug, bestehend aus 234 Personen, 217 Pferden, 30 Maultieren, zwei Reisewagen für die Damen und vier weiteren Wägen für das Gepäck, am 10. Juni 1474 in Mantua auf. Wir kennen nicht nur ihr Gefolge genau, ihren Weg und den Reiseverlauf, ihre fast täglichen Briefe lassen auch ihre gemischten Gefühle erfahren, die sie auf ihrer knapp vierwöchigen Reise in den kalten Norden begleiteten. Hören wir kurz ihre Zeilen aus Trient, wo *Barbara* bereits nach wenigen Tagen ihren tiefen Abschiedsschmerz ihrer Mutter gegenüber nicht mehr verbergen konnte:<sup>6</sup>

»Durchlauchtige Frau Mutter etc.

*Gestern abend spät sind wir nach einem ganz erfolgreichen Tag Gott sei Dank alle heil in Trient angelangt, wo ich noch einmal eingesehen habe, dass ich um meiner Begleitung Willen alle Freuden anzunehmen habe und mich keinesfalls davon abhalten lassen darf, mich freudig und guten Willens zu zeigen. Aber so viel mögt Ihr doch verstehen, durchlauchtigste Herrin, dass, je weiter der Weg mich führt, es desto schlimmer mich dünkt, Euer Exzellenz verlassen zu haben, und denk ich daran, so kann es mich nur betrüben. Wohl wahr, ich versprach Euch – und werde meinen Versprechen niemals untreu – freudig zu gehen. Daran möge Euer Durchlaucht nicht zweifeln. Schritt für Schritt werde ich freudig und froh ziehen unter dem Schirm dieses meines durchlauchtigen Bruders, der es nirgends fehlen lässt, mir alle Freuden zu bereiten [...]« (*Barbara Gonzaga* 2013, Nr. 63; Übersetzung: Verfasser).*

*Barbaras* Sekretär *Stefanino Guidotti* bestätigt bewundernd *Barbaras* nach außen gekehrte Fröhlichkeit und bedauert sie angesichts ihrer von Tränen benetzten Briefe, die sie ihm an ihre Mutter mitgibt (*Barbara Gonzaga* 2013, Nr. 65). Daneben berichtet auch der zur Reisegesellschaft gehörende Arzt *Giovanni Santi Zaita* fast täglich über die Gesundheit von *Barbara* und *Rodolfo* an ihre Eltern: Auf dem Weg zwischen Brixen und Sterzing sei man zuerst bei großer Hitze sechs Meilen geritten, dann aber kam ein starker kalter Wind und es regnete in Strö-

6 Die folgenden Zitate aus den Briefen der *Barbara Gonzaga* sind der einschlägigen Edition entnommen: *Barbara Gonzaga* 2013.



Abb. 5: Der Weg der Brautreise von Barbara Gonzaga (1474)  
Vorlage: Annekathrin Miegel

men. *Rodolfo* musste sich in der Herberge zu Sterzing – *dicendo sentirse freddo* – sofort niederlegen, der Arzt habe ihm dann – mitten im Sommer – Decken und Tücher am Feuer anwärmen lassen und seine Hände und Füße damit eingewickelt; nur ein wenig Hühnerbrühe (*prodo di pullo*) habe er zu sich genommen.

Kalt und windig blieb es auch beim Ritt über den Brenner, so dass in der Osteria am Brenner die Gaststube geheizt werden musste, als die *Gonzaga* dort gekochtes Huhn und *capretto* verzehrten. Auf dem Weg nach Nassereith war *Barbara* dann wegen der inzwischen eingetretenen großen Sommerhitze auf den Reisesewagen umgestiegen, was aber ihrem Magen schlecht bekommen sei; ihre Be-

gleiterin *Paola* habe sich sogar erbrechen müssen. Am nächsten Tag sei *Barbara* deshalb wieder auf einem Maultier geritten; zwar sei der Weg schlecht und steinig gewesen, aber sehr schöne Tannenwälder (*bellissimi boschi d'abedi*) hätten den Weg gesäumt und Schatten verbreitet; Wildschweine und Frischlinge sprangen zu ihrer Freude munter umher.

Nach einer weiteren Tagesrast in Vils wurde unsere Hochzeitsgesellschaft drei Meilen vor Kempten von dem württembergischen Empfangskomitee – mit insgesamt 200 Pferden – eingeholt, wobei die üblichen Höflichkeiten *boni paroli* ausgetauscht wurden. Kempten und überhaupt das Allgäu gefielen der Reisegesellschaft sehr: *la terra e bellissima, popolata molto e richa*, die Menschen seien schön und gesetzt (*belli e gravi*), die Herberge ausgezeichnet, so jedenfalls unser Arzt.

Alles passt also, als *Barbara* mit ihrem prächtigen Hochzeitszug am 3. Juli 1474 nach gut dreiwöchiger Brautfahrt in Urach ankommt. Nur eine Sache verwundert sie, wie sie der Mutter schreibt: Das Kind, das ihr unterwegs begegnen sollte, wie die Mutter vorhergesagt hatte, hat sie nicht gesehen, und dieses erhoffte und verpasste Zeichen – für eine glückliche Zukunft und Mutterschaft – irritiert sie doch (*Barbara Gonzaga* 2013, Nr. 59).

Wie auch immer; die Residenzstadt Graf *Eberhards* ist herausgeputzt, die Aufgaben für den Festablauf und die Unterbringung der Gäste sind verteilt – wahrhaft ein logistisches Meisterstück Graf *Eberhards* und seiner Hofverwaltung, schon wenn man bedenkt, dass dieses kleine Städtchen Urach die bald 2 000 Hochzeitsgäste bei weitem nicht fassen kann. Wir kennen die Unterbringung der Gäste ebenso wie die Sitzordnung, die Speisenfolge oder die Reihenfolge der Tänze. Graf *Eberhard* von Württemberg bot seiner Gemahlin, ihrem Gefolge und den Gästen eine Hochzeitsfeier auf fürstlichem Niveau (*Rückert* 2016, auch zum Folgenden).

Aber welche Umstellung für *Barbara*; das prächtige Hochzeitsfest und der stolze Gatte konnten nicht darüber hinwegtäuschen: Die Sänger für das Hochamt in der Kirche waren beim Pfalzgrafen in Heidelberg ausgeliehen worden, die Organisten stellte der Bischof von Augsburg. Hier standen noch die ritterlichen Turniere im Mittelpunkt der Festlichkeiten, und sogar ihr Bräutigam ließ sich nicht davon abhalten, voller Begeisterung mit zu rennen.

Entsprechend schlicht war der äußere Rahmen des Schlosses wie der kleinen Stadt Urach. Man hatte freilich aufgeputzt, aber da war noch viel zu tun und an einen Vergleich mit dem Palazzo ihres Vaters und Mantua nicht zu denken. Nur gut, dass ihr Bruder *Rodolfo* mit seiner Begleitung noch einige Tage länger blieb, um den förmlichen Verzicht *Barbaras* auf ihr väterliches Erbe sowie die Huldigung der ihr verschriebenen Städte und Dörfer entgegenzunehmen. Und natürlich war da noch ihre italienische Dienerschaft, die bei ihr in Urach bleiben sollte. Als *Rodolfo* Anfang August mit seinem Gefolge wieder in Mantua eintraf – alle in deutsche Tracht gekleidet – wurde der Ruhm des württembergischen Schwiegersohns und seines Hofes gleichwohl auch in Mantua gefeiert.

Die gegenseitige Verständigung fiel freilich zunächst noch schwer: *Barbara* sprach italienisch und war auch im Lateinischen gebildet, die deutsche Sprache,

zumal in ihrem schweren schwäbischen Akzent, bereitete ihr noch große Schwierigkeiten. Hier mussten wiederum Dolmetscher helfen, zumal ihr Mann *Eberhard* über das Schwäbische nicht hinauskam.

*Barbaras* Sekretär und Dolmetscher, *Konrad von Hertenstein*, berichtet ihren Eltern in Mantua bald freudig von *Barbaras* Wohlergehen: *Sie helt sich austermassen wol. Wan, wo sy reit oder fert, so lauft das folck als zu, ir gnad zu sehen, und sprechen al gemainlich, das sy nie kain schoner frawen gesehen haben. [...] Fur war, die leut im land zu Wirttnberg haben meiner frawen gnad Barbare als lib als wer si heillig* (*Barbara Gonzaga* 2013, Nr. 85).

Eine Woche später meldet *Hertenstein* weiter, dass beide Eheleute gesund und wohlauf sind: [...] *und sein ser frolich. Si peýde essen al tag mitainander und er helt stet ir hant in seiner hant. So sneit man in das prot und di speis auf welisch fur und leben also in grosen frewden. Auch haben sy ainander austermassen libe* (*Barbara Gonzaga* 2013, Nr. 87).

Doch auch erste Verstimmungen zwischen den Eheleuten werden bald laut, als *Eberhard* das Frauenzimmer – die Gemächer seiner Gemahlin – von seinem Hofmeister strikt kontrollieren und abschließen lässt: *wann der hofmeister »Gute nacht« nem, so sol kein knecht nach im frawenzimmer oder in fraw Barbara camer bleiben.* Das aber hat die Gräfin, die aus Italien andere Sitten gewohnt war, *gar ser verdrossen und versmat.* *Hertenstein* versucht persönlich zu intervenieren und zu beschwichtigen: *ich hab gesprochen, ir gnad sol sich irs herrn und gemahels wiln und gefalen befleißigen, so wird die lib lang zwischen in paiden; auch ein jede person mus sich nach eins lantz siten richten, das lant richt sich nach dem menschen nicht.* – Welche starke Botschaft von bleibender Aktualität!

Auch wenn *Barbara* offenbar einige Zeit brauchte, um sich in die Sitten des Landes und in den Gehorsam gegenüber ihrem Gemahl zu fügen, hat sie sich mit der neuen Situation in der Fremde arrangiert, und da sie auch umgehend schwanger wird, erscheint ihr Leben bald voller Freude.

*Barbaras* persönliche Vorliebe gilt indes ihrem Garten, denn es gilt, das geliebte italienische Gemüse zu ziehen: es gibt keinen Spargel in Urach, man möge doch Spargelsamen aus Mantua schicken; aber sie brauche auch Basilikum, Nelken und Rosmarin. Mit ihrem italienischen Gärtner beschäftigt sie sich mit dem Anbau von *zuche* (Kürbisse), *meloni* (Melonen), *ravanelli* (Radieschen), *verze* (Wirsching) und *latuche* (Salat). Die schwangere Fürstin hat Sehnsucht nach dem Geschmack von zuhause, Heißhunger auf Spargel und die anderen Gemüse und Salate. Die schwere fleischlastige schwäbische Küche stößt sie ab; *Barbara* lässt jetzt in ihrem Frauenzimmer italienisch kochen.<sup>7</sup>

Als ein Jahr nach ihrer Hochzeit, am 2. August 1475, ihre gleichnamige Tochter, ihre »*Barbarina*«, zur Welt kommt, leuchtet das Glück im Hause Württem-

<sup>7</sup> Quasi beiläufig wird damit durch *Barbara Gonzaga* – nach aktuellem Forschungsstand seit der Römerzeit – der erste Spargel nördlich der Alpen angebaut, im Hofgarten der württembergischen Residenz Urach, wo er ab Frühjahr 1475 ihren Speisezettel bereichern sollte, vgl. *Rückert* 2017.



berg. Das Töchterchen sollte allerdings bereits nach wenigen Monaten wieder sterben, und weitere Kinder sollten ihr nicht beschieden sein. Die Kinderlosigkeit der Ehe mit *Eberhard im Bart* hat sich offenbar schwer auf *Barbaras* Gemüt gelegt; sie fühlte sich zusehends *misera e dipreciata* – elend und verachtet (*Barbara Gonzaga*, Nr. 255 von 1484) (Abb. 6). Wie gerne hätte sie sich wieder in ihre Heimatstadt nach Mantua, in ihre alte Welt zurückgezogen, *ripatriare [...] in patria natale e nido originario*, aber es war zu spät (*Barbara Gonzaga*, Nr. 301 von 1496).

#### 5 *Margarethe von Savoyen* (1420–1479)

Wir entfliehen dem Frust am Stuttgarter Hof und runden den Eindruck um unsere weit gereisten Damen mit einer besonders prominenten Braut ab: *Margarethe von Savoyen*, die Tochter Herzog *Amadeus' VIII.*, der später als Papst *Felix V.* die Nachfolge Petri antreten sollte (*Rückert, Thaller u. Oschema*

2020). Wir wollen sie vor allem auf dem Weg zu ihrem zweiten Ehemann, Kurfürst *Ludwig IV.* von der Pfalz, verfolgen, der sie im Sommer des Jahres 1445 vom Genfer See über Basel nach Heidelberg führte. *Margarethes* spektakulärer Auftritt gerade in Basel, ihrem persönlichen »Grenzübergang«, steht dabei im Mittelpunkt. Die Bischofsstadt am Oberrhein beherbergte damals das große Konzil, das *Margarethes* Vater erst wenige Jahre zuvor zum (Gegen-)Papst gewählt hatte (*Rückert* 2020 im Druck).

In Morges am Genfer See, unweit von Lausanne, kam *Margarethe* 1420 als zweitjüngstes der sechs Kinder Herzog *Amadeus' VIII.* zur Welt (*Andenmatten* 2012). Hier hat *Margarethe* mit ihren Geschwistern sicher eine breite Bildung erhalten, zunächst natürlich eine romanische Bildung: Man sprach und las vor allem in französischer Sprache, aber Grundkenntnisse in Latein und Italienisch gehörten dazu (*Lähnemann* 2002).



Abb. 6: *Barbara Gonzaga als Glasmalerei im Chor der Stiftskirche Tübingen, um 1478*

Vorlage: Corpus Vitrearum Deutschland



Mit elf Jahren wurde *Margarethe* mit *Ludwig III.* von Anjou, Graf der Provence und Titularkönig von Sizilien und Neapel, verlobt – eine überaus lukrative Partie, zumal mit einem französischen König in Italien. Die Ehe wurde im Jahr darauf auch formell geschlossen, doch starb ihr Mann bereits im November 1434, kaum dass das Paar sich getroffen hatte (noch immer grundlegend: *Cornaz* 1932). *Margarethe* war damals gerade in Kalabrien angelangt, doch schon nach wenigen Wochen musste sie hier als junge Witwe ihre neuen Herrschaftsansprüche verteidigen (zum Folgenden *Pibiri* 2020). Als »*Königin von Sizilien*« holte sie ihr Vater zurück an den Genfer See, wo er weitere lukrative Heiratskandidaten für die junge Witwe auslotete. Und auch nach seiner Wahl zum Papst in Basel 1439 bemühte er sich um ihre standesgemäße Verheiratung; jetzt kamen natürlich nur die Spitzenkandidaten in Betracht.

So wird der junge deutsche König *Friedrich III.* aus dem Haus Habsburg nach seiner Krönung in Aachen im Oktober 1442 zunächst an den Genfer See und anschließend zum Papst nach Basel eingeladen (*Rückert* 2020 im Druck). Sein Empfang beim Kirchgang in Genf muss beeindruckend gewesen sein: *da khumen drey konigin mit manigen schen junckfrawen*, notiert ein Begleiter in sein Reisetagebuch: Mit *Margarethe*, der Tochter des Papstes, die als Witwe des Königs von Sizilien vorgestellt wird, erscheinen ihre Schwägerin, Tochter des Königs von Zypern, und die Tochter des Königs von Frankreich, die ebenfalls in die Herzogsfamilie der Savoyer eingeheiratet hatte. *Margarethe* und *Friedrich III.* verbringen anschließend fünf gemeinsame Tage am Genfer See, bevor der König zu ihrem päpstlichen Vater nach Basel weiterreist, um neben politischen Fragen auch die mögliche Heirat mit *Margarethe* zu besprechen.

Vom Sekretär des Papstes, dem Dichter *Martin Le Franc*, werden damals in seinem berühmten Frauenlob, dem »*Champion des Dames*«, enthusiastische Verse auf die Schönheit und Ausstrahlung der 22-jährigen *Margarethe* gedichtet (gedruckt bei *Rückert, Thaller u. Oschema* 2020, S. 128). Doch trotz dieser großartigen medialen Unterstützung scheiterte das Basler Treffen zwischen König und Papst in jeder Hinsicht, das politische Kalkül des Königs behielt die Oberhand. Er konnte *Felix V.* nicht als Papst anerkennen, und damit war auch die Hand seiner Tochter unerreichbar geworden.

Dafür wurden jetzt schnell Verbindungen zu dem Pfälzer Kurfürsten *Ludwig IV.* geknüpft, dem wichtigsten Mann im Reich nach dem König (*Wieczorek* 2013). Der Pfalzgraf, dessen Mutter schon aus dem Haus Savoyen stammte, schloss im Oktober 1444 in Mainz den Ehevertrag mit *Margarethe*, die eine Mitgift von 125 000 fl. mit in die Ehe bringen sollte (*Rückert, Thaller u. Oschema* 2020, S. 161ff.). In Basel sollte die Braut von ihrem Bruder *Ludwig* an das pfalzgräfliche Haus übergeben werden, der Brautzug hatte nun von den savoyischen zu den kurpfälzischen Farben zu wechseln.

Bemerkenswerterweise wird hier auch festgelegt, dass *Margarethe* – sollte sie als Witwe in ihre Heimat zurückkehren wollen – mit ihrem Brautschatz und ihren mobilen Gütern auf pfalzgräfliche Kosten wieder bis nach Basel geleitet werden solle. In Basel sollte sich also auch zukünftig *Margarethes* Vita entscheiden; Basel war ihr Scheidepunkt zwischen Heimat und Fremde (*Rückert* 2020 im Druck).

Inzwischen liefen die Vorbereitungen für die Braut mit höchsten Anstrengungen. Am Savoyer Hof wurden teure Stoffe und Pelze aufgekauft, um die Garderobe des Hochzeitszuges neu und möglichst prachtvoll auszustaffieren. Zur Verabschiedung der Braut wurde Ende Mai 1445 in Genf noch ein großes Fest gefeiert (*Pibiri* 2020). Mit feierlichen Verkündigungen und Jubeltiraden der Herolde und Pagen, Trompetenfanfaren unter *Largesse*-Rufen wurde *Margarethe* hier ein letztes Mal königlich hofiert.

Bald darauf reist ihr Brautzug ab. Wir können ihren Weg im Einzelnen begleiten, finden sie bald in Lausanne, wo sie für die Kathedrale stiftet und selbst Geschenke entgegennimmt (*Rückert, Thaller u. Oschema* 2020, S. 160) (Abb. 7). Die vornehme Braut hinterlässt vielfältig ihre persönlichen Spuren: In Soleure (Solothurn) lässt sie ihr neues Allianzwappen Pfalz-Savoyen von einem Künstler namens *Fassini* auf die Mauer vor ihrem Schlafgemach malen (auch zum Folgenden *Rückert* 2020 im Druck). Auch ihre großzügigen Wohltaten für die Kirche in Payerne oder die Augustinerinnen in Frauenkappeln sind bekannt. Ab Bern wird der Zug noch durch eine bewaffnete Eskorte von 600 Mann verstärkt, welche die Sicherheit in dieser gefährlichen Gegend gewährleisten sollen. – Die Söldnerscharen der Armagnaken waren gerade hier unterwegs.

Erst nach etwa drei Wochen erreicht man das Basler Gebiet, wo eine große Menschenmenge der Braut entgegen zieht: 300 Reiter, darunter zahlreiche Kardinäle und Prälaten – das Konzil erweist der Tochter des Papstes bereits vor den Basler Toren seine Ehre. Dazu kommen 800 Fußknechte mit zwei großen Kanonen für die Begrüßungsschüsse. Mit dem mitlaufenden Volk sollen es insgesamt 1 600 Personen gewesen sein, die dem Brautzug bis weit vor die Stadt entgegenlaufen; ein Auflauf, wie man ihn seit dem *adventus* ihres päpstlichen Vaters nicht mehr erlebt hatte.

In Basel trifft der Brautzug dann, wie verabredet, auf die Pfälzer Gesandtschaft, angeführt von Herzog *Stefan* von Bayern, dem Onkel des Bräutigams. Er hilft *Margarethe* persönlich vom Pferd, und *Johannes* von Worms, ein gelehrter Domherr, hält anschließend die Begrüßungsansprache anstelle des Bräutigams, auf Latein.

Als Unterkunft für *Margarethe* und ihre engste Entourage war die erste Adresse der Stadt gebucht: Sie logierte im herrschaftlichen Hof von Henmann Offenburg, einem prominenten Basler Bürger und bekannten Diplomaten. Genau hier war drei Jahre zuvor auch König Friedrich untergebracht, als er mit ihrem Vater über das Konzil und die Heirat verhandelte. Sicher eine bewusste Nachfolge, die der Basler Öffentlichkeit auch die Würde der Königin von Sizilien und zukünftigen Kurfürstin demonstrieren sollte, die dem König in nichts nachstand.

Der zehntägige Aufenthalt *Margarethes* in Basel sollte vor allem durch seine anhaltenden Festivitäten in Erinnerung bleiben. Man tanzte auf dem nahen Platz von St. Peter, unter dem Schatten von Linden und einer alten Eiche, wo *Margarethe* »herrliche Festtage und auf S. Peters Platz mancherlay Hoftänze« hielt (Zitat nach *Giessmann* 2014, S. 306). Anschließend fuhr sie mit dem Schiff weiter, den Rhein abwärts, begleitet von Herzog *Stefan* von Bayern und dessen Gefolge mit

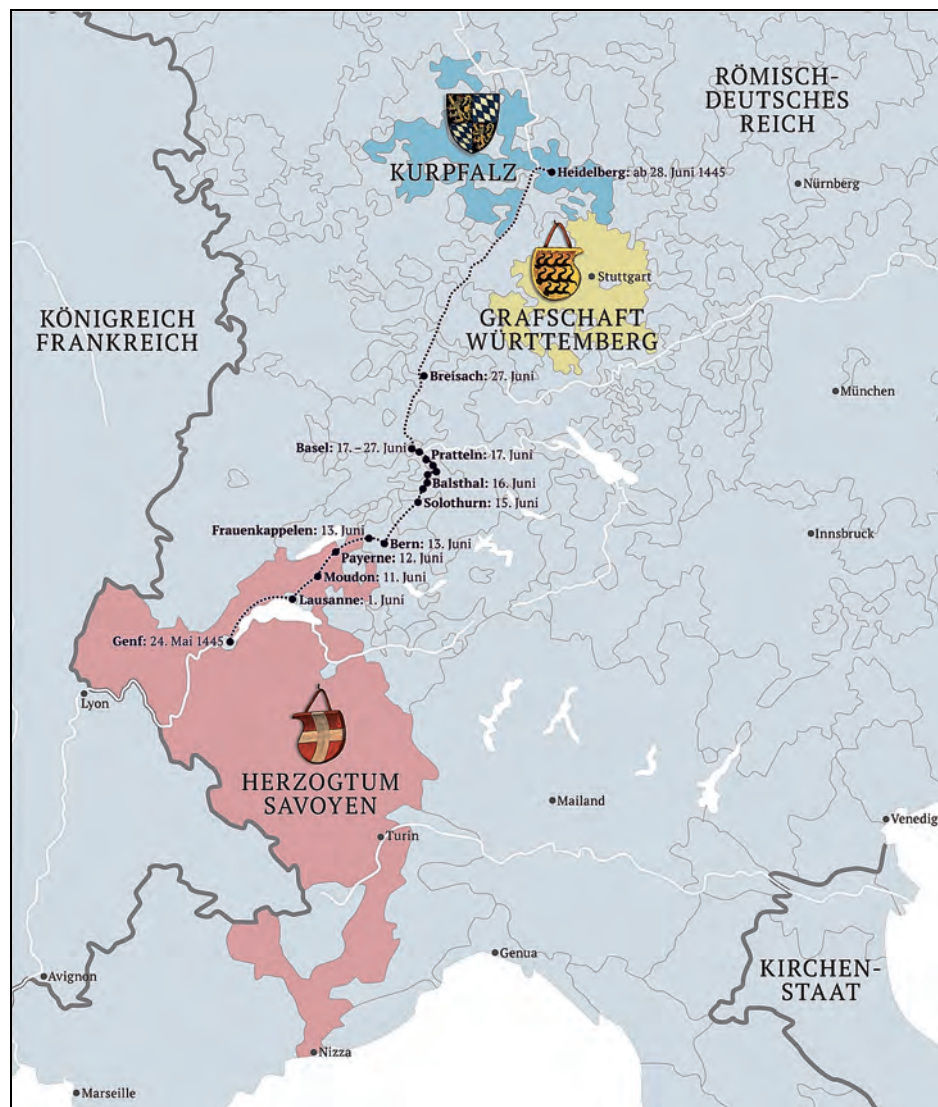


Abb. 7: Der Weg der zweiten Brautreise von Margarethe von Savoyen (1445)  
Vorlage: Anja Thaller

etwa 300 Personen (Rückert 2020 im Druck). Gleichzeitig wurde der Schatz ihres Vaters, des Papstes, nach Basel geschickt; silbernes Tafelgeschirr und Juwelen in acht großen Kisten, als Pfand für die ausstehende Mitgift der Braut (Giessmann 2014, S. 305).

*Margarethe* beobachtete dies aus der Ferne und feierte mit ihrem neuen Mann, Pfalzgraf *Ludwig*, gleich nach ihrer Ankunft in Heidelberg großartige Hochzeit.

Jetzt war *Margarethe* von Savoyen nicht mehr die *reine de Sicile*, sondern eine Herzogin von Bayern (Thaller 2020). Ihre romanische Herkunft, Kultur und Sprache, die sie mit ihrer glänzenden Entourage bis hierhin gepflegt und repräsentiert hatte, wurden nun mit den Gewohnheiten eines fränkisch-pfälzischen Hofes konfrontiert, der ihre Anpassung erwartete.

Doch *Margarethe* ließ sich Zeit. Sie hing vor allem an der französischen Literatur ihrer Heimat und dem gewohnten festlichen Ambiente. Ihre französischen Schreiber, Kanzlisten und Dolmetscher standen bei der Unterhaltung in der fremden Umgebung weiterhin zur Verfügung. Ihre Geschäfte wurden hier noch über einige Jahre auf Französisch bzw. Latein geführt (Rückert 2020 im Druck).

Als kurz nach der Geburt ihres Sohnes *Philipp Margarethes* Mann, der Kurfürst, starb († 1449), hatte *Margarethe* den Heidelberger Hof nach kaum fünf Jahren allerdings schon wieder zu verlassen und ihren Witwensitz im abgelegenen Städtchen Möckmühl zu beziehen. Von hier sollte sie bald in eine dritte Ehe mit Graf *Ulrich V.* von Württemberg nach Stuttgart entfliehen. Ihre Bücher, ihre Heiratsdokumente und ihr Schmuck begleiteten sie auch dorthin und konnten nicht nur die Erinnerung an ihr früheres Leben erleichtern, diese Kostbarkeiten repräsentierten auch Margarethes Herkunft, Rang und Ansprüche (Rückert, Thaller u. Oschema 2020).

*Margarethe* war erst Anfang 30, als sie nach Württemberg heiratete (Abb. 8); für ihren dritten Mann *Ulrich* war sie auch die dritte Ehefrau. Diesmal fiel *Margarethe* der Übergang in die neue Familie und an den Stuttgarter Hof nicht schwer; die Entscheidung hierfür hatte sie auch selbst getroffen. Allein die Entfernung von ihrem kleinen Sohn, der nun in Heidelberg bei seinem Onkel erzogen werden sollte, schmerzte sie sicher. Auch wenn ihr gesellschaftlicher Abstieg – von der Königin über die Kurfürstin zur Gräfin – schon in ihrer Titulatur deutlich sichtbar wird, sollte *Margarethe* nun bald für die zweite Hälfte ihres Lebens wieder an einem glänzenden Fürstenhof mitregieren und ihren peripheren Witwenhof dafür gerne verlassen (Rückert 2020).



Abb. 8: *Margarethe von Savoyen* (rechts) als dritte Frau Graf *Ulrichs V.* von Württemberg. Altartafel, um 1470  
Vorlage: Landesmuseum Württemberg

## 6 Fazit

*Antonia Visconti*, *Barbara Gonzaga* und *Margarethe* von Savoyen erscheinen als drei unterschiedliche Fürstinnen mit vergleichbaren Lebenswegen, die sie bei ihren Brautfahrten über räumliche und kulturelle Grenzen führten. Ihre Grenzerfahrungen waren – gerade beim Übergang über die Alpen – konkret wahrnehmbar, hier ebenso geprägt von landschaftlichen Eindrücken und äußeren Reiseumständen wie von Abschiedsschmerz und Durchhalteparolen.

Dabei waren diese Überführungen der fürstlichen Bräute immer öffentliche Ereignisse: Die umliegende Bevölkerung nahm Anteil und wurde freigiebig bedacht; die Inszenierung dieser Brautfahrten folgte einer herrschaftlichen Choreographie. Grenzpunkte, Übergangszeremonien, begleitende Festlichkeiten waren von langer Hand avisiert und bis ins Detail vorbereitet. Sie definierten im sozialen Sinne »Übergangsräume« oder sogar konkrete »Übergangsstädte«, wie Basel im Falle von *Margarethe* von Savoyen.

Die fürstlichen Brautzüge bedienten vorrangig die Repräsentationsbedürfnisse der sozialen Eliten. Die damit verbundenen Grenzerfahrungen für die kostbaren Bräute blieben zunächst deren »Privatsache« und konnten, wie wir gesehen haben, ganz unterschiedlich sein: von Ernüchterung bzw. Enttäuschung, wie bei *Antonia Visconti* und *Barbara Gonzaga* angesichts des dürftigen, ja »frauenfeindlichen« Uracher Hofes und seiner derben schwäbischen Kost, bis zur begeisterten »Partystimmung« bei *Margarethe* von Savoyen als Tochter des Papstes in Basel. Entscheidend für die Entwicklung dieser Grenzerfahrungen waren für alle Bräute die Zuneigung ihrer Gatten und der neuen Familie und damit natürlich auch ihre erwartete Mutterrolle.

Halt und Identität vermittelte das alte Elternhaus – soweit als möglich. Die Bindungen unserer Prinzessinnen an ihre Heimat waren viel stärker ausgeprägt als erwartet und äußerten sich vor allem im sprachlichen Duktus und kulturellen Formaten, in der Buchkunst, der Literatur und der Mode. Die romanische Kultur der vorgestellten Bräute hielt mit ihnen Einzug in die Germania, wie hier beispielhaft für Württemberg und die Kurpfalz gezeigt, und hat die höfische Gesellschaft dort auch nachhaltig geprägt.

## Summary

Experiences while crossing borders in the late Middle Ages  
Princely brides by the transition into a new world

The three noble women *Antonia Visconti*, *Barbara Gonzaga* and *Margarethe von Savoyen* represent three different princesses with comparable life paths.

Their bridal processions carried them over spatial and cultural frontiers; their experiences while crossing borderlines were perceptible and concrete – especially while crossing the Alps – shaped not only by scenic impressions and external travel circumstances of the voyage itself, but also by the grievance of departure and slogans of perseverance.

The journeys of the princely brides were always a public event; the surrounding population took part in it and received generous treats. The bridal processions followed a grand choreography: boundary points, ceremonies of transition and escorting festivities were prepared long beforehand and in great detail. In a social sense they defined “transition-spaces” or, in the case of Basel, “transition-cities”, as Basel became a “transition-city” for *Margarethe von Savoyen*.

The princely bridal processions mainly satisfied the need of the social elites for public representation. The brides’ actual experiences were their private affairs and could differ greatly: from disillusionment or disappointment, as in the cases of *Antonia Visconti* and *Barbara Gonzaga* in the face of the meagre, even misogynistic reception at Urach court and its coarse Swabian diet, to the enthusiastic party-mood-like reception *Margarethe of Savoy* experienced in Basel as the Pope’s daughter.

Crucial for shaping the experience while crossing borders was for all brides the affection received from their husband and their new family, and, of course, their expected role as a mother.

As far as possible, the brides’ own parental home provided support and identity. The ties between our princesses and their homeland were much stronger than expected and were expressed above all in linguistic style and cultural formats, in book art, literature and fashion.

The Romanesque culture of the brides presented entered Germania with them, as exemplified here for Württemberg and the Electoral Palatinate, and also left a lasting mark on courtly society there.

## Quellen

- Bibliothèque Nationale Paris, Ms. Nouv. Acq. Lat. 1152.  
 Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 602, Nr. 32.  
*Barbara Gonzaga. Die Briefe (2013): Antenhofer, Christina; Behne, Axel; Ferrari, Daniela; Herold, Jürgen u. Rückert, Peter [Bearb.]: Barbara Gonzaga: Die Briefe / Le Lettere (1455–1508).* – Stuttgart.

## Literatur

- Andenmatten, Bernard (2012): Savoyen, von.* – In: HLS. Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 20.06.2012. [www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D19505.php](http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D19505.php) (Zugriff am 1.11.2020).
- Cornaz, Ernest (1932): Le mariage palatine de Marguerite de Savoie (1445–1449).* – Lausanne (Mémoires et documents publiés par la Société d'histoire de la Suisse Romande, 2/15).
- Fuchs, Franz (2012): Barbara Gonzaga und Eberhard im Bart. Der württembergische Hof im Spiegel mantuanischer Gesandtschaftsberichte.* – In: Rückert, Peter [Bearb.]: Von Mantua nach Württemberg: Barbara Gonzaga und ihr Hof. Stuttgart, S. 119–131.
- Giessmann, Ursula (2014): Der letzte Gegenpapst: Felix V. Studien zu Herrschaftspraxis und Legitimationsstrategien (1434–1451).* – Köln, Weimar u. Wien (Papsttum im mittelalterlichen Europa, 3).
- Herbers Klaus u. Jaspert, Nikolas [Hrsg.] (2007): Grenzräume und Grenzüberschreitungen im Vergleich. Der Osten und der Westen des lateinischen Mitteleuropa.* – Berlin (Europa im Mittelalter, 7).
- Lähmann, Henrike (2002): Margarethe von Savoyen in ihren literarischen Beziehungen.* – In: Encomia-Deutsch. Sonderheft der Deutschen Sektion der ICLS. Tübingen, S. 158–173.
- Licatase, Antonina (1989): Stoff- und Seidenbezeichnungen im mittelalterlichen Italien.* – Saarbrücken.
- Paravicini, Werner [Hrsg.] (2003): Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich. Ein dynastisch-topographisches Handbuch, 2 Teilbände.* – Stuttgart (Residenzenforschung, 15.1).
- Paravicini, Werner [Hrsg.] (2005): Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich. Bilder und Begriffe.* – Stuttgart (Residenzenforschung, 15.2).
- Pibiri, Eva (2020): Von der Königin von Sizilien zur Herzogin von Bayern: Die beiden ersten Ehen der Margarethe von Savoyen.* – In: Rückert, Peter, Thaller, Anja u. Oschema, Klaus [Bearb.]: Die Tochter des Papstes: Margarethe von Savoyen. Stuttgart, S. 55–64.
- Reichert, Folker (2009): Quellen zur Geschichte des Reisens im Spätmittelalter.* – Darmstadt (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, Freiherr-Vom-Stein-Gedächtnisausgabe, 46).
- Reichert, Folker u. Rückert, Peter (2009): Reisen und Reiseliteratur im deutschen Südwesten.* – In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 68, S. 11–18.
- Rogge, Jörg (2002): Nur verkaufte Töchter? Überlegungen zu Aufgaben, Quellen, Methoden und Perspektiven einer Sozial- und Kulturgeschichte hochadeliger Frauen und Fürstinnen im deutschen Reich während des späten Mittelalters und am Beginn der Neuzeit.* – In: Nolte, Cordula; Spieß, Karl-Heinz u. Werlich, Gunnar [Hrsg.]: Principes. Dynastien und Höfe im späten Mittelalter. Stuttgart (Residenzenforschung, 14), S. 235–276.



- Rückert, Peter [Bearb.] (2005):* Antonia Visconti († 1405). Ein Schatz im Hause Württemberg. – Stuttgart.
- Rückert, Peter (2008):* Fürstlicher Transfer um 1400: Antonia Visconti und ihre Schwestern. – In: Rückert, Peter u. Lorenz, Sönke [Hrsg.]: Die Visconti und der deutsche Südwesten. Kulturtransfer im Spätmittelalter. Ostfildern (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte, 11), S. 11–48.
- Rückert, Peter [Bearb.] (2012):* Von Mantua nach Württemberg: Barbara Gonzaga und ihr Hof. – 2. Aufl., Stuttgart.
- Rückert, Peter (2016):* Antonia Visconti und Barbara Gonzaga: Italienische Prinzessinnen am württembergischen Hof. – In: Hirbodian, Sigrid; Klapp, Sabine u. Wegner, Tjark [Hrsg.]: Frauen in Württemberg. Ostfildern (landeskundig. Tübinger Vorträge zur Landesgeschichte, 1), S. 107–138.
- Rückert, Peter (2017):* Der erste Spargel in Württemberg. Zur Verbreitung des Spargels und den Anfängen der italienischen Küche im späten Mittelalter. – In: Lechterbeck, Jutta u. Fischer, Elske [Hrsg.]: Kontrapunkte. Festschrift für Manfred Rösch. Bonn, S. 321–328.
- Rückert, Peter (2020):* Margarethe von Savoyen und das Haus Württemberg. – In: Rückert, Peter; Thaller, Anja u. Oschema, Klaus [Bearb.]: Die Tochter des Papstes: Margarethe von Savoyen. Stuttgart, S. 75–83.
- Rückert, Peter (2020 im Druck):* Margarethe von Savoyen in Basel 1445. Mediale Herrschaftsrepräsentation im städtischen Kontext. – In: Thali, Johanna u. Palmer, Nigel F. [Hrsg.]: Raum und Medium. Literatur und Kultur in Basel in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Berlin u. New York.
- Rückert, Peter u. Lorenz, Sönke [Hrsg.] (2008):* Die Visconti und der deutsche Südwesten. Kulturtransfer im Spätmittelalter. – Ostfildern (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte, 11).
- Rückert, Peter, Thaller Anja u. Oschema, Klaus [Bearb.] (2020):* Die Tochter des Papstes: Margarethe von Savoyen. – Stuttgart.
- Sandtner, Claudia (2005):* Zum Brautschatz der Antonia Visconti: Kleidung, Stoffe und Schmuck. – In: Rückert, Peter [Bearb.]: Antonia Visconti († 1405). Ein Schatz im Hause Württemberg. Stuttgart, S. 72–82.
- Schludi, Ulrich (2008):* Mailänder Stolz und schwäbische Sparsamkeit – die Heiratsverhandlungen für Antonia Visconti und Eberhard III. von Württemberg in den Jahren 1379/80. – In: Rückert, Peter u. Lorenz, Sönke [Hrsg.]: Die Visconti und der deutsche Südwesten. Kulturtransfer im Spätmittelalter. Ostfildern (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte, 11), S. 131–152.
- Spieß, Karl-Heinz (1993):* Familie und Verwandtschaft im deutschen Hochadel des Spätmittelalters 13. bis Anfang des 16. Jahrhunderts. – Stuttgart (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte 111).
- Spieß, Karl-Heinz (1997):* Unterwegs zu einem fremden Ehemann. Brautfahrt und Ehe in Europäischen Fürstenhäusern des Spätmittelalters. – In: Erfen, Irene u. Spieß, Karl-Heinz [Hrsg.]: Fremdheit und Reisen im Mittelalter. Stuttgart, S. 17–36.
- Spieß, Karl-Heinz (2005):* European royal marriages in the late middle ages. Marriage treaties, questions of income, cultural transfer. – In: Majestas 13, S. 7–21.
- Spieß, Karl-Heinz (2006):* Europa heiratet. Kommunikation und Kulturtransfer im Kontext europäischer Königsheiraten des Spätmittelalters. – In: Schwinges, Rainer C.; Hesse, Christian u. Moraw, Peter [Hrsg.]: Europa im späten Mittelalter. Politik – Gesellschaft – Kultur. München (Historische Zeitschrift, Beiheft 40), S. 435–464.

- Thaller, Anja (2020):* Margarethe von Savoyen im deutschen Südwesten. – In: Rückert, Peter; Thaller, Anja u. Oschema, Klaus [Bearb.]: Die Tochter des Papstes: Margarethe von Savoyen. Stuttgart, S. 65–74.
- Wieczorek, Alfred u.a. [Hrsg.] (2013):* Die Wittelsbacher am Rhein. Die Kurpfalz in Europa], 2 Bde. – Regensburg.

Folker Reichert

## Wilhelm von Rubruk und Marco Polo

### Kulturelles Grenzgängertum im 13. Jahrhundert<sup>1</sup>

Mit 7 Abbildungen

Weltkarten des frühen und hohen Mittelalters geben ein klar umrissenes und lange Zeit stabiles Weltbild wieder. Die kreisrund dargestellte Ökumene wird vom Ozean umflossen, die Kontinente liegen einander gegenüber, werden durch mächtige Gewässer voneinander getrennt: Asien und Afrika durch den Nil, Afrika und Europa durch das Mittelmeer, Asien und Europa durch den Don (Tanais). Man spricht von TO-Karten (Abb. 1). Interkontinentale Verbindungen gab es, aber sie kommen auf den Karten nicht vor. Heiliglandpilger und Kreuzfahrer fuhren nach Jerusalem; denn dort befand sich die Mitte der Welt, für ein Jahrhundert auch ein nach der Heiligen Stadt benanntes Königreich, das die Verbindungswege sicherte. Aber ringsum lagen mehr oder weniger feindliche Reiche, mit denen man in Europa nicht viel zu tun hatte und auch nicht viel zu tun haben wollte. Den Handel mit der Levante überließ man den italienischen Seestädten Venedig, Genua, Pisa, Amalfi. Aus Innerasien kamen über die sogenannten Seidenstraßen Handelsgüter nach Europa, Luxuswaren wie Seide und Gewürze vor allem. Aber zu direkten Handelsbeziehungen



Abb. 1: TO-Karte aus einem Druck des 15. Jahrhunderts  
Aus: Reichert 2013

<sup>1</sup> Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 46. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Saarbrücken, 21.–24. September 2019) gehalten wurde.

kam es lange Zeit nicht. Vielmehr ließ man persische und arabische Zwischenhändler gewähren, die die nahöstlichen Märkte mit Waren aus Ost- und Zentralasien versorgten. Von dort gelangten sie schließlich nach Europa. Im eurasiatischen Wirtschaftsraum nahm es für Jahrhunderte nur eine Randstellung ein (*Abu-Lughod* 1989).

Da es weder die Möglichkeit noch den Wunsch gab, das Innere Asiens zu erkunden, blieben die geographischen Kenntnisse der Europäer nebulös und verschwommen. Im Grunde basierten sie nach wie vor fast völlig auf dem Wissen der Antike. Der Alexanderroman erzählte von den Reichtümern Indiens, von der Weisheit der Brahmanen und Gymnosophisten sowie von der verstörenden Vielfalt seltsamer Mischwesen und Menschenrassen, die in den Tiefen Asiens hausten: von Kynokephalen (Hundsköpfigen), Akephalen (Kopflosen), Skiapoden (Schattenfüßlern), Astomen (Mundlosen), Anthropophagen (Menschenfressern), Ichthyophagen (Fischessern) u.a.m. Der Heiligen Schrift waren Angaben über das Irdische Paradies ganz im Osten zu entnehmen, und dort, in der Offenbarung des *Johannes*, las man auch von jenen Völkern Gog und Magog, die hinter Bergen eingeschlossen ein entartetes Leben fristeten und am Ende der Geschichte aus ihrem Gefängnis ausbrechen würden. Autoren wie der ältere *Plinius*, *Pomponius Mela*, *Ammianus Marcellinus* oder auch der Philosoph *Seneca* machten sich Gedanken über die Herkunft der Seide und setzten den Mythos von den Serern, den »Seidenleuten«, in die Welt, den Mythos von einem überaus gerechten und langlebigen Volk, das in utopischer Harmonie am anderen Ende der Welt lebte (*Reichert* 1992; *O'Doherty* 2013). Mittelalterliche Kartenmacher, die sich nicht mit dem TO-Schema zufriedengeben wollten, hielten gleichwohl an ihm fest und füllten die freien Flächen mit den Bestandteilen der antik-christlichen Wissenstradition aus (Abb. 2). Würde man diese Karten als geographische Karten nach unserem Verständnis betrachten, würde man sie vollkommen missverstehen. Vielmehr handelte es sich um Weltbilder, die die Allgegenwart Gottes sichtbar machen sollten. Wir sprechen von Symbolkarten als eindrucksvollen Zeugnissen einer christlichen Kartographie. Niemand hatte den Ehrgeiz, die Richtigkeit des Karteninhalts durch den Augenschein vor Ort zu überprüfen (*Harley u. Woodward* 1987; *Reichert* 2013).

Die auf den TO-Karten so markant hervorgehobenen Grenzen zwischen den Kontinenten wurden als tiefgreifende kulturelle Grenzen verstanden, also als Markierungen, jenseits derer man mit ganz anderen Normen und Vorbildern des Zusammenlebens und der Existenzsicherung rechnen musste (*Osterhammel* 1995). Dahinter vermutete man Menschen und Verhältnisse, mit denen man möglichst wenig zu tun haben wollte: Glaubensfeinde, Gottlosigkeit, Barbarei. Das heißt nicht, dass es keine Kontaktzonen und Austauschprozesse gegeben hätte. Vor Ort stellen sich die Dinge meistens anders dar als in den Studierstuben der Gelehrten. Grundsätzlich aber gab es weder Anlass noch Interesse, die vagen Kenntnisse von den Ländern und Völkern Asiens zu vertiefen. Noch blieben die Europäer lieber bei sich.



Abb. 2: Sogenannte Londoner Psalter-Karte (13. Jahrhundert)  
Aus: Reichert 2013

## 1 Reisen zu den Mongolen

Die mongolische Reichsbildung seit dem frühen 13. Jahrhundert sorgte für völlig neue Verhältnisse. *Temüdschin*, der sich später *Dschingis Khan* nannte, einte bzw. unterwarf zunächst die mongolischen Stämme, zerschlug dann das Reich der Karakitai im Westen, überzog Choresmien mit Krieg und wollte schließlich auch China erobern. Dabei kam er ums Leben. Obwohl er seine letzten Ziele nicht erreichte, wird *Dschingis* in der heutigen Mongolei als nationaler Hero verehrt. In den Nachbarländern, also den Opfern seiner Kriegszüge, hat sein Name einen ganz anderen Klang. Seine Nachfolger dehnten die Grenzen der mongolischen Herrschaft bis nach Ostmitteleuropa, Iran, Tibet, Südostasien, Korea und Südchina aus. Auf seinem Höhepunkt war es das größte Reich in der Geschichte. Es zerfiel zwar bald in die mehr oder weniger unabhängigen Teilreiche China (Yuan), Tschaghatai, Kiptschak (Goldene Horde) und Persien (Il-Khanat). Aber theoretisch unterstanden sie alle dem Großkhan, der zunächst in Karakorum, seit 1272 in Dadu (mongolisch Daidu) nahe beim heutigen Peking residierte (Weiers 2004; Weatherford 2004).

Dadurch kam ein kontinentaler Rechts- und Herrschaftsraum zustande, in dem das Gebot des Großkhans galt und allen, die sich ihm unterwarfen, Sicherheit garantierte. Man spricht von einer *Pax Mongolica* und meint damit das Schutzversprechen, das nicht nur die Untertanen, sondern auch Reisende, wenn sie in friedlicher Absicht kamen, in Anspruch nehmen durften. Sicherheit wurde – wie auch sonst fast immer – durch militärische Übermacht garantiert. Erstmals war es nun möglich, durch die politischen Verhältnisse nicht behindert von Osteuropa bis nach Ostasien zu reisen. So wie die mongolischen Heere die Wege in den Westen erkundet hatten, so konnten nun europäische Reisende auf deren Spuren bis in den äußersten Osten Asiens vordringen:

- Gesandte, die mit der neuen Großmacht Kontakt aufnehmen und nebenher Spionage treiben sollten,
- Kaufleute, die die asiatischen Luxuswaren endlich unmittelbar bei den Erzeugern einkaufen konnten,
- Missionare, die für den christlichen Glauben werben wollten; denn die Ernte schien reichlich (Reichert 2001, S. 181–201).

Sie alle lernten die Weite des von den Mongolen beherrschten Raumes kennen, machten sich einen Begriff von den Ländern und Provinzen und gewannen einen Eindruck von den Lebensweisen der Völker. Zwei von ihnen haben so ausführlich, anschaulich und einfühlsam über ihre Erlebnisse berichtet, dass sich plausibel rekonstruieren und streckenweise sogar Schritt für Schritt verfolgen lässt, welche realen und mentalen Hindernisse sich ihnen in den Weg stellten, wie sie mit den unvermeidlichen Fremd- und Distanzerfahrungen umgingen und auf welchen Wegen sie es schließlich fertigbrachten, kulturelle Grenzen zu überwinden. Der eine, *Marco Polo*, hat es zu weltweiter Prominenz gebracht, den anderen kennen nur die Spezialisten.

*Wilhelm von Rubruk* (\* um 1210/1215–† nach 1257) stammte aus dem Ort Rubrouck in Französisch-Flandern nahe der belgisch-französischen Grenze. Er

studierte in Paris, gehörte dem Franziskanerorden an und verfügte über ein gewisses Maß an Bildung. Neben seiner Muttersprache Flämisch sprach er Französisch, Latein und wohl auch etwas Arabisch, was ihm aber bei den Mongolen nicht viel nützte. Im Gefolge *Ludwigs IX.* von Frankreich kam er nach Zypern, Ägypten und schließlich ins Heilige Land. 1253 erhielt er den Auftrag, einen Brief seines Königs an einen mongolischen Fürsten zu überbringen. Er wurde deshalb als Gesandter betrachtet und von einem Khan zum anderen nach Osten durchgereicht, bis er schließlich am Hof des Großkhans *Möngke* (1251–1259) in Karakorum eintraf (*Reichert* 2021). Die Reise zog sich über Monate hin und verlangte dem Reisenden äußerste Anstrengungen ab. Sie führte zunächst von Konstantinopel zur Halbinsel Krim, von da durch die südrussische Steppe nördlich am Kaspischen Meer vorbei, zwischen Aral-See und Balkhash-See hindurch, an den Hängen von Altai und Tian Shan entlang bis ins mongolische Grasland (Abb. 3a). In acht Monaten legte *Wilhelm* fast 8 000 Kilometer zurück. Er erlebte heftige Stürme, Hitze im Sommer und grimmige Kälte im Winter, musste mit unzureichender Nahrung vorliebnehmen und sich passende Kleidung besorgen. Kutte und Sandalen des Bettelmönchs erwiesen sich für den zentralasiatischen Winter als völlig ungeeignet. In *Wilhelms* eigenen Worten: »Unzählig waren die Qualen an Hunger und Durst, Kälte und Anstrengung« (*Chiesa* [Hrsg.] 2011, S. 106).

Als hilfreich erwies sich seine Bildung. Er machte sich ein Bild von der Landschaft, erweiterte seinen geographischen Horizont beträchtlich und konnte einmal sogar die wissenschaftlichen Autoritäten korrigieren: Indem er nämlich das Kaspische Meer im Norden passierte, stellte er fest, dass es sich um ein Binnenmeer handeln musste. *Isidor von Sevilla* und all die mittelalterlichen Kartographen, die es für einen Meerbusen hielten, waren im Unrecht und durch die Empirie widerlegt. An der Pariser Universität hatte *Wilhelm* gelernt, dialektisch zu argumentieren und sich in Diskussionen zu behaupten. Das wiederum half ihm in den Gesprächen mit seinen Gastgebern. Höhepunkt seines Aufenthalts beim Großkhan war ein öffentliches Religionsgespräch, bei dem er zusammen mit nestorianischen Geistlichen die christliche Seite vertrat. »Sarazenen« (also Muslime) und »Götzenanbeter« (also Buddhisten) waren seine Gegner. Denn die mongolischen Herrscher hatten sich noch nicht entschieden, welchen Glauben sie bevorzugen sollten und hielten sich die verschiedenen Optionen offen. Angeblich gelang es *Wilhelm* durch seine geschickte Gesprächsführung, einen buddhistischen Priester bloßzustellen und die Muslime zum Lachen zu bringen. Er habe als Sieger das religiöse Streitgespräch beendet. Allerdings wissen wir nur durch *Wilhelms* Erzählung, dass es überhaupt stattfand und wie es verlief (*Chiesa* [Hrsg.] 2011, S. 248–256; *Reichert*, Quellen, S. 197, 264–271).

In den Nahen Osten zurückgekehrt, berichtete *Wilhelm* schriftlich über seine Reise. Sein Bericht enthält systematische Partien mit zahlreichen genauen Beobachtungen über die besuchten Länder und Völker und informiert gleichzeitig über die Erlebnisse des Autors, seine Eindrücke und sogar seine Gefühle. Das Buch gilt heute als bedeutendes kulturgeschichtliches Zeugnis von ungewohnter Offenheit und großer menschlicher Wärme. Im Mittelalter wurde es jedoch kaum beachtet. Nur wenige Handschriften sind erhalten geblieben. Seine Ver-



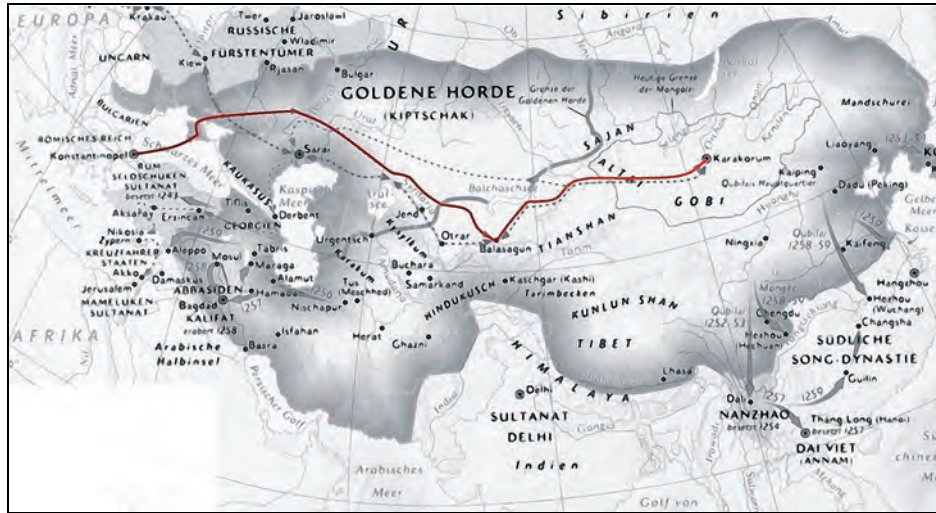


Abb. 3a: Reisewege in Asien: Wilhelm von Rubruk 1253–1255  
Entwurf: Folker Reichert

breitung war gering. Immerhin hat sich der englische Philosoph *Roger Bacon* in Paris mit *Wilhelm* unterhalten, dessen Werk studiert und Auszüge daraus (etwa zum Kaspischen Meer) für die geographischen Partien seines »*Opus Maius*« verwendet. Ansonsten aber bezeugt auch *Wilhelms* Bericht, dass die Qualität eines Buchs und sein Erfolg bei den Lesern oft in reziprokem Verhältnis zueinander stehen.

Ganz anders erging es *Marco Polo* (\* 1254–† 1324) mit seinem Buch. Seine Familie gehörte nicht zu den führenden Geschlechtern in Venedig, gelangte aber durch den Levantehandel zu Wohlstand und Ansehen. Noch bessere Aussichten eröffneten sich, als es *Marcos* Vater und Onkel, *Nicolò* und *Maffeo Polo*, gelang, über die innerasiatischen Verkehrswege an den Hof des Großkhans *Khubilai* (1260–1294) in Dadu/Khanbaliq (beim heutigen Peking) vorzudringen (*Rossabi* 1988). Sie waren die ersten europäischen Kaufleute, die eine direkte Handelsverbindung mit Ostasien herstellten, also wahrhafte Pioniere. Als sie ein zweites Mal dorthin aufbrachen, durfte der 17-jährige *Marco* sie begleiten. Anders als *Wilhelm von Rubruk* besaß er keine akademische Bildung, wohl aber Kenntnisse von den familiären Geschäften, ein gewisses sprachliches Talent und die Bereitschaft, ein abenteuerliches Leben zu führen. 17 Jahre blieben die drei *Polo* in China. Vater und Onkel gingen weiter ihren Geschäften nach. *Marco* nahm daran nicht teil. Vielmehr trat er in den Dienst des Großkhans und verstand sich als dessen loyalen Gefolgsmann. Wahrscheinlich gehörte er zur Schicht der *simuren* (*semuren*), fremdländischer Fachleute mit Sonderstatus, die gleich nach den herrschenden Mongolen rangierte und sich an deren Selbstverständnis und Lebensformen orientierte (*Reichert* 2014, S. 206f.).



Abb. 3b: Reisewege in Asien: Marco Polo 1271–1295  
Entwurf: Folker Reichert

Welchen Rang er bekleidete, wissen wir nicht. Seine eigenen Angaben sind nicht alle glaubwürdig, einige übertrieben. Aber er hatte Einblick in das Herrschaftssystem der Mongolen, wusste, wie das Reich verwaltet wurde, und kannte das höfische Leben in Khanbaliq aus langjähriger eigener Anschauung. Auf der Hinreise durchreiste er z.T. die gleichen Länder wie *Wilhelm von Rubruk*, außerdem Persien, den Hindukusch und schließlich Nordchina, dass in europäischen Texten als Cathay bezeichnet wurde (Abb. 3b). Da er sehr wahrscheinlich an der Eroberung Südhinas (1276–1278) mitwirkte, lernte er auch die urbanen Zentren nördlich und südlich des Yangzi kennen und erhielt einen Begriff von der chinesischen Zivilisation (Vogel 2013). Bis nach Japan reichte sein Blick, auch wenn er davon nur vom Hörensagen etwas wusste (Reichert 2014, S. 387–402). Als die drei *Polo* schließlich nach langen Jahren wieder nach Europa zurückkehrten, ergab es sich, dass sie die südliche Route über Südostasien, den Golf von Bengalen und den Indischen Ozean nehmen mussten. Auch über Champa (Vietnam), Ceylon und den indischen Subkontinent konnte *Marco* daher aus eigener Anschauung berichten.

Er tat es, indem er mit Hilfe eines ›Ghostwriters‹ ein Buch schrieb, das eine Beschreibung der Welt sein wollte, aber auch als Erzählung von einem abenteuerlichen Leben oder als Hommage an den Großkhan *Khubilai* gelesen werden konnte. Es machte Karriere, indem es verschiedensten Zwecken dienen konnte, von der literarischen Unterhaltung bis hin zur geographischen Unterrichtung und praktischen Unterweisung. Ungefähr 150 mittelalterliche Handschriften und zahlreiche Übersetzungen bezeugen seine weite Verbreitung (Reichert 1992; Gadrat-Ouerfelli 2015). Seit 1477 wurde es immer wieder gedruckt. *Kolumbus*

ließ sich dadurch zur Entdeckung Amerikas anregen, und *Goethe* schätzte die literarischen Qualitäten des Buchs (Reichert 2014, S. 213–230, 402–427). Der gegenwärtigen historischen Forschung ist es wichtig, weil es die Vorgeschichte der europäischen Expansion beleuchtet und umfassend transkulturelles Wissen, des Autors wie seiner Leser, bezeugt.

## 2 Fremdheit und Grenzüberschreitung

Nordöstlich der Halbinsel Krim, also dort, wo der Don ins Asowsche Meer fließt und nach der Vorstellung des Mittelalters die Kontinente Asien und Europa voneinander trennt, traf *Wilhelm von Rubruk* auf die ersten mongolischen Verbände. Er nannte sie mit einer ihrer Selbstbezeichnungen: Tataren. Doch in der Überlieferung seines Berichts wurden »Tartaren« daraus. Denn in Europa hielt man sie für Ausgeburten der Hölle und erinnerte sich an den Tartaros der Antike (Schmieder 1994). *Wilhelm* brachte seinen Eindruck auf den Begriff: Er fühlte sich in eine »andere Welt« (*aliud seculum*) versetzt (Chiesa [Hrsg.] 2011, S. 18, 48). Nichts schien ihm vertraut an ihren »Lebensweisen und Sitten« (*vita et mores*) der Mongolen, alles war ihm neu und unerhört: das Land, die Menschen, die Regeln, nach denen sie lebten. Ihr scheinbar zielloses Umherziehen »ohne bleibende Statt« (*nusquam habent manentem civitatem*), ihr Leben in fahrbaren, mit Filz umkleideten Zelten, fand er äußerst befremdlich, ihre fast ausschließlich tierische Nahrung nicht minder. Dass sich die Männer sinnlos betranken (wörtlich: »schändlich und gierig« / *turpiter et gulose* [ebd., S. 26]), konnte er noch hinnehmen. Aber dass auch die Frauen an den ausufernden Zechgelagen teilnahmen, machte ihm sichtlich zu schaffen. Er hielt sie allesamt für Barbaren. Vielleicht hätte er sich über das eine oder andere sofort Klarheit verschaffen können. Aber die sprachliche Kommunikation war ausgesprochen schwierig. Der Dolmetscher, den er mitgebracht hatte, versagte regelmäßig.

Aber *Wilhelm* war nicht nur ein gebildeter, sondern auch ein lernfähiger Mann. Er lernte, dass die Mongolen denn doch nicht so schrecklich waren, wie sie ihm zunächst vorkamen. Er lernte, mit der Zudringlichkeit und Neugier seiner Gastgeber umzugehen, und er begriff, dass nicht nur er von ihnen, sondern auch sie von ihm befremdet sein mussten. Für beide Seiten nämlich war das Aufeinandertreffen eine Herausforderung. Die erste mongolische Frau, die er zu Gesicht bekam, hat *Wilhelm* völlig verschreckt: »Ihr fehlte fast die ganze Nase. Dafür hatte sie die betreffende Stelle und auch ihre Augenbrauen mit irgendeiner schwarzen Salbe beschmiert – für unsere Augen ein grässlicher Anblick«, *turpissimum in oculis nostris* (Chiesa [Hrsg.] 2011, S. 52). Aber mit der Zeit gewöhnte er sich daran, dass Ost- und Zentralasiaten eben kleinere Nasen als die Europäer besitzen. Bis heute werden wir daher in China als »Langnasen« (*dabizi*) bezeichnet. Und von einigen mongolischen Frauen wurde *Wilhelm* unterstützt und gefördert, weil sie dem nestorianischen Christentum anhängen. Bei *Coca*, der Ehefrau des Großkhans durfte er sogar etwas Mongolisch lernen, was dazu führte, dass er wenigstens mitbekam, dass sein Dolmetscher alles falsch übersetzte.

Auch die Lebensweise der Mongolen lernte *Wilhelm* allmählich zu schätzen, sogar ihre Speisen und Getränke. Das ist schon deshalb bemerkenswert, weil – nach *Michel de Montaigne* – der Magen bekanntlich derjenige ist, der die Fremde als Letzter begreift. Aber *Wilhelm* scheint sich bald in sein Schicksal gefügt zu haben. Während andere Reisende vor und nach ihm noch lange mit den ihnen vorgesetzten Speisen haderten, fand *Wilhelm* die mongolischen Pferdewürste am Ende viel schmackhafter als die heimischen Schweinswürste. Kumys, d.i. vergorene Stutenmilch, wollte er zunächst nur dann trinken, wenn es nichts anderes gab. Aber mit der Zeit fand er Geschmack an ihr: »Wie Traubenwein prickelt sie auf der Zunge, hinterlässt einen Geschmack wie Mandelmilch und weckt im Inneren des Menschen ein Wohlbehagen« (*Chiesa* [Hrsg.] 2011, S. 30). Als ihm auf der Rückreise höflichkeitshalber Traubenwein statt Kumys angeboten wurde, bedauerte er die Entscheidung seiner Gastgeber. Denn gerade für einen hungrigen Gast sei Stutenmilch viel bekömmlicher, also nahrhafter. Nur mit dem Zechen ohne Maß und ohne Ziel mochte er sich nicht anfreunden.

*Wilhelm* lernte schließlich auch, seine Rolle zu finden, nämlich seine Rolle als Gesandter oder allgemeiner gesprochen: als Repräsentant des französischen Königs, wenn nicht der Christen überhaupt. Das bedeutete, dass er nicht allzu abgerissen auftreten durfte und Geschenke mitbringen musste, die sich vorzeigen ließen. Da er den Franziskanern, einem Bettelorden, angehörte, fiel ihm beides sehr schwer. Auf Anraten kundiger Kaufleute hatte er Obst, Wein und Zwieback Gastgeschenke eingepackt. Aber damit machte er schon bei kleinen Herren keinen Eindruck, noch weniger bei den größeren Khanen, schon gar nicht beim Großkhan in Karakorum. Immer peinlicher wurde ihm die Rolle des Gesandten, die man ihm zuschrieb. Lieber wäre es ihm gewesen, wenn man ihn als Missionar oder Seelsorger angesehen hätte. Trotz allem wurde er am Ende seines Aufenthalts zu einer Audienz beim Großkhan *Möngke* vorgelassen, bei dem dieser ihm sein Verständnis von Religion erklärte. Das Gespräch verlief ruhig und ernsthaft, wechselseitiger Respekt ist mit Händen zu greifen. Und indem *Wilhelm* seinen Lesern davon erzählte, schlug er ihnen vor, der mongolischen Kultur mit Aufgeschlossenheit und Interesse zu begegnen. Er hätte sich vorstellen können, ganz bei den Mongolen zu bleiben oder nach Erledigung seines Auftrags zu ihnen zurückzukehren. Dazu kam es wohl nicht. Irgendwo in Westeuropa verliert sich *Wilhelms* Spur. Doch alles, was er von seinen Erlebnissen berichtete, kann als frühes Beispiel teilnehmender Beobachtung, als frühe Ethnographie verstanden werden (*Khanmohamadi* 2008).

Anders *Marco Polo*: Er verbrachte nicht nur ein Jahr, sondern deren siebzehn in Ostasien; er lernte nicht nur die zentralasiatischen Steppen kennen, sondern auch das mongolische China, das Zentralkhanat, das dem Großkhan direkt unterstand. Er überquerte nicht eine kulturelle Grenze, um sie alsbald wieder in der entgegengesetzten Richtung zu überschreiten, sondern er lebte unter den Mongolen, bekleidete eine Funktion bei ihnen und identifizierte sich mit ihren Vorstellungen und Lebensweisen, also mit ihrer Kultur. *Wilhelm* war kultureller Grenzgänger; *Marco* übertraf ihn. Man muss ihn als akkulturierten Mongolen und (zeitweiligen) kulturellen Überläufer betrachten.

Das äußerte sich zum Beispiel darin, dass er jene Sprachen und Schriftsysteme erlernte, auf die es unter mongolischer Herrschaft ankam: Mongolisch, Persisch, die uigurische Schrift und die sogenannte Phagspa- oder Quadratschrift, die sich ein tibetischer Lama für *Khubilai* ausgedacht hatte. Die Sprache und Schrift der Chinesen dagegen beherrschte er nicht. Auch darin folgte er dem Beispiel des Großkhans, dem er zeitlebens die Treue hielt. Er kannte sich aus mit der Religion der Mongolen, ihren Sitten, Festen und Rechtsbräuchen. An ihren Gelagen nahm er nicht teil, weil ihm keine andere Wahl blieb, sondern weil er das gern tat. Wenn es zutrifft, dass damals der Alkoholkonsum ein »nationales Laster« der Mongolen darstellte (*Olschki* 1960, S. 402), dann war *Marco Polo* ein Trinker mit ihnen.

Das alles wissen wir aus dem Buch, das er hinterließ. Es verströmt nicht die gleiche menschliche Wärme wie *Wilhelms von Rubruk* sehr persönlicher Bericht, sondern lässt alles Menschliche hinter dem zuweilen ermüdenden Bemühen um Systematik und Vollständigkeit zurücktreten. Doch immer lässt es erkennen, dass der Verfasser sich auskannte und auf welch reichen Erfahrungen seine Kenntnisse beruhten. Sein kulturelles Grenzgänger-, ja Überläufertum lässt sich als eine Verbindung von Gruppenidentität (gegenüber den Mongolen und der Hofgesellschaft) und Herrscherloyalität (gegenüber *Khubilai*) beschreiben (*Reichert* 2014, S. 199–212).

Noch deutlicher werden *Marco Polos* Bindungen an die mongolische Kultur (und sogar deren emotionale Seite), wenn man zwei Texte hinzuzieht, die ihn in seinen letzten Lebensjahren zeigen: sein Testament vom Januar 1324 sowie ein Inventar, das Jahre nach seinem Tod entstand und die von ihm hinterlassenen Besitztümer verzeichnet (*Moule u. Pelliot* 1938, 1, S. 539–541, 554–558; *Plebani* 2019). Beide Texte haben gegenüber seiner Reise- bzw. Weltbeschreibung den entscheidenden Vorteil, dass sie *Marco Polos* Leben nicht beschreiben, sondern dokumentieren und dadurch ganz persönliche Einblicke ermöglichen. Das Testament entstand auf dem Sterbebett und spiegelt, wie der Sterbende um sein Seelenheil rang. Dazu gehörte, dass er seinem tatarischen Sklaven *Petrus* (*Pietro, de genere Tartarorum*) in die Freiheit entließ. Wahrscheinlich hatte er ihn aus Ostasien mitgebracht und seitdem täglichen Umgang, auch sprachlicher Art, mit ihm gehabt. Und ebenso erinnerte ihn der Inhalt seiner Truhen und Kisten an sein Leben in Nordchina. Das Verzeichnis wurde angelegt, als sich die Erben um *Marcos* Nachlass stritten. Es zeigt, was von seinen Besitztümern ihm so wichtig war, dass er es jahrzehntelang aufhob, obwohl es keinen übermäßigen materiellen Wert besaß.

Dazu gehörten:

- mehrere silberbeschlagene Gürtel, die nach *Leonardo Olschki* die Aufgabe hatten, den Rang eines mongolischen Kriegers anzuzeigen (*Olschki* 1960, S. 105f.);
- eine sogenannte *boghtagh* (*boythaγ*) mit Edelsteinen und Perlen (*bochta una d'oro con pie[t]re e perle*): Dabei handelte es sich um den Kopfschmuck, den hochgestellte mongolische Damen bei Festen und anderen repräsentativen Anlässen trugen: ein Gerüst, bestehend aus Bambus, Rinde, Filz, darüber



Seide, Perlen, Fasanenfedern, das bis zu 2 Metern in die Höhe ragen konnte (Abb. 4). Ein anderer Besucher fühlte sich an einen menschlichen Fuß erinnert, woraus einer seiner Leser schloss, dadurch werde die Herrschaft des Mannes über die Frau symbolisiert. Weshalb *Marco Polo* ein Exemplar nach Venedig mitbrachte, ob er es als exotisches Mitbringsel betrachtete oder gar eine romantische Erinnerung damit verband, wissen wir nicht.

- Eine sogenannte Paiza, im Inventar als *tola una d'oro di comandamento* (»ein Stück vergoldetes Eisenblech zu Befehlszwecken«) bezeichnet. Dabei handelte es sich um eine vergoldete oder versilberte Tafel, die als eine Art Geleitbrief oder Reisepass im riesigen mongolischen Reich diente (Abb. 5). Die Inschrift in Quadrat- bzw. Phagspa-Schrift besagte, dass der Inhaber ein Gesandter des Khans sei und unter dessen Schutz stehe: »Durch die Kraft des ewigen Himmels! Der Name des Khans sei geheiligt! Wer keine Ehrerbietung zeigt, soll schuldig sein und sterben!« (Dschingis Khan 2005, S. 29). Man kann sie mit der »*Invocatio nominis imperatoris*« im sizilischen Reich *Friedrichs II.* vergleichen. Auch dadurch wurde Sicherheit garantiert, Nichtbeachtung als Angriff auf den Kaiser selbst interpretiert (als ein *crimen laesae maiestatis*) und unter strengste Strafe gestellt. *Khubilais* vergoldete Tafel brachte die *Pax Mongolica* sichtbar zum Ausdruck. *Marco Polo*, seinem Vater und seinem Onkel, half sie, heil nach Venedig zurückzukehren. Danach hatte sie keine Funktion mehr.



Abb. 4: *Khubilais* Ehefrau mit charakteristischem Kopfschmuck  
Aus: Dschingis Khan 2005



Abb. 5: Zwei Paizas mit Inschrift in Quadratschrift  
Aus: Dschingis Khan 2005

In Venedig, also in den letzten 30 Jahren von *Marco Polos* ereignisreichem Leben, dienten all diese Dinge keinen praktischen Zwecken, sondern nur noch als Erinnerungsstücke, als Souvenirs, wenn man so will. Wann immer der wohlhabende Rentier in seine Truhen griff und eines dieser Stücke in die Hand nahm, durfte er sich an jene glorreiche Zeit erinnert fühlen, als er am Hof des Großkhans lebte und als assimilierter Ausländer und akkultrierter Mongole das mongolische Herrschaftssystem mittrug.

### 3 Begegnungen mit China

*Wilhelm von Rubruk* und *Marco Polo* haben sich beide, wenn auch in unterschiedlicher Weise, der mongolischen Kultur angenähert und dabei Grenzen überschritten. Und sie haben beide, wiederum in unterschiedlicher Weise, über eine zweite kulturelle Grenze geblickt, nämlich die Grenze zwischen der mongolischen Kultur und der chinesischen Welt.

Für *Wilhelm von Rubruk* blieb es bei ersten Eindrücken. Sie waren oberflächlich, setzten sich aus wenigen Informationen zusammen und bestätigten ihm aufs Neue, dass er in eine »andere Welt« geraten war, eine Welt, die über den von ihm mit so viel Mühe durchreisten Raum weit hinausreichte. Man erzählte ihm, dass es ein Land gebe, Groß-Cathay genannt, in dem die besten Seidenstoffe hergestellt würden. Er identifizierte es mit dem Land der Serer, die er von den antiken Autoren und mittelalterlichen Enzyklopädiern her kannte. Wie gesagt: *Wilhelm* war ein gebildeter Mann. Jenes Land bestehe aus zahlreichen Provinzen und habe sich bislang erfolgreich gegen die Mongolen gewehrt. Das sprach für seine Bedeutung. Die Hauptstadt werde von silbernen Mauern und goldenen Vorwerken umgeben. Das sprach für ihren Reichtum. Bestimmte Farbstoffe würden die Bewohner auf ganz merkwürdige Weise gewinnen. Das sprach für ihr Geschick. Doch Genaueres erfuhr *Wilhelm* nicht, und er wollte auch nicht alles glauben, was man ihm erzählte.

Immerhin hatte er mehrfach Gelegenheit, Gespräche mit Chinesen zu führen und das eine oder andere aus ihrer Lebenswelt in Augenschein zu nehmen. Denn in Karakorum lebten chinesische Handwerker und Ärzte, und der buddhistische Priester, mit dem er vor dem Großkhan um den wahren Glauben stritt, war ebenfalls ein Chinese. *Wilhelm* stellte daher fest, dass die Leute aus Cathay klein von Gestalt seien, schmale Augenöffnungen und eine nasale Aussprache hätten. Sie seien die besten Handwerker in jedem Gewerbe, und die Ärzte hätten sich auf die Verabreichung von Heilkräutern sowie die Beurteilung des Pulsschlags spezialisiert; von der Urinbeschau, in der europäischen Medizin so wichtig, verstünden sie allerdings gar nichts. *Wilhelm* registrierte, dass man in China mit Papiergeld bezahlte, er konnte aber nicht zwischen chinesischem und mongolischem unterscheiden. Immerhin bemerkte er, dass die Leute aus Cathay eine eigene Schrift besaßen, die den Mongolen fremd blieb: »Sie schreiben mit einem Pinsel, wie es die Maler tun, und zeichnen in ein Bild mehrere Buchstaben, die eine Aussage ergeben.« *Wilhelm von Rubruk* war somit der erste Europäer, der – mehr oder weniger erfolgreich – die chinesische Bilderschrift zu beschreiben versuchte (*Guglielmo de Rubruk, Chiesa* [Hrsg.] 2011, S. 130–132, 198–200).



*Marco Polo* hatte viel länger Gelegenheit, die chinesische Zivilisation zu beobachten und sich in ihre Eigenart zu vertiefen. Er erzählte reichlich, aber keineswegs erschöpfend und auch nicht immer kundig von ihr. Doch bevor man die alte Vermutung wiederbelebt, er sei gar nicht in China gewesen, denn sonst hätte er die Große Mauer, den chinesischen Tee, die chinesische Schrift, die gebundenen Füße der Frauen und andere Wesenszüge der chinesischen Zivilisation nicht übersehen dürfen; bevor man also ein immer wieder gebrauchtes *argumentum e silentio* reproduziert (Wood 1995), sollte man bedenken, dass er sich als Mitglied der Hofgesellschaft, als Gefolgsmann *Khubilais* und als ausländischer Experte (*simuren*) an der Kultur der mongolischen Herrschicht, nicht aber an der Lebensweise der unterworfenen Chinesen orientierte. Das ist der Grund, weshalb er vieles nicht einmal erwähnte, was wir für grundlegend und unverzichtbar halten möchten: Die Große Mauer hatte für die Mongolen keine Bedeutung, Tee trank *Marco* nicht, die Schrift gebrauchte er nicht. Die gebundenen Füße der Frauen und Mädchen beschrieb er in der Tat nicht, aber deren Folgen: den unsicheren Gang und die zerbrechliche Erscheinung sehr wohl. Denn das gefiel ihm (*Polo* 1983, S. 219f.). Er betrachtete die chinesische Zivilisation immer aus der mongolischen Perspektive, also von oben und von außen, immer mit einer gewissen Distanz.

Das schloss Faszination nicht aus. Von der Steppe aus gesehen, waren die chinesischen Städte und Dörfer von jeher ein lohnendes Ziel. Die Mongolen waren nicht die ersten, die in das Reich einfielen, Beute machten und ganze Landstriche in Besitz nahmen. Aber sie waren das erste Steppenvolk, dem es gelang, den reichen Norden wie den noch reicheren Süden, das alte Zentrum wie die neue zivilisatorische Mitte zu unterwerfen. *Marco Polo* nahm daran teil. Man muss nur seine Beschreibungen der Riesenstadt Quinsai (d.i. das heutige Hangzhou), des Hafens Zaitun (das heutige Quanzhou) oder der Porzellanherstellung im südostchinesischen Jingdezhen lesen, um ermessen zu können, wie sehr ihn Reichtum, Urbanität und Raffinement der chinesischen Welt beeindruckten (*Polo* 1983, S. 244–257, 268–272). Ein prächtiges Bauwerk wie die später so genannte »*Marco-Polo-Brücke*« (in Wirklichkeit hieß und heißt sie Lugou-Qiao: »*Brücke über den Schwarzen Festungsgraben*« [Abb. 6]) schilderte er mit so begeisterten Worten,



Abb. 6: »*Marco-Polo-Brücke*« bei Peking  
Wikimedia Commons

dass ihm die Beschreibung geradezu aus dem Ruder lief: Sie besteht nämlich nicht aus 300 Bögen, wie er meinte, sondern nur aus 13 und wird auch nicht von 6 000 Löwenfiguren geziert, sondern nur von 350 (Polo 1983, S. 169). Er übertrieb ein wenig, um den Rang des Bauwerks hervorzuheben und die Leistung der Baumeister wie der Steinmetze ins rechte Licht setzen zu können. Seine Leser glaubten es ihm, weil der Osten Asiens im mittelalterlichen Weltbild von jeher als eine Weltgegend voller natürlicher und menschlicher Wunder (*mirabilia*) betrachtet wurde. Man konnte gar nicht genug davon bekommen und gierte nach immer neuen Erzählungen dieser Art. *Marco Polos* Buch wurde daher auch als »*Buch der Wunder*« (*Livre des merveilles*) bezeichnet. Dazu zählten die dicht besiedelte chinesische Landschaft, die Vielzahl der Städte, der Kaiserkanal zwischen Khanbaliq und dem Yangzi, schwarze Steine, die brannten, oder auch Wein, der nicht aus Trauben, sondern aus Reis hergestellt wurde und warm getrunken sofort in den Kopf stieg. Dass *Marco Polo* Letzteres sichtlich schätzte, war ein mongolischer Standpunkt. Nur die Illustratoren seines Buchs hatten größte Mühe, die Wunder so sinnfällig zur Anschauung zu bringen, dass sie ohne weitere Erklärungen verstanden werden konnten (Abb. 7).

Gleichzeitig schaute *Marco Polo* auf die Chinesen herab. Er bewunderte ihre kulturellen Leistungen, aber verachtete sie wegen ihrer militärischen Schwäche: »*Kriegführen war ihre Sache nicht.*« Der letzte Kaiser von Song-China, angeblich »*Facfur*« geheißen (in Wirklichkeit handelt es sich um die persische Wiedergabe



Abb. 7: *De la maniere du vin que ceulx du Catay boivent: warmer Reiswein in Cathay, vom europäischen Illustrator als Rotwein wiedergegeben*  
 Aus: Ménard 2009

des kaiserlichen Titels: *Pelliot* 1959–1973, S. 652–661), war auch für *Marco Polo* ein milder und großzügiger Herrscher, aber kriegstüchtig war er nicht. Hätte er sich weniger mit schönen Frauen abgegeben und stattdessen seine Untertanen »gelehrt, mit Waffen umzugehen, niemals hätten sie ihr Land verloren« (*Polo* 1983, S. 226f.). So aber hatten sie selbst Schuld an ihrem Schicksal. Auch das war ein sehr mongolischer Standpunkt.

#### Zusammenfassung

Sowohl *Wilhelm von Rubruk* als auch *Marco Polo* erlebten und überschritten Grenzen zwischen weit auseinander liegenden Kulturen. Mit der alltäglichen Anpassung an mongolische Normen, Werte, Regeln praktizierten sie eine habituelle Grenzüberschreitung, die wir als Akkulturation von unterschiedlicher Reichweite verstehen können. Bei *Marco Polo* dauerte sie so lange, dass man ihn als kulturellen Überläufer bezeichnen kann. Damit war eine geographische und kulturelle Horizonterweiterung weit nach Osten verbunden: nach Zentralasien, China und sogar bis nach Japan. Die Leser seines Buchs konnten später daran teilhaben. Das heißt nicht, dass *Marco Polos* Selbstverständnis keine Grenzen gekannt hätte. Gegenüber Venedig, Italien und der Levante hegte er heimatliche Gefühle. Das mongolische Großreich nahm er als akkultrierter Mongole in den Blick. Das Khanat China erlebte er als unmittelbaren Herrschaftsraum seines verehrten Herrn, und es war auch sein eigener Aktionsraum. Der chinesischen Kultur jedoch stand er distanziert, als bloßer, wenn auch sehr interessierter Beobachter gegenüber. Gerade weil er sich mit den Mongolen und deren Fremdherrschaft in China identifizierte, musste er gegenüber den unterworfenen Chinesen auf Abstand und Abgrenzung achten. Grenzüberschreitung und Grenzziehung liegen in der Person *Marco Polos* sehr nahe beieinander.

## Summary

*Wilhelm von Rubruk and Marco Polo*

Cultural cross-border commuting in the 13<sup>th</sup> century

Both *Wilhelm von Rubruk* and *Marco Polo* experienced and crossed borders between widely divergent cultures. By adapting to Mongolian norms, values and rules on a daily basis, they practiced a habitual transgression of boundaries, which we can understand as acculturation of varying scope. With *Marco Polo* it lasted so long that you can call him a cultural defector. This was connected with a geographical and cultural expansion of horizons far to the east: to Central Asia, China and even as far as Japan. The readers of his book could later participate.

That does not mean that *Marco Polo*'s self-image had no limits. He harboured a sense of home towards Venice, Italy and the Levant. He focused on the Mongolian Empire as an acculturated Mongol. He experienced the Khanate of China as the immediate domain of his revered master, and it was also his own sphere of activity. However, he had a distanced attitude towards Chinese culture and he was a mere, even though very interested, observer. Precisely because he identified with the Mongols and their foreign rule in China, he kept his distance and paid attention to demarcation from the subjugated Chinese. In *Marco Polo* one will find the person, who on the one hand crosses borders and on the other hand a person, who draws borders.

## Literatur

- Abu-Lughod, Janet L. (1989):* Before European hegemony. The world system A.D. 1250–1350. – Oxford.
- Behrens, Thomas (2017):* Ein gescheiterter interkultureller Vermittler? Wilhelm von Rubruks Reise zu den Mongolen 1253–1255. – In: Frühmittelalterliche Studien 51, S. 193–266.
- Chiesa, Paolo [Hrsg.] (2011):* Guglielmo di Rubruk. Viaggio in Mongolia (Itinerarium). – Rom.
- Dschingis Khan und seine Erben. Das Weltreich der Mongolen. – Bonn 2005.
- Gadrat-Ouerfelli, Christine (2015):* Lire Marco Polo au moyen âge. Traduction, diffusion et réception du devisement du monde. – Turnhout.
- Harley, J.B. and Woodward, David (1987):* Cartography in prehistoric, ancient, and medieval Europe and the Mediterranean. – Chicago and London (The History of Cartography, I).
- Khanmohamadi, Sh. (2008):* The look of medieval ethnography: William of Rubruck's mission to Mongolia. – In: New Medieval Literatures 10, S. 87–114.
- Ménard, Philippe (2009):* Marco Polo. Die Geschichte einer legendären Reise. – Darmstadt.
- Moule, A.C. u. Pelliot, Paul (1938):* Marco Polo. The description of the world, 2 Bde. – London.

- O'Doherty, Marianne (2013):* The Indies and the Medieval West: Thought, report, imagination. – Turnhout.
- Olschki, Leonardo (1960):* Marco Polo's Asia. An introduction to his "description of the world" called "il Milione". – Berkeley and Los Angeles.
- Osterhammel, Jürgen (1995):* Kulturelle Grenzen in der Expansion Europas. – In: Saeculum 46, S. 101–138.
- Pelliot, Paul (1959–1973):* Notes on Marco Polo, 3 Bde. – Paris.
- Plebani, Tiziana [Hrsg.] (2019):* Il testamento di Marco Polo. Il documento, la storia, il contesto. – Milano.
- Polo, Marco (1982):* Il Milione – Die Wunder der Welt, übersetzt von *Elise Guignard*. – Zürich.
- Reichert, Folker (1992):* Begegnungen mit China. Die Entdeckung Ostasiens im Mittelalter. – Sigmaringen.
- Reichert, Folker (2001):* Erfahrung der Welt. Reisen und Kulturbegegnung im späten Mittelalter. – Stuttgart.
- Reichert, Folker [Hrsg.] (2009):* Quellen zur Geschichte des Reisens im Spätmittelalter. – Darmstadt.
- Reichert, Folker (2013):* Das Bild der Welt im Mittelalter. – Darmstadt.
- Reichert, Folker (2014):* Asien und Europa im Mittelalter. Studien zur Geschichte des Reisens. – Göttingen.
- Reichert, Folker (2021):* Wilhelm von Rubruk. – In: Neue Deutsche Biographie 28.
- Rossabi, Morris (1988):* Khublai Khan. His life and times. – Berkeley, Los Angeles and London.
- Schmieder, Felicitas (1994):* Europa und die Fremden. Die Mongolen im Urteil des Abendlandes vom 13. bis in das 15. Jahrhundert. – Sigmaringen.
- Weatherford, Jack (2004):* Genghis Khan and the making of the modern world. – New York.
- Weiers, Michael (2004):* Geschichte der Mongolen. – Stuttgart.
- Vogel, Hans Ulrich (2013):* Marco Polo was in China. New evidence from currencies, salts and revenues. – Leiden.
- Wood, Frances (1995):* Did Marco Polo go to China? – London.



François Genton

## Heimatlied und Grenzregionen, ein komplexes Beziehungsgeflecht<sup>1</sup>

Der vorliegende, aus einem Vortrag hervorgegangene Text gliedert sich in drei Teile. Zunächst soll aufgezeigt werden, wie sich das Heimatlied im Allgemeinen vom 19. Jahrhundert – das zwar nicht die Epoche seiner Entstehung, aber doch die seiner großen Blüte war – bis heute entwickelt hat. Im Kontext der vielfältigen Nationsbildung in Europa formt sich nach und nach ein System von Heimat- und Nationalliedern, die ›von oben‹ dazu bestimmt sind, die vorhandenen oder ›werdenden‹ Nationalstaaten zu festigen – und die ›von unten‹ in einer Zeit wachsender Mobilität und Sehnsucht nach Stabilität gern angenommen werden. Die Grundtendenz dieser Heimatlieder unterscheidet sich freilich je nach Nation, so dass in den hier untersuchten Gebieten – Großbritannien, Deutschland, Frankreich und die Vereinigten Staaten von Amerika – vier bzw. drei Grundkategorien unterschieden werden müssen. Im zweiten Teil wird am Beispiel von Grenzregionen, namentlich dem Elsass und dem 1871 annektierten Teil Lothringens, gezeigt, wie die Nationen und die in ihnen aktiven Institutionen (Schule, Kirche) anhand der zwei miteinander verwobenen Gattungen National- und Heimatlied umgehen bzw. wie sich diese zwei Gattungen bis 1945 entwickeln. Im dritten und letzten Teil wird auf das neue Heimatlied in dem nach 1945 einsetzenden Zivilisationsprozess von ›oben‹ und ›unten‹ in Deutschland und Frankreich sowie in den genannten Grenzregionen eingegangen.

### 1 Vier bzw. drei Kategorien des Heimatliedes

Heimat ist ein großes und anscheinend unerschöpfliches Thema in Deutschland – davon zeugen Presseartikel und viele andere, sehr verschiedene Publikationskategorien, vom Groschenheft zum ambitionierten Essay über Werke der wissenschaftlichen Literatur. Ja, es entsteht für den außenstehenden Beobachter geradezu der Eindruck, dass dieses Thema sich im deutschsprachigen Raum in den verschiedensten Zusammenhängen aufdrängt, wenn einem nichts anderes mehr einfällt. Heimat ist tatsächlich ein sehr deutsches Wort, das als unübersetzbar gilt

---

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 46. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Saarbrücken, 21.–24. September 2019) gehalten wurde.



und von dem es heißt, dass es in anderen Sprachen kein richtiges Pendant haben kann. Diese Behauptung ist durchaus fragwürdig, und *Hermann Bausinger* (2009, S. 72) hat zu Recht behauptet, dass die These von der ›Unübersetzbarkeit‹ auf die Unterstellung hinauslaufe, dass anderswo [als in Deutschland, FG] »die Menschen keine besonders innige Beziehung zu dem Ort, an dem sie aufgewachsen sind«, entwickeln. »Das trifft sicher nicht zu«, schließt hier *Hermann Bausinger*. Hier wird implizit davor gewarnt, Heimatliebe als ein deutsches Monopol zu betrachten, das Nichtdeutsche – oder wie die Engländer bei Krockettspielen zu sagen pflegen: ›The Rest of the World‹ – dazu verurteilt, kein so inniges Verhältnis zum Ort ihres Ursprungs zu hegen wie ›die‹ Deutschen – wenn sie überhaupt eines hegen. Dies ist freilich absurd, und es bedarf hier keiner weiteren Argumentation, um die Eigentümlichkeit des Heimatbegriffs auf den spezifisch historischen und ideologischen Hintergrund der deutschsprachigen Territorien zurückzuführen und keineswegs auf eine besonders intensive und innige Qualität der Beziehung der Bewohner dieser Territorien zu ihrer ›Heimat‹. Dies gilt übrigens auch andersherum – es sei hier erlaubt, schon am Anfang dieser Überlegungen diesen Schluss zu formulieren – für eine vorschnelle Verurteilung des Begriffs ›Heimat‹ als völkischer Begriff. Heimatverbundenheit ist eine so gut wie universale Gegebenheit menschlicher Existenz. Auch wenn sie je nach den verschiedenen Zeit- und Ortsumständen eine eigene Qualität hat und manchmal dazu missbraucht wurde, andere und oft sehr negative Ziele durchzusetzen, so stellt sie an sich – in Deutschland und anderswo – an sich nichts Negatives dar, ganz im Gegenteil. So gut wie alle Menschen haben eine besondere, meist positive Beziehung zum Ort ihrer Kindheit. So hat zum Beispiel *Immanuel Kant* 1798 die ursprünglich schweizerische Soldatenkrankheit ›Heimweh‹ als Sehnsucht nach der Sorglosigkeit der Kindheit interpretiert (*Kant* 1964, S. 481). Wer sich aber mit seiner Heimat nicht besonders verbunden fühlt, wird oft den Verdacht wecken, dies sei auf eine nicht besonders glückliche Kindheit zurückzuführen. In dieser Hinsicht mögen sich Begriffe wie ›pays‹, ›patrie‹, ›petite patrie‹ im Französischen oder ›Home‹, ›Homeland‹ im Englischen vom deutschen Begriff ›Heimat‹ dadurch unterscheiden, dass sie vielleicht etwas unschärfer, ungenauer sind, aber die Heimatverbundenheit französisch- und englischsprachiger Menschen bzw. deren eventuelle Sehnsucht nach der Kindheit oder der Jugendzeit kann deswegen keineswegs in Frage gestellt werden.

Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts gedeihen in vielen Künsten Kategorisierungen, die das Präfix Heimat haben. In chronologischer Hinsicht scheint sich das Wort ›Heimatkunst‹ bereits vor der Mitte des 19. Jahrhunderts als erstes durchgesetzt zu haben. Die sich nach 1850 ständig vermehrenden Romane, die auch oft schon im Titel von der Heimat handeln, werden gegen Ende des Jahrhunderts zunehmend als Heimatromane bezeichnet, eine Untergattung, für die es heute noch Verlage gibt. Die Geschichte des deutschsprachigen Films ist, ohne die Unterkategorie des ›Heimatfilms‹ nicht zu verstehen, die zunächst – bereits vor dem Ersten Weltkrieg – Werke beliebter ›Heimatliteratur‹ verfilmte, wie zum Beispiel 1912 *Adolf Gärtners* Film »Die Hochzeit von Valeni« nach *Ludwig Ganghofers* und *Marco Brociners* Trauerspiel aus dem Jahr 1889.

Die Unterkategorie Heimatlied erscheint, wie der Begriff Heimatkunst, zaghaft vor der Mitte des 19. Jahrhunderts, was keineswegs bedeutet, dass zu dieser Zeit Liederkomponisten und -texter sich nicht für das Thema Heimat interessierten. Ganz im Gegenteil. Heimatlieder thematisieren die Heimat als Ort der Schönheit und oft als Ort, den man zeitweise verlassen muss und nach dem man sich schon sehnt, oft, bevor man ihn überhaupt verlassen hat. In diesem Sinn unterscheidet sich die Heimat von in politischer Hinsicht ›höheren‹ Begriffen wie ›Vaterland‹ (›fatherland‹, ›patrie‹). Heimat ist an sich unpolitisch, es ist die gewohnte Umgebung, zuallererst das Begriffspaar Familie-Territorium (das Haus, das Dorf, die Stadt, die Landschaft, die Kirche, der Kirchhof usw.), dann die Bekannten und die Freunde, die geteilten Freuden und Pflichten, die Mundart. Der Staat (das Vaterland) bezieht zwar die Heimat mit ein, trennt aber auch von der Heimat durch Wehrdienst, Krieg, Studium und Karriere, politische Willkür – und, im 19. Jahrhundert ein brennendes Thema, die wirtschaftliche Not, die vielleicht nicht nur auf den Staat zurückgeht und zur Auswanderung zwingt. So entsteht eine Liederlandschaft, die uns zum Teil noch umgibt. Die alten geistlichen und profanen Lieder haben sich thematisch erhalten und weiterentwickelt, hinzu sind patriotische ›Nationallieder‹ gekommen, die erst im 19. Jahrhundert bzw. – was die Allermeisten betrifft – im 20. Jahrhundert vom Staat als solche deklariert wurden. Diese Nationallieder werden gleichsam ›ergänzt‹ von Liedern, die das Lokale, die engere Heimat besingen. Diese Nationallieder sind vor 1914 in Europa sehr oft monarchische Hymnen: Es sei hier daran erinnert, dass Briten und Deutsche im Ersten Weltkrieg ihre Fürsten mit derselben Melodie besangen, denn »*Heil dir im Siegerkranz*« war – es sei dieses anachronistische Wort erlaubt – eine Kontrafaktur auf »*God Save the King*«.

Um anhand von ›Klassikern‹ des Heimatliedes im 19. Jahrhundert vier bzw. drei Grundkategorien zu beschreiben, wird auf einen Text aus dem Jahr 2016 Bezug genommen (*Genton* 2016, S. 371–380). Das erste klassische Heimatlied ist ›Home, Sweet Home‹, die Arie der Oper »*Clari, or the Maid of Milan*« (1823). Der Komponist *Henry Bishop* ist Londoner, der Texter, *Howard Payne* New Yorker. Die Arie wurde zu einem in der ganzen angelsächsischen Welt und sogar in anderen Teilen der Welt sehr populären Lied. Die Heimat beschränkt sich hier auf das bescheidene Familienhaus, vor dem in einer italienischen Weinbaulandschaft die Mutter auf das verlorene Kind wartet. ›Home‹ ist die ›Minimalheimat‹ – das Haus, die Mutter –, die doch mehr wert ist als irgendein Palast mit seinem Luxus. Diese trotz des südeuropäischen Rahmens der Oper angelsächsische Heimat, die neben Sprüchen wie »*Time is money*« in viele andere Kulturen als geflügeltes Wort Eingang gefunden hat, ist ein Beweis dafür, dass Heimat vielleicht ein deutsches Wort ist, aber kein nur deutscher Gegenstand affektgeladener Aufmerksamkeit. Dadurch, dass hier das ›Nationale‹ völlig fehlt – außer allerdings der englischen, auch hier im Grunde ›unübersetzbaren‹ Sprache –, eignet sich dieses Lied sehr gut dazu, dieses ›Nationale‹ eben zu ergänzen. So war dieses Lied eines der Lieblingslieder *Abraham Lincolns*, der es 1862 im Weißen Haus mitten im Bürgerkrieg von der spanischen Opernsängerin *Adelina Patti* singen ließ.

Das deutschsprachige Heimatlied entsteht ebenfalls im Zeichen des ›Heimwehs‹, aber eines keineswegs so individualistischen Heimwehs wie das des beinahe schon ›atomisiert‹ anmutenden Menschen in »*Home, Sweet Home*«. Das mundartlich geprägte Lied »*Muss i denn*« wurde 1827 veröffentlicht. Die Melodie hat *Friedrich Silcher* aus einem älteren Lied übernommen, der Text ist von *Heinrich Wagner* (*Widmaier* 2010). Hier muss ein junger Bauer, wahrscheinlich ein Winzer, für ein Jahr in die Stadt, verspricht aber seiner Liebsten, dass er ihr treu bleiben und zurückkommen wird, um sie zu heiraten. Der Zwang scheint von oben zu kommen – Militärdienst? –, aber die Heimat ist im Lied textlich inbegriffen in einer Mundart, die allerdings für alle Deutschen verständlich ist – ein irgendwie fröhliches Heimweh im Marschrhythmus. Dieses Charakteristikum kennzeichnet auch eine Generation später »*Nun ade, du mein lieb Heimatland*«, ein Wanderlied (*Widmaier* 2012) von *August Disselhoff*. Auch hier die fröhliche Sicherheit, eines Tages zurückzukommen, was auch das Leben des Autors bestätigt, der sich bald nach »*an der Saale Strand*« abgeschlossenem Studium als Pastor in seinem geliebten Westfalen niederlassen konnte. Nichtsdestotrotz sind diese fröhlichen Heimatlieder auch Ausdruck der ansteigenden Mobilität in vielen deutschsprachigen Regionen im 19. Jahrhundert: Nicht zufällig entwickelte sich »*Muss i denn*« schnell zum Abschiedslied, auch für Auswanderer, die sich in den allermeisten Fällen der Tatsache bewusst waren, dass es für sie so schnell keine fröhliche Rückkehr in die Heimat geben würde – wenn es überhaupt eine geben würde.

Von der individualistischen angelsächsischen und der eher ›holistischen‹ deutschen Heimat unterscheidet sich im klassischen Heimatlied die französische Heimat, die besungen wird als das, was sie ist, »*le pays qui m'a donné le jour*«, die Heimat, die mir das Leben geschenkt hat. Es geht hier um das Lied von *Frédéric Bérat* »*Ma Normandie*« (1836). Der stilistisch gehobene, keineswegs mundartlich geprägte Text des Chansonniers preist die Heimat als Bindungsort, als Ort der Kindheit und der Jugend, nach dem man sich beim Altern sehnt, keineswegs als ›absolute‹ Größe: Andere ›Heimaten‹ mögen schöner sein, Venedig, der Himmel Italiens, die Schweizer Alpen, und das lyrische Ich verneigt sich vor ihnen, aber es sind nun mal nicht seine Heimaten. Hier kommt zum ersten Mal ein empathisches Heimatgefühl zum Ausdruck: Ich liebe meine Heimat, aber ich bin mir dessen bewusst, dass du sie nicht so lieben kannst wie ich, weil du dort nicht geboren wurdest, und ich gebe gern zu, dass andere Heimaten an sich vielleicht viel schöner und interessanter sind. Dieses heute so gut wie in Vergessenheit geratene, aber einst sehr populäre Heimatlied weist auf eine geistige Einstellung zur Heimat, die sich erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in vielen Ländern durchgesetzt hat oder – genauer gesagt – angefangen hat, sich durchzusetzen.

Die vierte klassische Heimatliedkategorie, eigentlich eine Variation der ersten, bezieht sich auf eine Heimat, die es noch nicht gibt, weil sie absolut neu ist. Es ist das nordamerikanische Lied, dessen Titel ursprünglich »*My Western Home*« (1873) war, aber heute bekannt ist als »*Home on the Range*« (Text: *Dr. Brewster M. Highley*; Musik: *E. Kelley*). In diesem 1947 zum Staatslied von Kansas erklärten Lied erfreut sich das lyrische Ich seiner Einsamkeit in einer weiten, nur von Wild bewohnten Landschaft und baut sich dort ein Haus, in dem es ganz allein in

der Nacht Land und Himmel betrachten kann. Ja, dieses lyrische Ich freut sich sogar über diese Einsamkeit, weil hier kein entmutigendes Wort fällt. Dieses Lied der nordamerikanischen Version des Grenzlandes, der ›Frontier‹, variiert – allerdings verstärkend – eigentlich nur den Individualismus von »*Home, Sweet Home*«: Nun baut sich das Ich nicht nur sein Haus, sondern seine eigene Heimat, und die Mutter und das bescheidene Familienhaus sind verschwunden. Das Ich steht der Natur, dem All und Gott allein gegenüber, eine Weltsicht, die freilich nicht nur den praktischen Geist der Pioniere zum Ausdruck bringt, sondern wohl auch eine etwas säkularisierte Auffassung von der irdischen Suche des Menschen nach der Gnade Gottes.

## 2 Das Heimatlied am Beispiel der Grenzregionen

Abgesehen von der nordamerikanischen, sich immer mehr zum Schaden der ›Native Americans‹ nach Westen verlagernden nordamerikanischen ›Frontier‹, muss zunächst zwischen zwei Fällen unterschieden werden: Grenzregionen können einsprachig, andererseits aber auch zwei- oder gar vielsprachig sein. Konzentriert man sich heute auf deutsch-französische Grenzregionen, so kann man davon ausgehen, dass in Deutschland, in Baden und in der Pfalz, nur Deutsch gesprochen wird, während im Elsass und im deutschsprachigen Teil Lothringens noch hier und dort die jeweilige Mundart verwendet wird. Dieses Kräfteverhältnis, einerseits zwischen den Nationalsprachen, andererseits zwischen Mundart und Hochsprache, hat freilich mit den nationalen Konflikten zu tun, und die Geschichte der Verbreitung der Hochsprachen und der Mundarten ist eng mit der europäischen Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert verbunden.

Eine ›einsprachige‹ Grenzregion darf den Beobachter allerdings keineswegs zu der Annahme verleiten, dass es zwischen dieser ›dezentralen‹ Region und der dominierenden zentralen Region keinen Konflikt gäbe. Das ist freilich ein weites Thema. Wir verweisen hier beispielsweise auf Edgar Reitz' Film »*Die andere Heimat*« (2013), der daran erinnert, welchen Eindruck bei vielen Bewohnern des Hunsrück die ›französische‹ Zeit und vor allem deren ›neue Ideen‹ hinterlassen haben. Auf kritische Heimatlieder hat 1954–1962 Wolfgang Steinitz in den zwei Bänden seiner Anthologie »*Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters*« aufmerksam gemacht und gab somit dem westdeutschen Folksong wichtige Impulse, während die ›traditionelle‹ westdeutsche Heimatliedforschung sich weiterhin mit der Frage einer undifferenzierten regionalen Identität im Rahmen des deutschen Nationalstaates befasste (Röhrich 1990).

Interessanter für diese Studie ist allerdings die Situation mehrsprachiger Grenzregionen wie der des Elsass und des 1871 annektierten Teils Lothringens. Hier muss zwischen verschiedenen Erscheinungsformen oder Handhabungen des Heimatliedes unterschieden werden, wie sie von oben erwünscht sind und auch verwendet werden, und einem Weiterbestand des Heimatliedes ›von unten‹ – auch als Ausdruck eines Dissenses gegenüber dem einsprachigen Staat. Dies betrifft die praktische Schulpolitik im Elsass und in annektierten lothringischen

Gebieten, wo zwar Französisch weiterhin als Fremdsprache unterrichtet wird – und wohl auch in diesem Rahmen französische Volkslieder, aber in der Volksschule nur deutsches Liedgut vermittelt wird. Dass deutsche Lieder noch unter französischer Verwaltung im Elsass entstanden, auch kritische, war bekannt, ist doch das Elsass zum Teil der Ursprung des deutschen Volkslieds, wenn man bedenkt, dass der Begriff ›Volkslied‹ zum Teil auf *Herders* Überlegungen während seines Aufenthalts im Elsass bis zum Frühjahr 1771 zurückgeht. Der Begriff wurde nach diesem Aufenthalt im Sommer 1771 geprägt und erschien zum ersten Mal 1772 und dann ergänzt 1773 im Aufsatz »*Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker*« aus der 1773 von *Herder* herausgegebenen Sammlung »*Über deutsche Art und Kunst*«. An einem Volkslied mit elsässischer Thematik lässt sich der Übergang vom sachlich-trockenen anklägerischen Volkslied der Aufklärung zum fatalistischen der Frühromantik nachzeichnen: In der vierte Strophe dieses seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bekannten Liedes »*Zu Strassburg auf der Schanz*« (Urtitel: »*Der Schweizer*« oder »*Der Deserteur*«) ist die Rede von einem »*gestrengen Korporal*«, der die Desertion des zum Tode Verurteilten verschuldet habe. In *Clemens Brentanos* und *Achim von Arnims* Fassung des Liedes in »*Des Knaben Wunderhorn*« (1806) tragen »*der Hirtenbub*« bzw. »*das Alphorn*« die Schuld, kurz: das Heimweh. Der Berufssoldat wollte also nicht – wie in der ersten Fassung – zu einer feindlichen Armee überlaufen, zu den Preußen nämlich, sondern einfach in die Schweiz heimkehren. Im von oben verordneten Liedgut spielten solche Lieder freilich keine große Rolle. Hier wollte man »*Nationales*« vermitteln [...]. So äußerte sich am 4. Dezember 1890 *Wilhelm II.* über das, was er von der Schule erwarte: »*Wir wollen nationale junge Deutsche erziehen und nicht junge Griechen und Römer, wir müssen von der Basis abgehen, die Jahrhunderte lang bestanden hat*« (Reden Kaiser Wilhelms II. 1976, S. 34). Dieser Angriff gegen das elitäre humanistische Gymnasium bedeutet allerdings keineswegs, dass bis 1890 das Bildungswesen des Deutschen Reiches für die überwiegende Mehrheit der Schüler keine ›nationalen‹ Inhalte vermittelt habe und nicht darauf bedacht gewesen sei, zum Zwecke der ›inneren‹ Einigung des jungen Reiches das Regionale mit dem Nationalen harmonisch zu verbinden. Ganz im Gegenteil, in Schulliederbüchern durften Heimatlieder, allen voran die Kaiserhymne ›Heil dir im Siegerkranz‹ nicht fehlen, die am 27. Januar zum Geburtstag des Kaisers gesungen wurden – ein Brauch, den noch der junge, vermutlich darauf abgerichtete Weltkriegssoldat *Ernst Jünger* mit seinen Kameraden pflegt (*Jünger* 1922, S. 9). Ein Lied wie »*Der Kaiser ist ein lieber Mann*« gehörte »*in der Zeit der Jahrhundertwende zur Grundausrüstung der schulischen Sozialisation im deutschen Kaiserreich*« (*John* 2008, S. 1). Diese ›nationalen‹ Lieder, um den Kaiser zu zitieren, wurden ergänzt durch zahlreiche Volkslieder, die einen Bezug zum Lokalen haben konnten und von denen die meisten im 19. Jahrhundert im Zusammenhang der Nationalbewegung entstanden waren. Nicht zufällig ist *Heinrich August Hoffmann von Fallersleben* zugleich Autor des »*Liedes der Deutschen*« (1841) und sehr vieler Volkslieder. So wurde in der Schule ein musikalisches System eingeführt, das die Heimat mit dem Vaterland und dem Fürsten des Vaterlandes harmonisch verband.

Was sich diesem System widersetzte, wurde allerdings nicht gefördert und in manchen Fällen sogar bestraft. Der 1873 im lothringischen Lemberg bei Bitche (dt. Bitsch) geborene *Louis Pinck*, ein in Metz publizistisch aktiver katholischer Pfarrer, wurde 1908 nach Hambach in Lothringen zwangsversetzt, weil er sich für die Interessen Lothringens gegen die kaiserliche Politik eingesetzt hatte. In dieser Situation relativer Abgelegenheit fing er an, Volkslieder zu sammeln, einen Chor zu leiten und selbst geistliche und weltliche Lieder zu schreiben und zu komponieren. *Louis Pinck* verstarb im Dezember 1940 im Krankenhaus in Saarbrücken, nach der ›Heimkehr‹ seiner Heimat ins Dritte Reich. Er veröffentlichte 1926–1939 in Metz vier Bände »*Verklingende Weisen*«, ein fünfter Band wurde postum in Kassel von seiner Schwester *Angelika Merkelbach-Pinck* und dem ehemaligen NS-Musikfunktionär und späteren Professor an der Universität Saarbrücken *Joseph Müller-Blattau* († 1976) herausgegeben – mit einer Neuauflage der ersten vier Bände. Dieses Beispiel ›lokaler‹ Kultur zeigt, dass die Position der ›Lokalliedforscher‹ im nationalen Konflikt um die Grenzländer schwierig war: Während der deutsch-preußischen Herrschaft wurde lokale Kritik am Nationalen unterdrückt, in der Zeit nach 1918 bemühte sich die Französische Republik um sprachliche und politisch-mentale Angleichung, eine Bemühung, die die Pflege der Mundart und ihrer Kultur nicht vorsah. Der Kaiser aber, dem in seinem holländischen Exil Doorn der erste Band der »*Verklingenden Weisen*« zugeschickt worden war, dankte und schrieb, um seine harte Entscheidung von 1908 ins Positive zu kehren, dass diese ja produktiv gewesen sei. *Pierre-Emile Pinck*, ein Bruder *Louis Pincks*, bekam 1928 als aktiver Autonomist Schwierigkeiten mit dem französischen Staat, und *Louis Pinck* selbst wurde 1929 Dr. Phil. h.c. der Universität Frankfurt und erhielt 1936 (!) den Joseph-von-Görres-Preis (*Laurent Mayer* 2000). Einer seiner Schüler, der 1906 geborene Chorleiter *Auguste Rohr*, hat 1991 im Selbstverlag eine Liedsammlung mit dem Titel »*Trilogie*« veröffentlicht, die auch eine Hommage an *Louis Pinck* und an Mäzene wie den wegen seiner Aktivitäten im Dritten Reich umstrittenen aktiven Nachkriegseuropäer *Alfred Toepfer* enthält. Interessant sind hier die Zweisprachigkeit der vorangestellten Texte, auch der Beiträge von fünf Vertretern des französischen Staates, darunter der Abgeordnete *Charles Metzinger* und der Oberbürgermeister von Forbach und Senator *Jean-Eric Bousch*. Hier scheint es keinen Konflikt mehr zwischen dem französischen Staat und einem aktiven ›Lokalismus‹ zu geben – vermutlich, weil die bereits vor 1914 verklingenden Weisen – zu dem Zeitpunkt, als *Pinck* mit dem Sammeln begann – am Ende des 20. Jahrhunderts so verklungen waren, dass sie keine ernstzunehmende politische Gefahr für Frankreich darstellten. Wie kann man sich diese ›Bescheidenheit‹ des Lokalen erklären, die darin besteht, dass die Pflege der Mundart und ihrer Kultur keineswegs mehr dazu verleitet, mit ›nationalen‹ deutschen Kräften zusammenzuarbeiten? Ein Grund ist mit Sicherheit die äußerst brutale Politik der Nationalsozialisten gegen die Lothringer, die sich mit dem Dritten Reich nicht identifizieren wollten, und – wahrscheinlich noch wichtiger – die erzwungene Teilnahme Abertausender junger Menschen aus Ostfrankreich an *Hitlers* verbrecherischen Kriegen. Dass der Nationalsozialismus einen ganz anderen Heimatliedbegriff pflegte als nicht nationalistische Heimat-

liebhaber, stellte sich spätestens in der Kellerszene des Films »Heimkehr« von *Gustav von Ucicky* heraus (1941), die in *Goebbels'* Tagebucheintrag vom 22. August 1944 als »das Beste was im deutschen Film je gedreht worden ist« beurteilt wurde: Hier bringt *Paula Wessely* Männer, Kinder und Frauen, die in der Nacht auf ihre bevorstehende Erschießung durch polnische Soldaten warten, dazu, das sentimentale Lied »Nach der Heimat möcht ich wieder« zu singen, ein Lied, das der Württembergische Musikant *Karl Kromer* 1885 komponierte. Im Film ist die Heimat nicht das Gebiet, in dem diese Auslandsdeutschen wohnen, sondern das rein deutsche Reich, der Nationalstaat. Auch in diesem Sinn war dieses Lied in *Georg Wilhelm Pabsts* Antikriegsfilm »Westfront 1918« (1930) verwendet und allerdings auch verspottet worden. Das 1945 besiegte Deutschland verlor seinerseits viele Gebiete, aus denen Millionen Menschen vertrieben wurden, und stand, um *Brechts* Kinderhymne zu paraphrasieren, als eine Räuberin da, vor der die Völker erbleichen. Das Jahr 1945 war hier eine große Zäsur, auch in Lothringen und im Elsass. *Dominique Huck*, der sich mit der schwierigen Aufgabe des französischen Staates befasst, nach 1918 im Elsass Französisch als Schulsprache einzuführen, führt seine Reflexionen über die Situation von 1945 bis 1970 mit dem vielsagenden Begriff »l'allemand suspect« ein, »die verdächtige deutsche Sprache« (*Huck* 2016, S. 169). Anzumerken ist nebenbei, dass nach 1918 Deutsch als zweite Sprache weiterhin unterrichtet wurde, auch wenn sich der französische Staat die Aufgabe setzte, der elsässischen Jugend möglichst schnell Französisch und die Werte der Französischen Republik beizubringen.

In Frankreich stand die Schule nach 1871 vor einer dreifachen Aufgabe. Die Niederlage wurde zuerst – so war der Konsens – nicht so sehr der Inkompetenz *Napoleons III.* und der politischen und militärischen Elite seines Regimes zugeschrieben wie der Überlegenheit des »preußischen Schulmeisters«, so dass die schon Jahrzehnte alte, allerdings etwas zaghaft umgesetzte Tendenz, Kindern aus allen Volksschichten eine solide Grundausbildung zu sichern, nach und nach verstärkt wurde und zu den grundlegenden Reformen führte, die der eher konservative lothringische Republikaner *Jules Ferry* als Bildungsminister und Ministerpräsident 1879–1881 durchführte. Die andere Aufgabe war in diesem Zusammenhang die sprachliche Einigung einer Nation, in der viele Sprachen gesprochen wurden, deren Sprecher auf das Französische angewiesen waren, um miteinander kommunizieren zu können. Im Deutschen Reich wurden – abgesehen von der polnischen und sorbischen Minderheit – nur deutsche Mundarten gesprochen: Der Erwerb des Hochdeutschen (der Schriftsprache) stellte keinen vergleichbaren Bruch mit der eigenen Sprachtradition dar. Die dritte Aufgabe der jungen Republik bestand darin, das Regime zu stabilisieren, solche Grundschullehrerinnen und Grundschullehrer auszubilden, die republikanische Inhalte vermittelten. Dem Lied kam in diesem System keine sehr große Bedeutung zu. Mehrere namhafte Pädagogen, allen voran *Ferdinand Buisson*, setzten sich schon 1887 und in den folgenden Jahren für die Vermittlung einer musischen Kultur ein, die das Nationale mit dem Lokalen verband. Es wurden Liederbücher herausgegeben, für die Schule Lieder getextet und komponiert. Es sei hier zum Beispiel an das Wirken des Dichters *Maurice Bouchor* und des Komponisten *Julien Tiersot* er-



innert, deren »*Chants populaires pour les écoles*« (1895) viel Erfolg hatten (Alten 2005). Diese Bemühungen der Künstler und teilweise des Staates stießen jedoch auf große Schwierigkeiten, zunächst auf den Mangel an musikalischer Bildung der Lehrer selbst, die oft aus einfachen Verhältnissen stammten und schon mit 18 Jahren Volksschullehrer wurden, und nicht zuletzt auf das von oben verordnete Curriculum, das so ehrgeizig war, dass für Musik und Gesang sowieso kaum Zeit übrigblieb (Alten 1997). Unbeachtet bleiben hier die patriotischen Lieder der Revanche, die in den ersten Jahren nach der Niederlage im Krieg von 1870/1871 eine relative Blüte erlebten. Diese Lieder haben unseres Erachtens mit »*elsässischer Mentalitätsgeschichte*« (Sistig 2000) so gut wie nichts zu tun. Sie wurden in den verlorenen Gebieten kaum rezipiert und haben auch kein Pendant in Deutschland, denn im Deutschen Reich – und wohl besonders in den annektierten Gebieten – wurde vor allem auf eine »nationale« Erziehung Wert gelegt, auf eine rasche ideologische Kontrolle über Schul- und Hochschulbildung. Die französischen Revanchelieder der Nachkriegsphase, die hochpathetisch an die verlorenen Gebiete im Ostfrankreich erinnerten, erfreuten sich nur in Frankreich einer gewissen Popularität, büßten aber relativ schnell ihr Wirkungspotenzial ein. Nicht Elsass oder Lothringen standen 1914 übrigens auf der Tagesordnung in Frankreich, sondern das, was von den Entente-Mächten als Bedrohung der Weltordnung im Allgemeinen und der europäischen Ordnung im Besonderen durch die Weltpolitik *Wilhelms II.* und dessen Verbündeten empfunden wurde. In einer französischen Gesellschaft allerdings, in der viel und gern gesungen wurde, lernten allerdings die jungen Generationen zu Hause, beim Spielen, beim Arbeiten, in der Armee viele Lieder, darunter auch die republikanischen Hymnen (»*La Marseillaise*«, »*Le Chant du Départ*«), die erst 1945 (!) mit drei anderen republikanischen Liedern in den Grundschulen zum Pflichtgesang deklariert wurden (Alten 1997, S. 6), eine Verordnung, die allerdings nicht konsequent befolgt wurde.

### 3 Die Entwicklung seit 1945. Auf dem Weg zum empathischen Heimatlied

Nach 1945 ging die deutsche Heimatkultur in den französischen Grenzgebieten von selbst zurück. In vielen elsässischen und lothringischen Familien bemühten sich junge Eltern, mit ihren Kindern nur Französisch zu sprechen, so dass die Mundart von der nächsten Generation zwar vielleicht noch passiv, aber nicht mehr aktiv beherrscht wurde. Diese Praxis war kein Ausdruck von Angst gegenüber dem französischen Staat – in Ostfrankreich wurde Deutsch beispielsweise noch lange Zeit bis in die 1960er Jahre vor Englisch als erste Fremdsprache unterrichtet –, sondern ein spontaner Entschluss, das Trauma der Hitler- und Kriegszeit in diesen Gebieten zu überwinden und nie wieder erleben zu müssen. In katholischen Ferienlagern wurden sogar französische Bewegungslieder unterrichtet, die an (vergebliche) Heldentaten der französischen Armee im verlorenen Krieg von 1870/1871 – in diesem Fall sehr vage und spielerisch – erinnerten, wie zum Beispiel »*La Bataille de Reichshoffen*« (Die Schlacht bei Wörth vom

6. August 1870).<sup>2</sup> Solche Lieder wurden nach 1945 in Frankreich selbst kaum noch rezipiert oder gesungen, aber im Elsass wurden sie vermittelt – ohne dass der Staat es verordnet hätte. Im Bildungswesen war die Aufgabe, vor allem französische Bürger auszubilden, nun viel einfacher als nach 1918. Dieses Mal gab es keinen massiven Gegendruck mehr, und der oberste Vertreter des Bildungsministeriums im Elsass musste nicht das wiederholen, was sein Vorgänger *Sébastien Charléty* am 12. Februar 1927 dem Tagblatt ›Le Figaro‹ beinahe entmutigt anvertraut hatte, um zu rechtfertigen, warum Französisch die Schulsprache bleiben sollte und Deutsch nur als zweite Sprache in Frage kam: »*On n'élève pas un peuple en lui cédant*«<sup>3</sup> (zitiert nach *Huck* 2016, S. 168). Die nationale ›Gegenoffensive‹ gegen die Hitlerzeit in den annektierten Gebieten verlief also ohne nennenswerten Widerstand, und in den Schulen wurden nun französische Heimatlieder gesungen. Ein Beispiel könnte hier reichen: In einem Liederbuch aus dem Jahr 1954 für die erste und zweite Klasse im Elsass (*Géant u.a.* 1954) wird darauf hingewiesen, dass den Kindern 14 Lieder vermittelt werden müssen, zwölf ›reine‹ Kinderlieder – darunter die französische Fassung von ›O Tannenbaum‹ und *Schuberts* »*Wiegenlied*« – und nur zwei patriotische: »*La France est belle*«, ein Lied, das völlig in Vergessenheit geraten ist,<sup>4</sup> und »*La Marseillaise*«, erst seit 1879 französische Nationalhymne. Im zweiten Liederbuch dieser Herausgeber, dieses Mal für Schüler der dritten und vierten Klasse, gehören von 90 Liedern nur 12 zum Pflichtstoff. Neben der ›Marseillaise‹ zählt dazu das Lied »*Le Chant du départ*« aus dem Jahr 1794 (Musik: *E.N. Méhul* – Text: *M.-J. Chénier*), ein populäres Lied zur Verteidigung der Republik gegen die ›Tyranen‹ der gegen Frankreich verbündeten europäischen Monarchen und Fürsten. Ein ›Muss‹ ist ebenfalls das Marschlied »*En passant par la Lorraine*«, eine demokratische Erinnerung an die Nachbarregion: Dieses Lied, das in den ersten Jahren der III. Republik in seiner heutigen Form fixiert wurde, erzählt die Geschichte einer vermutlich jungen und hübschen Bäuerin, die die arroganten Avancen von Offizieren zurückweist, hat ihr doch der Königssohn einen Strauß Majoran-Blüten geschenkt. So gehört dieses Lied in die Kategorie der gegen die ständische Ordnung des Ancien Régimes gerichteten Kinderlieder und trägt zur demokratischen Erziehung der

2 Hier greife ich auf eine persönliche Erinnerung zurück: In einem von elsässischen katholischen Nonnen in den 1960er Jahren betreuten Ferienlager in Lesseux, einem Dorf im Département Vogesen, sangen und tanzten etwa 10 bis 15-jährige Mädchen zu diesem Lied. Dieses Bewegungslied (*C'était un soir la bataille de Reichshoffen [...]*) hat sich bis in unsere Tage zum Beispiel bei Pfadfindern als Bewegungslied für Kinder erhalten. Es sollte mit dem völlig in Vergessenheit geratenen patriotischen Lied *Les Cuirassiers de Reichshoffen* (1871, Musik: *Francisque Chassaigne*; Text: *Germain Girard* u. *Hippolyte Nazet*) nicht verwechselt werden.

3 Man richtet kein Volk auf, indem man ihm nachgibt.

4 *La France est belle* (Text: *J.-J. Porchat* – Musik: *Emile Bienaimé*) entstand vor 1850 und wurde nach dem Zweiten Weltkrieg auch im französischen Kolonialreich gelehrt. Im elsässischen Lehrbuch (*Géant u.a.* 1954) wird nur ein gewisser *Naegeli* (?) als Autor angegeben. Das Lied wurde wohl zum ersten Mal 1846 abgedruckt in: *L'Illustration. Journal universel*, Bd. VII, 1846, Paris, S. 51f.

französischen Jugend bei. Dass die Melodie zudem schon in dieser Zeit als militärisches Marschlied verwendet wird, bestätigt diese politisch-ideologische Funktion des Liedes, wobei der Titel freilich bis 1918 an den verlorenen Teil Lothringens erinnerte. Auch »*Ma Normandie*«, das empathische Heimatlied von 1836, gehört in diesem Liederbuch zum Pflichtstoff. Es geht hier darum, den jungen Elsässern bewusst zu machen, dass sie Teil einer aus vielen Regionen bestehenden Nation sind, aber der »empathische« Gehalt des Liedes spielt hier auch eine Rolle: Unsere Region mögen wir, weil sie zwar ein Teil Frankreichs ist – aber auch und vor allem weil wir dort geboren wurden und aufgewachsen sind, und wir verstehen und respektieren es, dass andere Menschen nicht unsere, sondern ihre Region lieben.

In den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg mussten Länder, die das Trauma der Niederlage und der Besatzung erlebt hatten – und im Fall Deutschlands der Offenlegung unerhörter Verbrechen und des damit einhergehenden schlechten Gewissens –, eine Trauerarbeit leisten, die darauf abzielte, wieder an den alten, aber neu und bescheidener formulierten Stolz auf das Vaterland und auf die Heimat anzuknüpfen. In Frankreich wurden viele »kommerzielle« Heimatlieder aufgenommen, die geradezu diese neue Bescheidenheit in den Mittelpunkt rücken, zum Beispiel 1947 »*Douce France*« von *Charles Trénet* (Text und Musik): Der Titel erinnert an die letzten Worte *Rolands* in *Roncevaux* und beschreibt die unbeschwerte Kindheit eines Dorfkindes, seine Schule, das Glücksgefühl, die »weisen« Häuser, den Kirchturm, und wiederholt die Liebe, die der Erwachsene für seine enge (implizit: französische) Heimat empfindet, »in Freud oder Leid« (»*dans la joie ou la douleur*«). In Deutschland war diese Tendenz ungemein stärker als in Frankreich. Man denke hier an die Heimatfilme der 1950er Jahre, zum Beispiel an die Filme *Hans Deppes* wie etwa »*Schwarzwaldmädel*« (1950), nach der Operette *Leon Jessels* (1917), oder »*Grün ist die Heide*« (1951), den größten Kassenerfolg des deutschen Films in diesen Jahren. In diesen Filmen werden der Schwarzwald oder die Lüneburger Heide von Deutschen aus ganz anderen Regionen verkörpert – ein Uhrmacher wird beispielsweise vom Österreicher *Paul Hörbiger* gespielt – und ein kitschiges, ja aus heutiger Sicht verlogenes – aber nicht ganz geschichtsfremdes oder unpolitisches – Bild von Deutschland gezeichnet. So wird zum Beispiel in »*Grün ist die Heide*« das Problem der (hier schlesischen) Heimatvertriebenen behandelt, Menschen, die es – so der Film – stärker getroffen habe als alle anderen. Im Bereich der kommerziellen Musik sei hier kurz an die Karriere des Wieners *Freddy Quinn* erinnert, die sich – von Hamburg ausgehend – überwiegend der dominierenden Thematik der Heimat und des Heimwehs verdankt: »*Heimweh*«, »*Heimatlos*«, »*Unter fremden Sternen*«, »*Junge, komm bald wieder*«. *Freddy Quinns* Lieder spiegeln ihrem breiten Publikum eine Welt vor, in der man als Matrose oder Kolonialsoldat Heimweh nach der Mama, nach der Heimat hat – wie im angelsächsischen Klassiker »*Home, Sweet Home*«. Aber der historische Zusammenhang ist hier ein ganz anderer: Diese in historischer Hinsicht etwas unrealistische Heimwehperspektive – ein Wiener, der als norddeutscher Matrose oder deutschsprachiger Kolonialsoldat von seinem Heimweh singt – erschloss dem deutschen Publikum die Möglichkeit, seine Heimat-

und sogar Vaterlandsliebe zu äußern, ohne sich dem Vorwurf des Nationalismus oder gar des Expansionismus auszusetzen. Auch in der DDR war man sich dessen bewusst, dass der Bevölkerung ein gewisser Stolz auf die Heimat vermittelt werden musste und dass es mit der Bescheidenheit der »Kinderhymne« Brechts (»und nicht über und nicht unter [...]«) nicht getan war. Daher solche Produkte wie das sentimentale Lied »Unsere Heimat« (Text: Herbert Keller; Musik: Hans Naumikat) aus dem Jahr 1951. Wenn »Grün ist die Heide« des im Nationalsozialismus geschulten Filmemachers Hans Deppe der größte Kassenerfolg der Nachkriegszeit war, so führten Wolfgang Liebeneiners Filme über die Familie von Trapp (»Die Trapp-Familie«, 1956; »Die Trapp-Familie in Amerika«, 1958) zur internationalen Apotheose (und Überwindung) des deutschen Heimatfilms, als Hollywood sich dieser Sache annahm und Robert Wise den Film »The Sound of Music« (1965) inszenierte, ein Welterfolg, der ein vom deutschen Film »Die Trapp-Familie« inspiriertes New Yorker Musical (1959) filmisch umsetzte. Der von Goebbels seinerseits hoch geschätzte Wolfgang Liebeneiner vermittelte zwar in seinen Trapp-Filmen ebenfalls das positive und aufbauende deutsche Heimweh der ersten Heimatfilme, aber schuld am Exil waren hier nicht mehr – wie in Hans Deppes »Grün ist die Heide« – die Feinde Deutschlands, sondern das Hitlerregime.

Bekanntlich öffnete sich die Bundesrepublik in den 1960er und 1970er Jahren und wurde nach und nach zum Einwanderungsland – übrigens wie Frankreich, das aber schon länger Einwanderungsland gewesen war, seit dem 19. Jahrhundert. Die Entstehung beiderseits des Rheins von »multikulturellen« Territorien vor allem in den Ballungszentren, die kulturelle »Globalisierung«, die bereits mit der Amerikanisierung der unmittelbaren Nachkriegszeit einsetzte, veränderten grundlegend die Liederlandschaft. Das empathische Lied »Ma Normandie« geriet angesichts dieser rasanten Entwicklungen in Frankreich in Vergessenheit, weil die Gesellschaft und die Welt sich von diesem Modell der Heimatverbundenheit verabschiedet hatten, und wurde bestenfalls Gegenstand satirischer Behandlung, zum Beispiel in George Lautners Spionagefilm-Parodie »Le Monocle rit jaune« (1964), in der drei ältere, von Agenten verschiedener Nationalitäten und Kontinente verfolgte Franzosen dieses Lied auf einer Hongkonger Bühne dreistimmig interpretieren. Empathische deutsche Heimatlieder entstanden, die sich mit dem Heimweh der Gastarbeiter identifizierten und auch im Hintergrund mit der Heimatlosigkeit des deutschen Ich. Hier seien vor allem zwei Lieder genannt, Reinhard Meys »Hauptbahnhof Hamm« (1967) und Udo Jürgens' Komposition »Griechischer Wein« (Text: Michael Kunze, 1974), eine Melodie, die sich in Südeuropa heute noch eines großen Erfolgs erfreut. Ja, es entstanden im Austausch zwischen den nationalen Liederlandschaften Heimatlieder, die aus anderen Sprachen übernommen wurden und nur die heimatkritische Haltung teilten. Phil Coulter's »The Town I loved so well« über die nordirische, vom Bürgerkrieg gezeichnete Arbeiter- und Arbeitslosenstadt Derry (1973) wurde mit dem Titel »La ville que j'ai tant aimée« ins Französische übertragen und von der bretonischen Gruppe Tri Yann 1983 interpretiert (Text: L.-J. Jossic). In der französischen Fassung geht es um eine von Urbanisierung und Industrialisierung zerstörte Vorstadt-Idylle in Orvault bei Nantes, einen Ort, der aber nicht genannt wird. Die

deutsche Fassung (Text und Interpretation: *Hannes Wader* 2001) handelt von einer nicht genannten Kleinstadt (gemeint ist das elsässische Wissembourg), in der sich *Wader* in der Jugendzeit mit Freunden traf, Lieder hörte und sang und die jetzt wegen der Tourismusindustrie die alte angenehme Atmosphäre eingebüßt hat.<sup>5</sup> In den Grenzregionen selbst schloss sich eine moderne in Mundart aber auf Französisch und Deutsch singende Folkszene diesen Tendenzen an. Hier muss auf *Roger Siffer*, den bekannten elsässischen ›Barden‹, verwiesen werden, der 1948 im niederrheinischen Villé geboren wurde und seit den 1970er Jahren ein Repertoire aus eigenen Liedern, aber auch aus Volksliedern vorträgt. In lothringischem Platt wird ebenfalls noch gesungen, auch das von *Louis Pinck* gesammelte Repertoire.<sup>6</sup> Letztere Versuche scheinen aber kein sehr breites Publikum zu erreichen. In den hier im Vordergrund stehenden Grenzregionen selbst, dem Elsass und dem 1871 annektierten Teil Lothringens, ist es also dem französischen Staat allerdings nach 1945 gelungen, – vor allem weil er hier von der Bevölkerung darin massiv unterstützt wurde, das Deutsche zu verdrängen, so dass es im Verlauf der Jahrzehnte möglich wurde, die vom Untergang bedrohten deutschen Mundarten vorsichtig zu fördern, denn sie stellten für die Zugehörigkeit der früher deutschsprachige Gebiete zu Frankreich keine Gefahr mehr dar.

In Frankreich wurde von *Maxime Le Forestier* das moderne Gefühl der Heimatlosigkeit besonders frappierend formuliert: »*Né quelque part*« (»Irgendwo geboren«, 1986). Dem Liedermacher fiel das Thema ein, als er entdeckte, dass sein Sohn eine Grundschule besucht, in der 18 Nationalitäten vertreten sind. Was bedeutet hier Heimat? Wir wurden alle irgendwo geboren, darauf kommt es nicht an, sondern – so suggeriert das Lied – auf die Einhaltung der Menschenrechte und der Gleichheit zwischen allen Menschen. Der dem Lied ›Ma Normandie‹ (1836) eigenen Empathie, die darin bestand, anderen Menschen zuzugestehen, dass sie auch eine möglicherweise schönere Heimat haben, folgt die Vorstellung, dass es nicht auf die Heimat ankommt, sondern auf das Recht eines jeden Menschen, überall frei und unter Gleichen zu leben. Auch wenn im Rückgriff auf *Norbert Elias*‘ Begriffe diese Entwicklung als ›Zivilisierung‹ oder ›Prozess der Zivilisation‹ bezeichnet werden mag, so sollte doch auf eine gewisse Ungleichzeitigkeit aufmerksam gemacht werden: Das Vergessen einer reichhaltigen Tradition des Heimatliedes wird nicht allgemein vollzogen, und in vielen europäischen Ländern bleibt die Tradition des Heimatliedes lebendig. Der ›Heimatverlust‹, den das Vergessen dieser Tradition in der Schule und in den Familien selbst bedeutet, stellt als ›Kulturverlust‹ ein Problem dar, weil es möglicherweise Kräften einen Raum eröffnet, die an der völligen Zerstörung der historischen Kultur arbeiten oder – im Gegensatz dazu – an einer ›nationalen‹ Restauration. Das empathische Moment auch im Heimatlied sollte aber, um die französische Historikerin *Mona Ozouf* zu

---

5 *Hannes Wader* hat auch 2004 eine französische Fassung seines Liedes aufgenommen: *Petite ville*.

6 Es sei hier auf die Seite des Vereins Culture et bilinguisme en Lorraine hingewiesen: <https://www.culture-bilinguisme-lorraine.org/fr/culture-lorraine-germanophone/musique> (abgerufen 25.10.2020).

zitieren, unser Horizont bleiben: »*Que les nations européennes soient capables de l'abstraction qui leur permet de s'identifier par l'esprit aux nations voisines est sans doute un vœu pieux. Mais, si nous voulons échapper aux passions nationalistes, il est indispensable que cet espoir et ce vœu restent notre horizon*« (de Baecque u. Deville 2019, S. 28f.).<sup>7</sup>

### Zusammenfassung

Vier bzw. drei Grundkategorien des im 19. Jahrhundert im Zusammenhang der Nationsbildungen entstandenen Heimatliedes werden zunächst unterschieden. Im zweiten Teil wird vor allem am Beispiel des Elsass und des 1871 annektierten Teils Lothringens gezeigt, dass dieses Heimatlied eng von den nationalen politischen Machtverhältnissen abhing. Im dritten Teil wird auf die ›Zivilisierung‹ des Heimatliedes nach 1945 hingewiesen und möglicherweise auf Gefahren, die diese in der Welt ungleichzeitige Entwicklung heute in sich birgt.

### Summary

Songs of the homeland in border regions, a complex network of relations

In the first part of the article a distinction is made between four or three basic categories respectively of the so called 'Heimatlied', songs of the homeland, which emerged in the 19<sup>th</sup> century in the context of nation-building.

Two examples are used (first ones from the Alsace and the others from the part of Lorraine, which was annexed in 1871) to show, that the type and lyrics of the 'Heimatlied' is closely dependant on the national political power relations. The explanations can be found in the second part of this article.

In the third part a closer look will be taken on the 'process of civilisation of the Heimatlied' after 1945. It shows that the timely development of this process doesn't happen simultaneously, which bears certain dangers in it. On one hand the forgetting of a rich tradition of the 'Heimatlied' is not universally accomplished, and in many European countries the tradition of the 'Heimatlied' remains alive. On the other hand the 'loss of home' that the forgetting of this tradition means in schools and in the families themselves can imply a 'loss of culture', and it may open up a space for forces who work on the complete destruction of historical culture or – quite the opposite – work on a nationalistic restoration of the 'song of the homeland'.

---

<sup>7</sup> »Dass europäische Nationen es bis zum abstrakten Denken bringen, das sie befähigt, sich im Geist mit den Nachbarnationen zu identifizieren, ist wohl ein frommer Wunsch. Wollen wir aber den nationalen Leidenschaften entgehen, so müssen diese Hoffnung und dieser Wunsch unser Horizont bleiben.«

## Literatur

- Alten, Michèle (1995)*: La Musique dans l'école. – Issy-les-Moulineaux.
- Alten, Michèle (1997)*: Un siècle d'enseignement musical à l'école primaire. – In: *Vingtième Siècle, Revue d'histoire*, 55, juillet–septembre 1997, S. 3–15.
- Alten, Michèle (2005)*: Musique scolaire et société dans la France de la Troisième République. – In: *Tréma*, 25, S. 5–19.
- Baecque, Antoine de u. Patrick Deville [Hrsg.] (2019)*: Mona Ozouf. Portrait d'une historienne. – Paris.
- Bausinger, Hermann (2009)*: Typisch deutsch. Wie deutsch sind die Deutschen? – München.
- Canetti, Jacques (1978)*: On cherche jeune homme aimant la musique. – Paris.
- Chanet, Jean-François (1996)*: L'École républicaine et les petites patries. – Paris.
- Cousin, Bernard (1988)*: L'enfant et la chanson. Une histoire de la chanson d'enfant. – Paris.
- Géant, Alphonse; Thomas, Léon; Sutter, Charles u. Louis, Julien (1954)*: Recueil de Chants pour les écoles. 1<sup>er</sup> livret. Cours préparatoire et élémentaire. Ouvrage adopté par les écoles de la ville de Strasbourg. – Paris u. Strasbourg.
- Genton, François (2016)*: Stimmen der Völker im Heimatlied: Heimweh, Eigenliebe und Empathie. – In: *Holtsträter, Knut u. Fischer, Michael [Hrsg.]*: ›Lied und populäre Kultur‹. Jahrbuch des Zentrums für populäre Kultur und Musik, 60./61. Jahrgang, 2015/2016, S. 367–381.
- Huck, Dominique (2007)*: L'école primaire et les questions linguistiques en Alsace entre 1918 et 1940. – In: *Lieutard, Hervé u. Verny, Marie-Jeanne [Hrsg.]*: L'école française et les langues régionales. Montpellier, 2007, S. 217–234.
- Huck, Dominique (2006)*: L'enseignement de l'allemand à l'école primaire en Alsace entre 1945 et 1985. – In: *Revue d'Alsace*, Bd. 132, 2006, S. 337–406.
- Huck, Dominique (2016)*: Les enjeux de l'enseignement de l'allemand à l'école primaire en Alsace de 1919 à nos jours. – In: *Allemagne d'aujourd'hui*, n° 216, avril–juin 2016, S. 165–176.
- John, Eckhard (2008)*: Der Kaiser ist ein lieber Mann. Ausführlicher Kommentar zur Liedgeschichte. – In: *Populäre und traditionelle Lieder. Historisch-kritisches Liederlexikon*. URL: [www.liederlexikon.de/lieder/der\\_kaiser\\_ist\\_ein\\_lieber\\_mann/liedkommentar.pdf](http://www.liederlexikon.de/lieder/der_kaiser_ist_ein_lieber_mann/liedkommentar.pdf) (abgerufen: 25.10.2020).
- Jünger, Ernst (1922)*: In Stahlgewittern. Aus dem Tagebuch eines Stoßtruppführers. – Berlin.
- Kant, Immanuel (1964)*: Anthropologie in pragmatischer Hinsicht (1798). – In: *Werke*, hrsg. von Wilhelm Weischedel. München (Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik, Bd. 6).
- Mayer, Laurent (2000)*: Culture populaire en Lorraine francique. Etude réalisée à partir des Verklingende Weisen de Louis Pinck. – Strasbourg.
- Pinck, Louis [Hrsg.] (1926–1962)*: Verklingende Weisen. Bd. 1, 1926; Bd. 2, 1928; Bd. 3, 1933; Bd. 4, 1939; Bd. 5 (hrsg. von Angelika Merkelbach-Pinck u. Joseph Müller-Blattau), 1962. – Metz u. Saarbrücken.
- Rauch, Andreas (2019)*: Musikeinsatz im Französischunterricht. Eine historische Darstellung bis 1914. – Tübingen.
- Reden Kaiser Wilhelms II. (1976), zusammengestellt von Axel Matthes. – München.
- Rohr, Auguste (1991)*: Trilogie. Chansons et documents en français, allemand et dialecte. – Freyding-Merlebach.

- Röhrich, Lutz (1990)*: ›... und das ist Badens Glück‹. Heimatlieder und Regionalhymnen im deutschen Südwesten. Auf der Suche nach Identität. – In: Jahrbuch für Volksliedforschung 35, S. 13–25.
- Slunitschek, Matthias (2012)*: Das Deserteursschicksal in Zu Straßburg auf der Schanz. – In: Fischer, Michael u. Hörner, Ferdinand [Hrsg.]: ›Lied und populäre Kultur – Song and Popular Culture‹. Münster (Jahrbuch des Deutschen Volksliedarchivs 57, 2012), S. 81–110.
- Sistig, Joachim (2000)*: Sprache als Identitätsmuster in Liedern und Chansons. Deutsch-französische Imagologie im Spiegel elsässischer Mentalitätsgeschichte. – In: Lied und populäre Kultur / Song and Popular Culture 45, 2000, S. 121–150.
- Widmaier, Tobias (2010)*: Muss i denn, muss i denn zum Städtele naus. – In: Populäre und traditionelle Lieder. Historisch-kritisches Liederlexikon. URL: [http://www.liederlexikon.de/lieder/muss\\_i\\_denn/](http://www.liederlexikon.de/lieder/muss_i_denn/) (abgerufen: 25.10.2020).
- Widmaier, Tobias (2012)*: Nun ade, du mein lieb Heimatland. – In: Populäre und traditionelle Lieder. Historisch-kritisches Liederlexikon. URL: [http://www.liederlexikon.de/lieder/nun\\_ade\\_du\\_mein\\_lieb\\_heimatland/](http://www.liederlexikon.de/lieder/nun_ade_du_mein_lieb_heimatland/) (abgerufen: 25.10.2020).



Peter Burggraaff

## Das ehemalige Land von Rode mit Herzogenrath (‘s-Hertogenrode) und Kerkrade (Kirchrath)

Eine grenzüberschreitende Kulturlandschaftsanalyse<sup>1</sup>

Mit 15 Abbildungen

### Einleitung

Der Artikel beruht auf dem grenzüberschreitenden Forschungsprojekt »*Kulturlandschaftsanalyse des Plangebiets Baalsbrugger Mühle*« des Landschaftsverbandes Rheinland (LVR), das in den Jahren 2016–2017 im Grenzraum Herzogenrath/Kerkrade durchgeführt wurde. Der Untersuchungsraum umfasste Herzogenrath mit Maubach, Merkstein, Worm und Wildnis in der Städteregion Aachen sowie Kerkrade mit den Stadtteilen Baalsbruggen, Chevremont, Eyselshoven, Haanrade und Rolduc in der niederländischen Provinz Limburg (s. Abb. 1).

### Kurzdarstellung der Kulturlandschafts-genese bis 1805

Vor dem Neolithikum (ca. 5400 v.Chr.) gab es bereits herumziehende Jäger und Sammler. Im Neolithikum wurden die Menschen sesshaft. Sie rodeten, kultivierten, bauten Siedlungen, betrieben Ackerbau, Viehhaltung und Gewerbe. Hierdurch wurde die umgebende Landschaft allmählich in eine Kulturlandschaft umgewandelt. Diese hatte anfänglich ein inselartiges Erscheinungsbild mit Rodungsinseln und entwickelte sich vor allem während der jahrhundertewährenden Zugehörigkeit zum römischen Reich seit ca. 50 v.Chr. zu einer intensiv genutzten und besiedelten Kulturlandschaft mit *villae rusticae* (Gutshöfen), Legionslagern, Städten, Siedlungen, Straßen und Wegen sowie landwirtschaftlichen Nutzflächen (Smeets 2016, S. 16–20).

Die Kulturlandschaft verzeichnete nach dem Ende des römischen Reiches um 300 n.Chr. eine regressiv geprägte Entwicklung. Mit der früh- und hochmittelalterlichen Landnahme setzte eine progressive Entwicklung ein, die bis ca. 1800 zu einer von Landwirtschaft geprägten ruralen Kulturlandschaft führte.

---

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 46. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Saarbrücken, 21.–24. September 2019) gehalten wurde.

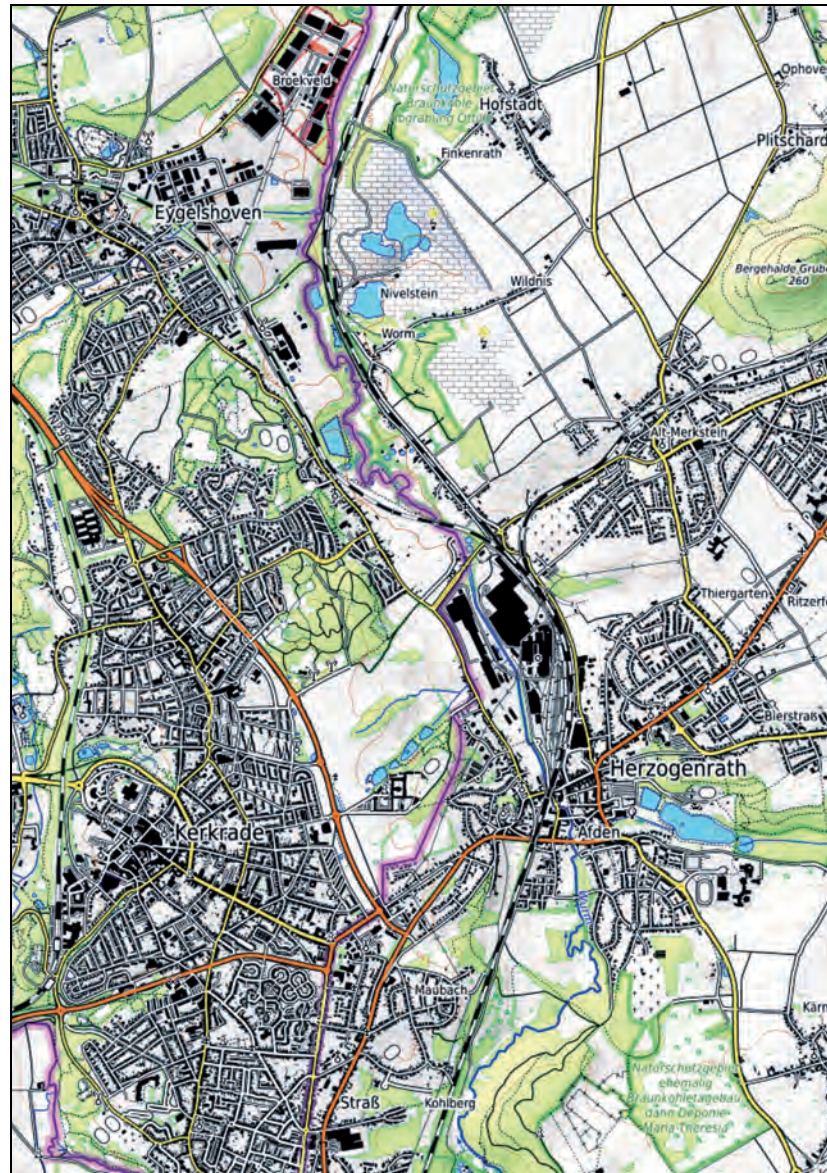


Abb. 1: *Der Untersuchungsraum*  
 Grundlage: Opentopomap, abgerufen: 15.03.2020

Einblicke in die Kulturlandschaft um 1780 vermittelt die Ferrariskarte von 1777 (Abb. 2). Auch die Tranchotkarte von 1805/1807 (Abb. 7) und die Preußische Uraufnahme von 1845 sowie die niederländischen »*Nettekeninge*« (Abb. 7 u. Fußnote 32) stellen mittelalterliche und frühneuzeitliche Strukturen (Sied-



Abb. 2: Das Land von Rode

Quelle: Ferrariskarte 1771–1778, Bl. 230 Rolduc. – In: Atlas Ferraris. Uitgegeven door het Nationaal Geografisch Instituut en de Koninklijke Bibliotheek van België. Brussel 2009

lungs-, Wege- und Landnutzungsgefüge) vor der dynamischen bergbaulichen und industriellen Entwicklung seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert dar.<sup>2</sup>

#### Die territoriale Entwicklung

Die Burg Rode wurde bezüglich der Gründung der Abtei Rolduc (Kloosterrade) als »*Castrensis Viculus*« (kleine Niederlassung) erstmals erwähnt.<sup>3</sup> Sie war im Besitz des Grafen *Adelbert* von Saffenberg (um 1074–1109). Er und sein Sohn *Adolf* († 1136) besaßen die Vogteirechte über Rolduc. Durch die Heirat 1136 von *Adolfs* Tochter *Mathilde* van Saffenberg (1122–1145) mit *Heinrich II.* von Limburg (um 1110–1167) wurde das Land von Rode limburgisch. 1282 wurde Herzogenrath durch den deutsch-römischen König *Rudolf I.* von Habsburg (1273–1291) als »*'s-Hertogenrode*« zur Stadt erhoben. Als Herrlichkeit blieb das Land von Rode selbständig, wurde jedoch in Personalunion vom Herzog von Limburg regiert. Während des Limburger Sukzessionskriegs, der mit dem Sieg von Herzog *Johann I.* von Brabant in der Schlacht von Worryngen 1288 endete, fiel das Land von Rode an Brabant.

2 Die kulturlandschaftliche Entwicklung vor 1805/1807 ist im Projektbericht von *Rob Smeets* ausführlich beschrieben worden (*Smeets* 2016, S. 13–51).

3 <http://www.burgenwelt.org/deutschland/rode/object.php>, abgerufen: 25.05.2020.

Nach dem Achtzigjährigen Krieg zwischen den Generalstaaten (Republik der Vereinigten Niederlande) und Spanien (1568–1648), konnten die Kriegsparteien während der Friedensverhandlungen in Münster sich nicht über die Gebiete jenseits der Maas (Overmaas) einigen. Eine Einigung erfolgte am 26. Dezember 1661 mit dem Partagetraktat. Vereinbart wurde die Teilung der Herrlichkeit Herzogenrath. Spanien erhielt Herzogenrath und die Dörfer Merkstein, Kerkrade, Ubach, Waubach, Simpelveld und Bocholtz. Die Generalstaaten erhielten Vaals mit den Dörfern Gulpen, Margraten und Vaals (*Haas* 1978, S. 307–310; s. Abb. 3).

Nach dem Spanischen Sukzessionskrieg (1701–1713) fiel das Land von Rode als Teil der spanischen Niederlande an das habsburgische Kaiserreich, die von 1714 bis 1795 als österreichische Niederlande bezeichnet wurden. In der Ferraris-karte von 1777 ist das Land von Rode, wozu die ehemalige Gemeinde Eygels-hoven (Herzogtum Jülich) nicht gehörte, dargestellt (s. Abb. 2).

1797 wurde die Herrlichkeit Rode formal aufgehoben und ins französische Kaiserreich eingegliedert und gehörte bis 1814 zum Département de la Meuse-Inférieure (Niedermaas) (s. Abb. 3).

Nach dem Wiener Kongress (1814–1815) wurde das Land von Rode zwischen dem vereinigten Königreich der Niederlande und dem Königreich Preußen aufgeteilt. Kerkrade mit den zugehörigen Ortschaften wurde niederländisch und Herzogenrath und Merkstein mit zugehörigen Ortschaften preußisch. Die im Vertrag von Aachen vom 26. Juni 1816 festgelegte Staatsgrenze verläuft von Eygels-hoven bis Baalsbruggen am Ostufer der Wurm, unmittelbar östlich von Rolduc in Richtung der Neustraße/Nieuwstraat.

Zwischen 1830 und 1839 stand der limburgische Teil des Landes von Rode nach der Abspaltung von Belgien aus dem vereinigten Königreich der Niederlande unter belgischer Verwaltung. Nach der Trennung von der heutigen belgischen Provinz Limburg 1839 war die neugegründete niederländische Provinz Limburg als Herzogtum Limburg bis 1866 Mitglied im Deutschen Bund, aber stand weiterhin unter niederländischer Verwaltung.<sup>4</sup>

Nach der Teilung von 1816 lebten sich die beiden getrennten Regionen trotz gemeinsamer Mundart, Kultur, Religion, verwandtschaftlicher Beziehungen usw. mit einer national orientierten preußisch/deutschen bzw. niederländisch/holländischen Politik auseinander. Trotz der Trennung spielte das sogenannte »nationalistisch geprägte Gefühl« zunächst kaum eine Rolle (*Karel* 2004, S. 10). Die Effekte der Trennung verstärkten sich vor allem während des Dritten Reiches von 1933 bis 1945. Die geschlossene Grenze nach 1945 führte zum weiteren Auseinanderwachsen. Durch den Wegzug einheimischer Einwohner von der Herzogenrath-er Seite der Grenze wegen der schlechten wirtschaftlichen Situation und Niederlassung sogenannter Ostflüchtlinge wurde in Herzogenrath im Gegensatz zu Kerkrade (Kirchroa) allmählich die gemeinschaftliche Rodener Mundart zurückgedrängt und es wuchsen die kulturellen und sozialen Unterschiede.

---

4 *Boogman* 1955, S. 49–51.



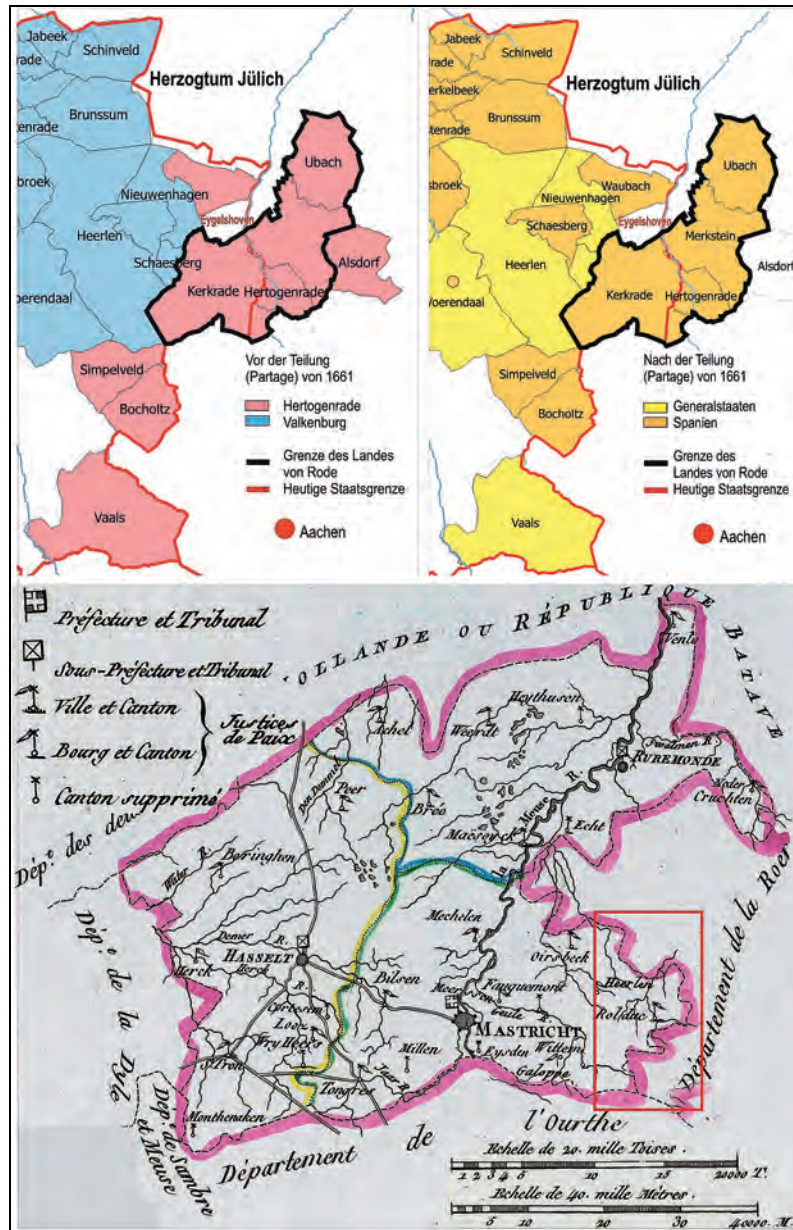


Abb. 3: Territorialentwicklung des Landes von Rode von 1648 bis 1813: Länder der Overmaas vor der Teilung von 1661 (oben links), Länder der Overmaas nach der Teilung von 1661 (oben rechts) und das Land von Rode als Teil des Départements Niedermaas (unten)

[https://nl.wikipedia.org/wiki/Landen\\_van\\_Overmaas](https://nl.wikipedia.org/wiki/Landen_van_Overmaas), CC BY-SA 4.0 Hans Erren, abgerufen: 29.03.2020 (oben) und Pierre-Gilles Chanlaire: Département de la Meuse Inférieur. – 1802, <http://genwiki.nl/limburg/index.php?title=Bestand:Nedermaas1802.jpg>, abgerufen: 29.03.2020 (unten)

Mit der Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) mit den Römischen Verträgen vom 25. März 1957 bzw. der Europäischen Union (EU) mit dem Vertrag von Maastricht vom 7. Februar 1992 wurden die Grenzen allmählich durchlässiger. Vor allem mit beiden Schengener Abkommen von 1985 und 1990 wurden die Grenzen durchlässiger und sind ohne Grenzkontrollen zu queren. Mit der Gründung der Eurode 1991 und deren Umstellung auf eine Körperschaft des öffentlichen Rechtes 1998 sind die Weichen für viele gemeinschaftliche administrative Aktivitäten und die Wahrnehmung von Verwaltungsaufgaben gestellt worden.<sup>5</sup>

## Kulturlandschaftsanalyse

### Methodik

Die Kulturlandschaftsanalyse (s. Abb. 4) basiert vor allem auf der Altkartenauswertung. Die kartographische Aufarbeitung der Kulturlandschaftsentwicklung dient der Darstellung prägender Landnutzungsformen, Siedlungsstrukturen und strukturell eingebundener Kulturlandschaftsobjekte. Gleichzeitig können raumwirksame Prozesse abgeleitet und in einen zeitlichen Zusammenhang gestellt werden. Der kulturlandschaftliche Werdegang wird sowohl querschnittlich mit den Landnutzungsstadien als auch längsschnittlich mit dem Kulturlandschaftswandel betrachtet.

Die quellenkritische Sichtung der Altkarten und Erstellung von Landnutzungskarten verschiedener Zeitstellungen vermittelt Einblicke in vergangenen Kulturlandschaftsstadien.

In der sogenannten »*Querschnittsanalyse*« lässt sich die Kulturlandschaftsentwicklung seit 1805/1807 mit der Tranchotkarte<sup>6</sup> und den vorliegenden Kartenquellen in gewählten Zeitschnitten verfolgen: (1) der preußischen Uraufnahme von 1845 und niederländischen »*Netkaart*« der »*militair topografische Kaart*« von 1842, (2) der Fortschreibung der preußischen Neuaufnahme (1893) von 1910 und

---

5 1991 intensivierten Kerkrade und Herzogenrath ihre Zusammenarbeit durch die Gründung von Eurode, die bezüglich einer besseren Kompetenzausstattung am 1. Januar 1998 in einen öffentlich-rechtlichen Zweckverband überführt worden ist. Er kann beiden Städten Verpflichtungen auferlegen, aber bürgerbindende Beschlüsse müssen von beiden Räten bestätigt werden. Der Verband besteht aus dem »*Euroderat*« mit jeweils acht Mitgliedern der beiden Räte und dem geschäftsführenden Vorstand. Der Vorsitz wechselt alle zwei Jahre zwischen beiden Bürgermeistern. Schwerpunkte der Zusammenarbeit sind Wirtschaftsförderung, Verkehrsinfrastruktur, Bildung, Beratung von Grenzgängern, öffentliche Sicherheit, Kultur und Sport. Erfolge der Zusammenarbeit sind der Technologiepark Herzogenrath (TPH), das Eurode Business Center (EBC), das Eurode-Wohnungsbauprojekt, der Nachbarschaftshilfevertrag und vieles mehr ([www.eurode.eu](http://www.eurode.eu), abgerufen: 29.02.2020).

6 Die Ferrariskarte von 1777 ist aufgrund ihrer Darstellungsform weniger geeignet für den direkten Kartenvergleich für die detailgetreue Erfassung des Kulturlandschaftswandels, aber sie gewährt trotzdem wertvolle Einblicke in eine frühneuzeitliche Kulturlandschaft, die etwa 30 Jahre älter ist als die vorliegende Tranchotkarte von 1805/1807.

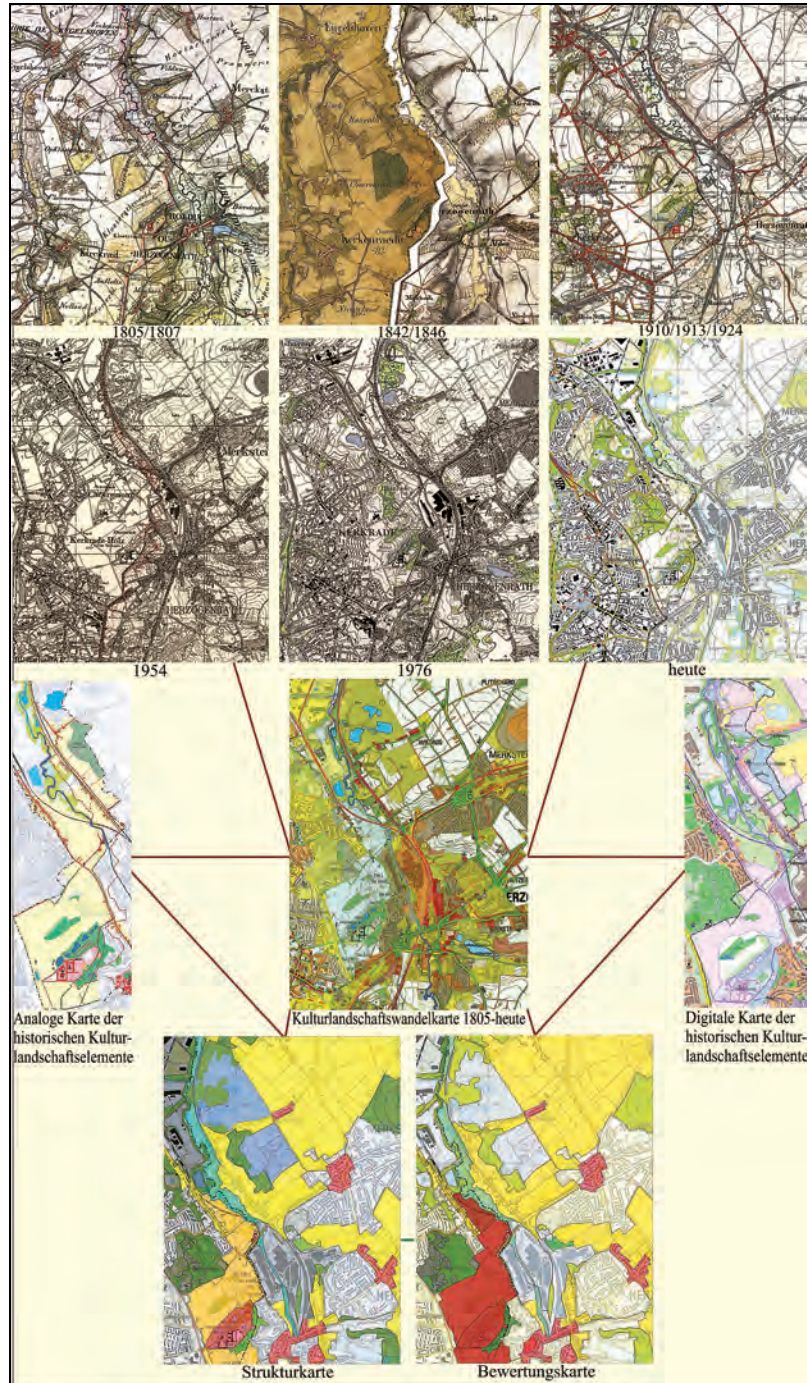


Abb. 4: Schematische Darstellung der Kulturlandschaftsanalyse  
Benutzte Karten siehe Fußnote 32, Entwurf: P. Burggraaff



der niederländischen »*Bonnekaart*« von 1913 mit Berichtigungen bis 1924, (3) den 1954<sup>7</sup> und (4) 1976 bearbeiteten deutschen und niederländischen topographischen Karten und (5) den aktuellen topographischen Karten (TK 25).

In diesen ausgewählten Kartenblättern, die als Landschaftszustandskarten zu betrachten sind, sind neben den topographischen Darstellungen vor allem die jeweiligen charakteristischen Landnutzungsstrukturen und konstituierenden Merkmale zu beachten. Eine detailgetreue Rückschreibung der Kulturlandschaft vor 1805/1807 ist durch das Fehlen von flächendeckenden und genauen Kartenwerken<sup>8</sup> mit Ausnahme der Ferrariskarte problematisch, da die frühneu- und neuzeitlichen Landnutzungssysteme sowie das -gefüge erheblich von den mittelalterlichen abweichen können.<sup>9</sup>

#### Landnutzung von 1805/1807 bis heute

Anhand der Tranchotkarte von 1805/1807 und der nachfolgenden bereits erwähnten Kartenwerke werden die kulturlandschaftlichen Veränderungen erläutert und in die Kulturlandschaftswandelkarte zusammengefasst.

*Landnutzung 1805/1807 (Abb. 5):* Das Land von Rode gehörte während der französischen Periode zum *Département de la Meuse Inferieure* und Eyselshoven zum *Département de la Roer*. Die Tranchotkarte zeigt eine weitgehend geschlossene Siedlungsstruktur mit überwiegend linear geprägten kleinen und zum Teil locker bebauten Straßensiedlungen, die von kleinparzellierten Gartenflächen umgeben sind. Es finden sich auch einige Einzelgehöfte, die sich vor allem an niederländischer Seite im Westteil des Untersuchungsgebietes befinden.

Herzogenrath (seit 1282 Stadt), Merkstein, Kerkrade und Eyselshoven sind die größten Siedlungen, die als Straßendörfer zu betrachten sind.

Während der französischen Besatzungs- und Verwaltungsphase von 1795 bis 1814 verlor Herzogenrath die Stadtrechte und wurde in eine Bürgermeisterei (mairie) umgewandelt. Sie wurde erst 1919 wieder zur Stadt erhoben.

Die 1796 aufgehobene Abtei Rolduc hebt sich als ummauerter Klosterkomplex mit den sechs Fischteichen im Kartenbild deutlich hervor.

7 Es betrifft die erste nach 1945 umfassend bearbeitete topographische Karte.

8 Die Tranchotkarte (1803/1813) ist das älteste flächendeckend vorliegende Kartenwerk des linken Rheinlandes mit den angrenzenden östlichen Teilen von Belgien, Luxemburg und den Niederlanden. Sie wird für die Kulturlandschaftsanalyse jedoch nach kritischer Auswertung genutzt (s. *Müller-Miny* 1975).

9 Die quellenkritische Gegenkontrolle kann nur über urkundliche Nennungen von abhängigen Höfen, Mühlen, Abgaben, allgemeinen örtlichen Angaben usw. erfolgen, wobei die genaue topographische Lage fehlt. Die Angaben in den schriftlichen Quellen sind eher allgemeiner Art. Nur in Einzelfällen sind präzise Lokalisierungen möglich. Eine weitere Rückschreibung kann nur generalisiert nach vorhandenen Kulturlandschaftselementen im Gelände und den Hinweisen aus Altkarten als Abgleich erfolgen.



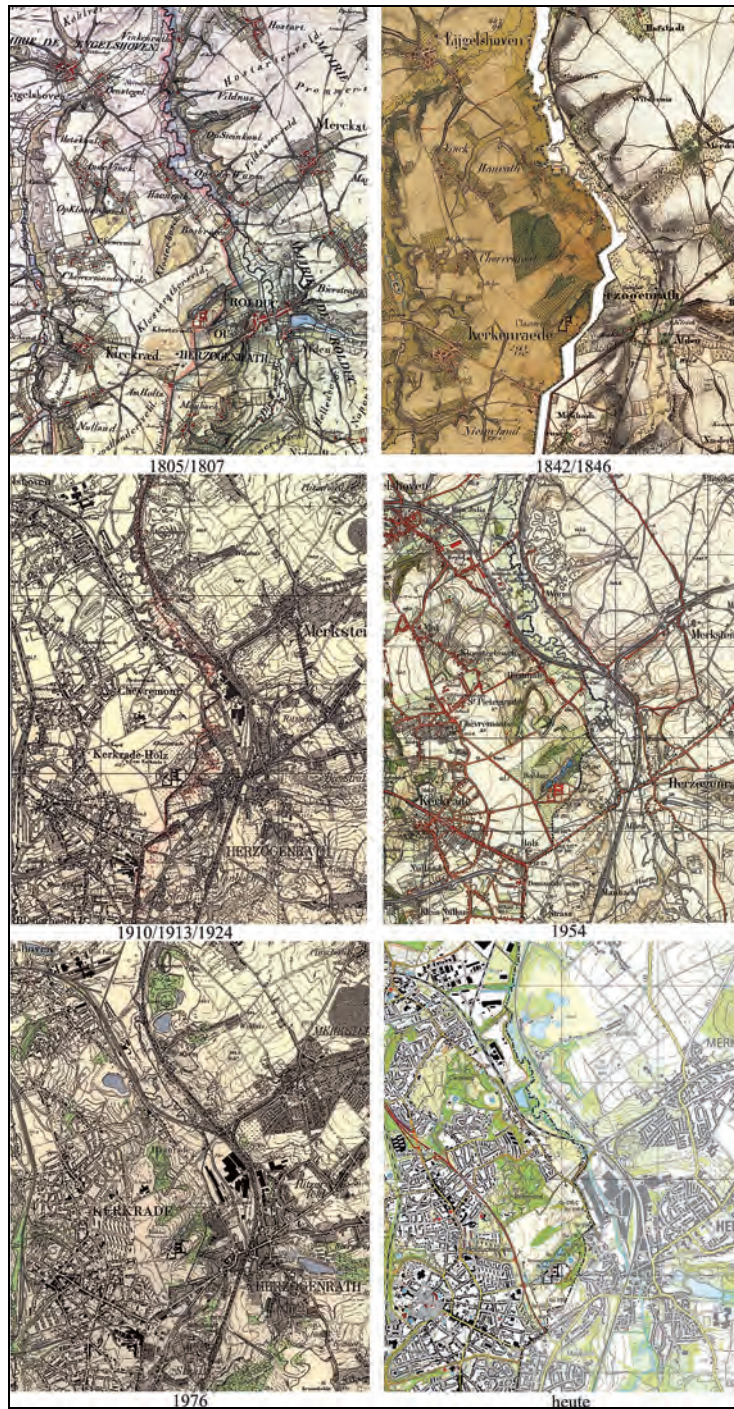


Abb. 5: Entwicklung der Landnutzung seit 1805/1807  
Benutzte Karten siehe Fußnote 32

Die Landnutzung wird vom Ackerbau dominiert. Entlang der Wurm und den Nebenbächen finden sich die offenen Auenflächen, die als Wiese genutzt wurden. Großflächige Wälder sind mit Ausnahme des »Klosterbosch« nicht vorhanden. Auffallend ist, dass auf dieser Karte wenige Heideflächen dargestellt worden sind.

Das Straßen- und Wegenetz ist relativ dicht und verbindet die Siedlungen. Es gibt einige durchgehende Hauptstraßen wie die Straße Kerkrade-Herzogenrath, Kerkrade-Aachen und Herzogenrath-Rolduc-Aachen. Die Ackerfluren sind dagegen kaum von Wegen erschlossen worden. Das Wegegefüge ist unregelmäßig. An der Herzogenrather Seite der Grenze sind einige Hohlwege eingetragen.

Das Gewässernetz wird vor allem von der mäandrierenden Wurm geprägt. Im westlichen Teil des Untersuchungsgebietes fließt die Anstel, die östlich von Eyselshoven in die Wurm mündet und an der sich westlich von Chevremont und beim Schloss Erenstein einige Teiche befinden. Unmittelbar östlich von Herzogenrath ist ein größerer Teich auf der Karte erkennbar.

Auf der Karte sind nicht explizit Gruben bzw. Abgrabungsflächen dargestellt worden. Aber die Bezeichnung »Op Steinkaul« zwischen Wurm und Wildnis deutet auf Gruben hin. Aus der Literatur und historischen Quellen ist belegt, dass seit der Römerzeit Sandstein abgebaut worden ist. Ähnliches gilt auch für die Steinkohlengruben der Abtei Rolduc, die seit dem Hochmittelalter zunächst in Tagebau ausgebeutet worden sind.

Zusammenfassend existiert 1805/1807 eine dicht besiedelte, frühneuzeitliche, landwirtschaftlich geprägte Kulturlandschaft.

*Landnutzung 1842/1845 (Abb. 5):* Das Landnutzungsgefüge hat sich bis 1842/1845 kaum verändert. Die niederländische »Netkaart« von 1842 und die preußische Uraufnahme von 1845 zeigen das gleiche Siedlungs-, Straßen-, Wege-, Gewässer- und Landnutzungsgefüge mit relativ geringen Veränderungen. Auf der niederländischen Karte sind die Gartenflächen, die die Siedlungen umgeben, mit kleinen Punktsignaturen dargestellt, die auf Obstbäume hindeuten. Die kleinen Heideflächen sind verschwunden.

Auf der preußischen Uraufnahme von 1845 ist die Eisenbahntrasse der Bahnlinie Aachen–Mönchengladbach bereits eingetragen. Der Abschnitt Rheydt–Herzogenrath dieser Strecke wurde aber erst am 12. November 1852 – also sieben Jahre nach der Darstellung der Trasse auf der Karte von 1845 – eröffnet.<sup>10</sup>

Die Wurm hat wegen der fortlaufenden dynamischen Mäanderbildung ihren bereits stark kurvigen Lauf ständig weiter verändert.

Die Teiche sind mit Ausnahme des Teiches bei Heeren Anstel dargestellt. Dies gilt auch für die sechs linear angeordneten Fischteiche sowie für die südwestlich vorgelagerten kleinen Teiche von Rolduc.

---

10 Eine mögliche Erklärung hierfür wäre, dass die Bahntrasse bereits vermessen war und die Topographen sie somit in die Karte eingetragen haben.

Auf der preußischen Uraufnahme und »*Netkaart*« sind wiederum keine Gruben bzw. Abgrabungsflächen dargestellt worden, obwohl bereits Sandstein und Kohlen abgebaut wurden.

Zusammenfassend ist auch für 1842/1845 festzuhalten, dass faktisch noch immer eine frühneuzeitliche von Landwirtschaft geprägte Kulturlandschaft dargestellt ist.

*Landnutzung 1910/1913/1924 (Abb. 5):* Die Kulturlandschaft hat sich wesentlich verändert. Es handelt sich dabei um neue Wirtschafts- und Landnutzungsformen wie Gewerbe-, Bergbau- und Industrieflächen, die auch durch den technischen Fortschritt mit der Erfindung und Anwendung von Dampfmaschinen, Elektro- und Verbrennungsmotoren, die die Einführung des Eisenbahnwesens und motorisierten Verkehrs ermöglicht haben. Durch die Zunahme der Mobilität von Kapital, Ressourcen und Arbeit veränderten sich die Standortbedingungen.

Die Veränderungen beziehen sich vor allem auf den expandierenden Bergbau. An beiden Seiten der Grenze sind neue Bergwerke entstanden: Die *Domaniale Zeche* stammt von 1815,<sup>11</sup> Sie ist aus den alten Zechen der Abtei Rolduc hervorgegangen. Sie wurde von den Franzosen von 1797 bis 1814 als *Gouvernementszeche* und von 1814 bis 1845 als *Staatszeche* betrieben. Von 1830 bis 1839 stand sie unter belgischer Verwaltung. Die Konzession erstreckte sich auch mit 173 ha auf preußischem Gebiet.<sup>12</sup> 1846 wurde sie der Aachen-Maastricht Eisenbahngesellschaft verkauft. Die Zeche wurde 1850 modernisiert. Etwa zwei km nördlich des Hauptsitzes der *Domanialzeche* befand sich das aufgrund der Erweiterungskonzession von 1880 genehmigte Nordfeld der Zeche am Südrand des *Beerenbosch*. Diese Erweiterung war sehr lukrativ. Da die Entfernung zu den bestehenden Luftschächten zu groß war und die Luftversorgung somit schwierig war, wurden 1905 die Luftschachtanlage *Beerenbosch I* und 1917 der *Ventilationsschacht Beerenbosch II* errichtet.<sup>13</sup>

In *Eygelshoven* ließen der aus *Herzogenrath* stammende Mühlenbesitzer *Anton Wackers* und sein Schwager *Gustav Schümmer* 1870 erfolgreiche Probebohrungen nach Steinkohle durchführen und einige Jahre später erhielten sie die Konzession für *Laura*, die mit der älteren Konzession *Vereeniging* zusammengelegt wurde. 1901 und 1902 wurden die beiden Schächte der Zeche »*Laura*« abgeteuft. Die ersten Kohlen wurden 1905 gefördert. Durch das Konzessionsgebiet verlief jedoch eine geologische Störung (*Feldbiss*, Bruch in der Erdkruste). Deswegen teilte man das Konzessionsgebiet in zwei Hälften. Da eine Durchtunnelung der Bruchzone noch nicht möglich war, errichtete man für die Kohlenförderung im nördlichen Teil des Kohlenfeldes 1921 die Zeche *Julia*. Die Kohlenförderung

---

11 Das älteste Kohlenbergwerk der Niederlande ist der »*Domaniale Mijn*«.

12 <http://www.limburgsemijnen.nl/Domaniale.html>, nach Daten von *N. Moonen*, abgerufen: 10.03.2020.

13 <http://www.demijnstreek.net/departiculieremijnendomanialebeerenbosch.php>, abgerufen: 10.03.2020.

begann dort 1926. Angeschlossen war zuletzt neben Kohlenwäsche und Verladungsbahnhof, Werkstätten etc. auch ein Kraftwerk.<sup>14</sup>

Der Bau der Zeche Adolf des Eschweiler Bergwerks-Vereins begann am 12. Juni 1898. Die ersten Kohlen konnten jedoch erst 1913 gefördert werden. Mit der Fertigstellung der benachbarten Wetterschacht 1923 war die Grube Adolf eine eigenständige Zeche. Insgesamt verfügte sie über zwei Schächte. Die Bewetterung erfolgte gemeinsam mit den benachbarten Zechen. Die Zeche hatte einen eigenen Bahnhof mit Gleisanschluss an den Bahnhof Merkstein sowie eine eigene Gleisverbindung zum Bahnhof der Zeche und Kokerei Anna in Alsdorf.<sup>15</sup>

Es entwickelte sich eine bergbauliche Infrastruktur mit obertägigen Betriebs-, Maschinen- und Bürogebäuden, Fördertürmen, Schachtanlagen und Gleisen für den Bahnanschluss. Für die Bergarbeiter wurden neue Siedlungen gebaut. Mit der Modernisierung der Domanialen Zeche und die Errichtung der Zechen Laura, Julia und Adolf wurden die Strom- und Wasserversorgung mit obertägigen Stromleitungen bzw. untertägige Wasserleitungen etabliert.

1860 begann man mit dem Abbau von Braunkohlen im Herzogenrather Stadtteil Neubardenberg. Wegen Unrentabilität wurde die Förderung 1873 eingestellt und 1888 wieder aufgenommen, Zunächst wurden die Braunkohlen mittels einer Seilbahn, die zwischen 1888 und 1893 errichtet wurde, in die 1888 errichtete Brikettfabrik in Herzogenrath transportiert.<sup>16</sup> Auf der Fortschreibung der preußischen Neuaufnahme von 1910 ist die Seilbahn nicht mehr dargestellt worden.

Der Abschnitt Rheydt-Herzogenrath der Bahnlinie Aachen–Mönchengladbach wurde am 12. November 1852 eröffnet. Es dauerte fast 20 Jahre bis das Eisenbahnnetz sich weiter verdichtete. Die Bahnlinie Stolberg–Merkstein–Herzogenrath wurde zwischen 1870 und 1891 fertiggestellt. Die grenzüberschreitende Bahnverbindung Aachen–Herzogenrath–Eygelschoven–Sittard wurde 1896 eröffnet, an der später die Eygelschovener Zechen Laura und Julia angeschlossen wurden.

Das Siedlungsgefüge veränderte sich ebenfalls. Die Bebauung erweiterte sich linear entlang den Zufahrtsstraßen (s. Abb. 5). Dies gilt insbesondere für Herzogenrath, Kerkrade, Merkstein und Eygelschoven. Diese linear geprägten Siedlungserweiterungen hängen vor allem mit den Bergwerken und den Glasfabriken am Bahnhof Kerkrade-Rolduc und in Herzogenrath sowie der Ziegelei Berghof südlich von Eygelschoven zusammen.

Das Straßengefüge hat sich kaum verändert. Zwischen Herzogenrath und Merkstein sind einige Straßen neu angelegt worden.

Zwischen den kleinen Ortschaften Worm und Nivelstein befindet sich unmittelbar an der Wurm ein größeres Abgrabungsgebiet, in dem der Nivelsteiner Sandstein sowie Sand und Kies gewonnen wurden.

---

14 <http://www.demijnstreek.net/departiculieremijnenjulia.php>, abgerufen: 10.03.2020.

15 <http://bergbaudenkmal-grube-adolf.de/grube-adolf/>, abgerufen: 11.03.2020.

16 <https://www.wolfgang-voigt.de/%C3%BCber-mich/ver%C3%B6ffentlichungen/kohlebergbau-im-aachener-revier/>, 24.03.2020; <https://www.kuladig.de/Bearbeiten/KuladigObjekt?View=265440>, abgerufen: 14.09.2019.



Abb. 6: Die Gruben Laura 1901–1905 und Julia (1921–1926) im Hintergrund (oben) sowie die Grube Adolf 1898–1913 (unten)  
[www.landgraafkoerier.com/2013/05/reunie-laura-en-julia-gaat-door-rond-9-oktober/](http://www.landgraafkoerier.com/2013/05/reunie-laura-en-julia-gaat-door-rond-9-oktober/),  
abgerufen: 23.05.2018 und <http://www.ernstkaebisch.de/fotos/2017/dezember/merkstein/index.htm>,  
abgerufen: 14.05.2019

Das Gewässernetz hat sich kaum verändert. Die Anstel ist im Vergleich zu 1842 bereits in einzelnen Abschnitten begradigt worden. Außer den vier von ursprünglich sechs dargestellten größeren Fischteichen von Rolduc und zwei Teichen südlich von Herzogenrath sind keine Teiche mehr dargestellt worden.

Zusammenfassend weist die Kulturlandschaft einen Strukturwandel auf, der vor allem von dem aufkommenden Kohlenbergbau in Eyselshoven, Kerkrade und Merkstein, den Sand- und Steingruben nördlich von Worm und vom Gewerbe sowie Industrie bei Herzogenrath und am Bahnhof Kerkrade/Rolduc geprägt wird.

*Landnutzung 1954 (Abb. 5):* Die Kulturlandschaft hat sich zwischen 1910/1913/1924 und 1954 sehr dynamisch entwickelt. Hierbei muss beachtet werden, dass die Kriegsschäden an beiden Seiten der Grenze weitgehend beseitigt worden sind.

Was die Siedlungsentwicklung betraf, entstanden nun vermehrt flächige Neubaugebiete mit Wohnstraßen. Hierbei handelt es sich auch um Bergbausiedlungen in Eyselshoven, Kerkrade und Merkstein. Die industrielle Entwicklung konzentrierte sich an der Nordseite von Herzogenrath entlang den Eisenbahntrassen. Die Fabriken wurden mittels Anschlussgleisen ans Eisenbahnnetz angeschlossen. Auch südlich der Zeche Julia östlich von Eyselshoven entwickelte sich beim 1896 gebauten Bahnhof Kerkrade-Rolduc ein Industriegebiet. Durch die industrielle und bergbauliche Entwicklung reduzierten sich die Agrarflächen.

Die Ortschaft Nivelstein an der »Anna Nöhlen-Brücke« über die Wurm wurde als Folge der Kriegshandlungen am Ende des Zweiten Weltkrieges im Oktober 1944 stark zerstört. Der Weiler bestand lediglich aus wenigen Häusern und einer verfallenen Wassermühle, in der eine Wirtschaft untergebracht war. Nivelstein wurde 1945 von den Alliierten, die Material für die Befestigung der Geschützstellungen und den Straßenbau benötigten, gänzlich abgerissen. Der Ort wurde nach dem Krieg nicht mehr aufgebaut und ist somit als neuzeitliche Wüstung zu betrachten. Diese Tatsache wurde auch mit der Nähe der Wurm, der Staatsgrenze und mit der schlechten Verkehrsanbindung begründet.<sup>17</sup>

An der Südwestseite des Beerenbosch ist 1917 der Ventilationsschacht Beerenbosch II errichtet worden. Die Abbauflächen von Sandstein, Sand und Kies zwischen Merkstein und Nivelstein haben sich erweitert.

1918 wurde die Braunkohlengrube Herrmann nördlich von Eyselshoven angelegt und in Betrieb genommen. Die Grube blieb bis 1949 in Betrieb. Nach der Stilllegung gab es Schwierigkeiten zwischen der Betreiberfirma und der Gemeinde bezüglich der Rekultivierung und Probleme mit der Entwässerung. Am 8. Oktober 1950 kaufte der Bergwerkbetreiber »Laura en Vereeniging« die Grube zusammen mit Wald- und Grünlandparzellen mit einem Gesamtumfang von 5,5 ha. Erst 1954 gab es bezüglich der Entwässerung eine endgültige Regelung.<sup>18</sup>

Eine weitere Grube befand sich zwischen Haanrade und Eyselshoven. Die Konzession für die Grube Anna wurde bereits 1920 verliehen, aber es dauerte noch bis 1944 bevor dort von der Betreiberfirma »Carisborg« die erste Braunkohle gewonnen wurden.<sup>19</sup> Die gewonnene Braunkohle wurde in der von 1922 bis 1923 gebauten Brikettfabrik in Treebeek verarbeitet.<sup>20</sup>

Die landwirtschaftlichen Nutzflächen haben sich durch Bergbau, Industrie und Siedlungsentwicklung vor allem an niederländischer Seite reduziert. Nördlich von Merkstein erfolgte zwischen 1910 und 1954 eine Flurbereinigung und die Ackerflächen sind systematisch mit einem geradlinigen Wegenetz erschlossen worden, was sich im Kartenbild deutlich manifestiert.

---

17 <http://www.aachener-zeitung.de/lokales/geilenkirchen/verschwundene-doerfer-finkenrath-und-nivelstein-sind-unvergessen-1.386435>, abgerufen: 10.03.2020.

18 <http://www.demijnstreek.net/bruinkooleygelshoven.php#>, abgerufen: 09.03.2020.

19 <http://www.demijnstreek.net/bruinkooleygelshoven.php#>, abgerufen: 09.03.2020.

20 <http://www.gluckauf.nl/bruinkool-groeve-carisborg>, abgerufen: 09.03.2020.



Das Gewässernetz hat sich mit Ausnahme der Wurm nördlich von Herzogenrath kaum verändert, die Wurm ist zwischen 1910 und 1937 begradigt worden.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Staatsgrenze 1949 verlegt. Dies betraf vor allem die Grenzabschnitte zwischen Rolduc und der Baalsbrugger Mühle und entlang der Wurm bis Finkenrath. Die unmittelbar an der Ostmauer von Rolduc verlaufende Grenze wurde in östlicher Richtung verlegt. Auch entlang der Wurm wurde die Grenze in östlicher Richtung verlegt, so dass die Wurm kein Grenzfluss mehr war und durch niederländisches Staatsgebiet floss (Abb. 7). Außerdem wurde Finkenrath wegen der Verlegung der Grenze ebenfalls niederländisch. 1963 wurde die Grenze entlang der Wurm wieder zurückverlegt und die Wurm wieder Grenzfluss, aber die neue Grenzziehung östlich von Rolduc wurde nicht mehr verändert. Dafür wurde die Grenze zwischen Rolduc und dem Industriegebiet von Herzogenrath zugunsten der Bundesrepublik Deutschland verlegt (Abb. 7).

*Landnutzung 1976 (Abb. 5):* Die Dynamik des Landschaftswandels hat sich weiter intensiviert. Die ursprünglich landwirtschaftlich geprägte Kulturlandschaft hat sich vor allem an der Kerkrader Seite in eine weitgehend von Kohlenbergbau und Industrie geprägte Kulturlandschaft mit einer hohen Siedlungsdichte gewandelt. Der Kohlenbergbau, die Industrie und die Siedlungsverdichtung haben das Landschaftsbild nachhaltig urban geprägt. Nur das Umland von Rolduc und die ehemaligen rekultivierten Abgrabungsflächen sind noch offengeblieben. An der Herzogenrather Seite ist die Siedlungsdichte etwas geringer und es sind noch größere landwirtschaftlich genutzte Offenlandbereiche im Norden vorhanden.

Die Siedlungsverdichtung führte vor allem an der Kerkrader Seite zu einem Zusammenwachsen der Ortschaften um Kerkrade und eine Siedlungserweiterung von Eyselshoven. An der Herzogenrather Seite weisen vor allem Herzogenrath und Merkstein durch die Siedlungserweiterung große bauliche Veränderungen auf. Durch die flächigen Siedlungen und bergbaulich-industriellen Erweiterungen sind die landwirtschaftlichen Nutzflächen vor allem an Kerkrader Seite drastisch zurückgegangen. Im nördlichen Teil hat sich eine größere gewerblich, industriell und bergbaulich geprägte Fläche entwickelt.

Im Gegensatz zu den Siedlungserweiterungen musste Finkenrath zwischen 1949 und 1963 durch die Bergsenkungen von mehreren Metern des benachbarten Bergwerkes Julia abgerissen werden. Die Bergschäden wurden durch den untertägigen Raubabbau verursacht. Dadurch traten große Schäden an den Häusern auf, sodass eine Instandsetzung nicht mehr möglich war (*Welfens* 2011, S. 182). Die Einwohner wurden abgefunden und die meisten zogen in die benachbarten Orte um. Die alten Häuser wurden zwischen 1949 bis 1963 abgerissen (*Welfens* 2011, S. 200–211). Ein Gedenkstein erinnert an diesem abgegangenen Ort.<sup>21</sup>

---

21 <http://www.aachener-zeitung.de/lokales/geilenkirchen/verschwundene-doerfer-finkenrath-und-nivelsteinsind-unvergessen-1.386435>, abgerufen: 10.03.2020.



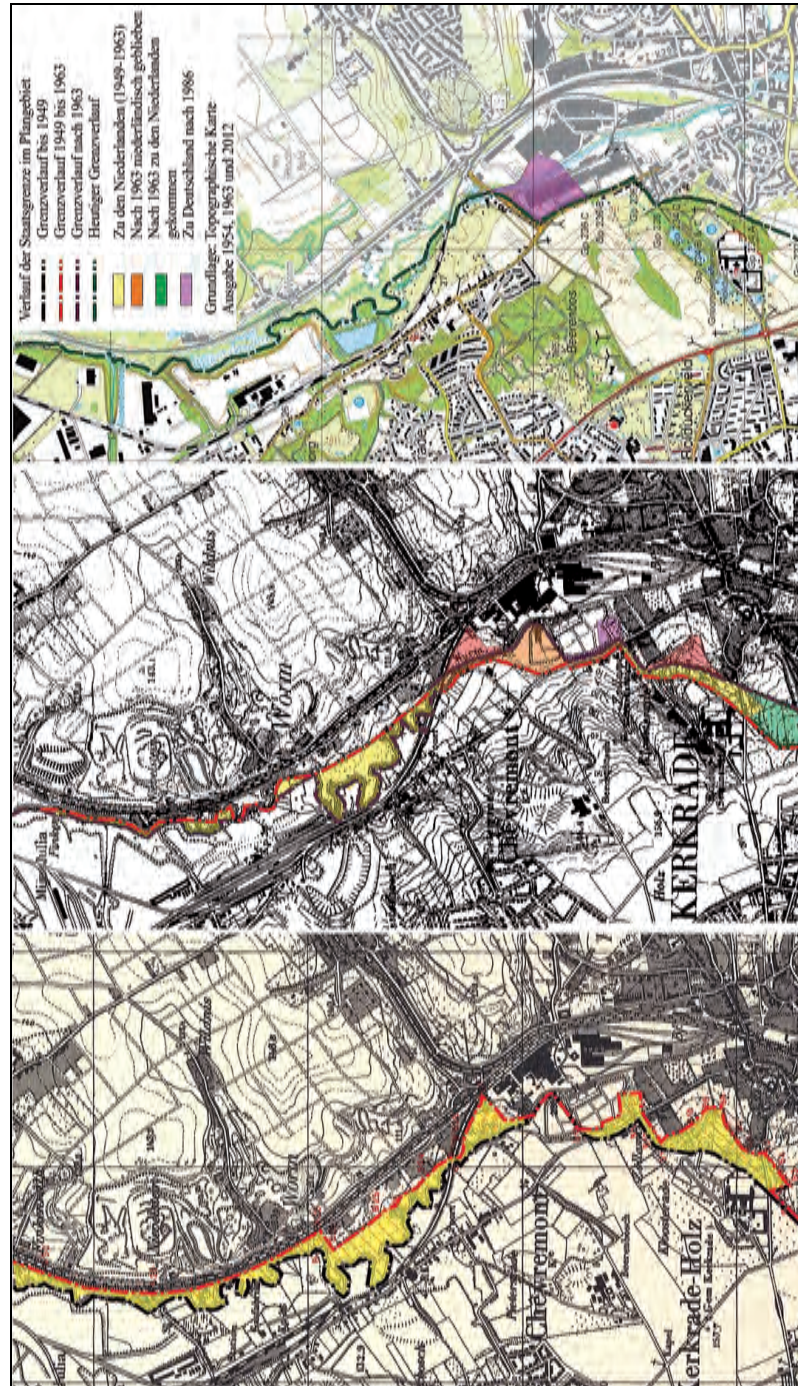


Abb. 7: Grenzveränderungen 1949–1963–1998  
 Grundlage: Ausgabe 1954, 1963 und 1998 der topographischen Karte (Fußnote 32),  
 HistoriKa Bl. 5102 Herzogenrath

Die Karte von 1976 (s. Abb. 5) zeigt die damalige Kulturlandschaft kurz nach der Schließung der südlimburgischen Bergwerke zwischen 1969 und 1974, die sich im Kartenbild noch nicht bemerkbar gemacht hat und vor der Schließung der Kohlenbergwerke des Aachener Reviers, die zwischen 1990 und 1997 vollzogen wurde. Der große Erdgasfund bei Slochteren in der Provinz Groningen 1959, die Umstellung auf Erdöl sowie der Import von billiger Kohle aus dem Ausland machten den Kohlenbergbau unrentabel, so dass die niederländische Regierung 1965 beschloss, den Kohlenbergbau einzustellen. Die Förderung der Domanialen Zeche in Kerkrade wurde 1969, der Zeche Laura 1968 und der Zeche Julia in Eyselshoven 1974 eingestellt. In Merkstein wurde die Kohlenförderung der Grube Adolf aufgrund eines Verbunds mit der Grube Anna in Alsdorf einging, umgestellt. Die beiden Schächte wurden für kurze Zeit nur noch für die Seilfahrt und bis 1990 als Wetterschacht genutzt.<sup>22</sup>

Die Stilllegung der Braunkohlengrube Anna in Eyselshoven erfolgte 1960. 1967 wurde das Gelände mit den vorhandenen Gebäuden von der Betreiber-gesellschaft »Carisborg« der Gemeinde Eyselshoven verkauft. Hiermit war das Ende der Braunkohlengewinnung in Südlimburg besiegelt. Sie konnte nie mit dem Kohlenbergbau konkurrieren. Außerdem hatte sie keinen guten Ruf, denn die Betreiber wollten wegen des Brennstoffmangels nach dem Zweiten Weltkrieg schnelle Gewinne machen. Die Produktion in der erbauten dortigen Brikettfabrik von 1922/1923 wurde 1968 eingestellt. In den Jahren 1969 und 1970 wurde die Fabrik abgerissen.<sup>23</sup>

Die Sandstein-, Sand- und Kiesgruben nördlich und südlich von Worm und Wildnis sind erweitert worden und nach der Erschöpfung sind dort die ersten Flächen mittels Aufforstungen nördlich von Nivelstein und südlich und östlich von Worm rekultiviert worden.

Dagegen wurde in Herzogenrath weiterhin Braunkohle gewonnen. Der planmäßige Abbau in der 1860 erschlossenen Grube Maria Theresia in Neubardenberg fand mit einer Jahreskapazität von 250 000 Tonnen von 1960 bis 1969 statt (*Kalinka u. Schütten* 1993, S. 113). Zwischenzeitlich wurde eine weitere Braunkohlengrube westlich der Ortschaft Hofstatt 1956 erschlossen. Der Betrieb wurde bereits nach neun Jahren 1965 eingestellt (*Kalinka u. Schütten* 1993, S. 113). Seit 2003 ist die ehemalige Grube Naturschutzgebiet (ACK-096).<sup>24</sup>

Südöstlich von Herzogenrath wurden ein Naherholungspark Broichbachtal mit einer Talsperre, in der das Wasser des Broichbaches aufgestaut wird, und Sporteinrichtungen angelegt. Die Talsperre wurde im Bereich der auf der Tran-chothkarte von 1805/1807 und der preußischen Uraufnahme von 1845 dargestellten Teiche angelegt und dient der Wasserabfuhrregulierung des Broicher Bachs in die Wurm.

---

22 <http://www.gessen.de/bergbau/zechen/adolf.html>, abgerufen: 29.03.2020.

23 <http://www.gluckauf.nl/briinkool-groeve-carisborg>, abgerufen: 09.03.2020.

24 [http://nsg.naturschutzinformationen.nrw.de/nsg/de/fachinfo/gebiete/gesamt/ACK\\_096](http://nsg.naturschutzinformationen.nrw.de/nsg/de/fachinfo/gebiete/gesamt/ACK_096), abgerufen: 11.03.2020.

Zwischen 1969 und 1971 ist der Lauf der Wurm für eine gewerbliche Ansiedlung am westlichen Wurmufer östlich der Baalsbrugger Mühle wegen des Hochwasserschutzes begradigt und fixiert worden.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die Kulturlandschaft sich mit flächigen Neubaugebieten, Gewerbe- und Industriegebieten, Rekultivierungsflächen, infrastrukturellen sowie Erholungseinrichtungen dynamisch gewandelt hat. Die Urbanisierung der Landschaft hat sich vor allem in Kerkrade verstärkt. Dies gilt an der Herzogenrather Seite hauptsächlich nur für Herzogenrath und Merksteijn, die fast aneinandergewachsen sind. Im nord- und südöstlichen Teil ist die Kulturlandschaft noch landwirtschaftlich und somit agrarisch geprägt.

*Landnutzung heute (Abb. 5).*<sup>25</sup> Im Zeitraum von 1976 bis heute wirkt sich die Schließung der südlimburgischen Bergwerke Laura 1968, Domaniale Zeche 1969 und Julia 1974 sowie die Einstellung der Kohlenförderung in Merksteijn 1972 mit den nachfolgenden Umstrukturierungsmaßnahmen im Betrachtungsgebiet aus. Dieser Zeitraum wird an Kerkrader Seite vor allem durch die wirtschaftliche Umstrukturierungs- und Förderungspolitik der niederländischen Regierung bezüglich der Zechenschließungen für Südlimburg geprägt, um die wirtschaftlichen Folgen der Einstellung der Kohlenförderung mit der Ansiedlung von Industrie und Gewerbe zu lindern und somit den Verlust an Arbeitsplätzen auszugleichen.

Die Siedlungsverdichtung setzte sich mit dem Bau von weiteren großen Wohngebieten auf Kosten der angrenzenden landwirtschaftlichen Nutzflächen an beiden Seiten der Grenze verstärkt fort. Die meisten größeren Agrarflächen befinden sich an der Herzogenrather Seite der Grenze nördlich von Merksteijn und südlich von Herzogenrath sowie um Rolduc und der Baalsbrugger Mühle in Kerkrade.

Auf den Betriebsgeländen der stillgelegten Zechen sind nach 1982 verschiedene Nachfolgenutzungen entstanden. So ist auf dem Gelände der Zeche Julia nach 1986 ein Industriegebiet errichtet worden, das sich in den Jahrzehnten danach zunehmend verdichtete und sich 2004/2005 in westlicher Richtung erweitert hat. Auch das Gelände der Zeche Laura ist nach 1986 überbaut worden. Dies gilt auch für die Betriebsgebäude der ehemaligen Domanialen Zeche. Diese sind auf der Ausgabe der topographischen Karte von 1986 nicht mehr eingetragen und dort entstand nach 1986 ein größeres Neubaugebiet unmittelbar westlich der Neustraße/Nieuwstraat. Außerdem sind die meisten Halden auf dem Kerkrader Gebiet im Gegensatz zu Herzogenrath aus dem Landschaftsbild verschwunden.<sup>26</sup>

Die Halde der Schachanlage Beerenbosch hat eine Größe von etwa 8 ha und eine Höhe von 40 m. Nach der Zechenschließung begann man 1977 mit der Umgestaltung des Zechengeländes in ein Natur- und Naherholungsgebiet. Die Halde

---

25 Seit 2005 werden die topographischen Karten in ATKIS digital hergestellt und weicht die topographische Darstellung von der herkömmlichen Darstellung ab.

26 <https://www.demijnstreek.net/1900-1975.php>, abgerufen: 15.09.2019.



Abb. 8: Blick über Herzogenrath von der Burg Rode  
Foto: P. Burggraaff

wurde bis auf 20 m abgetragen und bildet seitdem ein erhöhtes Plateau von ca. 12 ha.<sup>27</sup>

In Merkstein wurde das Bergwerk Adolf durch den Verbund mit der Zeche Anna in Alsdorf 1972 geschlossen. Der ca. 60 ha große, zwischen 2002 und 2004, auf dem Zechengelände errichtete »Grube-Adolf-Park Merkstein« liegt nordöstlich von Merkstein und ist an drei Seiten von Wohnsiedlungen umgeben. Der Park wurde am 15. September 2007 feierlich eröffnet. Er erinnert an den damaligen Bergbau, der die Region geprägt hat. Die erhaltenen Halden sind Zeugnis und Wahrzeichen des ehemaligen Kohlenbergbaus.<sup>28</sup> Mit dem »Grube-Adolf-Park Merkstein« und der Halde wurde an die große und prägende Bedeutung des Bergbaus erinnert und Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt.

Die ehemalige Braunkohlengrube Anna hat man rekultiviert und mit Laubbäumen aufgeforstet. Heute ist das ehemalige Grubengelände ein beliebtes Naturschutz- und Naherholungsgebiet für die Einwohner von Kerkrade. Seit Dezember 2009 wurde das Gebiet mit neuen Pfaden ausgestattet und die dortigen Wälder durchforstet. Mit finanzieller Unterstützung der Provinz hat die Gemeinde 2009 insbesondere für Kinder einen Naturlehrpfad realisiert.<sup>29</sup> Ähnliches

<sup>27</sup> <http://www.demijnstreek.net/departiculieremijnendomanialebeerenbosch.php>, abgerufen: 15.09.2019.

<sup>28</sup> <http://www.herzogenrath.de>, abgerufen: 09.03.2020) u. <http://bergbaudenkmal-grube-adolf.de/foerdermaschinenhaus/>, abgerufen: 10.03.2020.

<sup>29</sup> [https://www.kerkrade.nl/nieuws\\_en\\_publicaties/nieuwsarchief/persberichten/25.02.10\\_herinrichting\\_natuurgebied\\_carisborg/](https://www.kerkrade.nl/nieuws_en_publicaties/nieuwsarchief/persberichten/25.02.10_herinrichting_natuurgebied_carisborg/), abgerufen: 24.01.2017.



gilt auch für das ehemalige Bergwerksgelände Beerenbosch. Dort hat man ebenfalls ein Naherholungsgebiet mit Sportanlagen eingerichtet.

Die ehemalige Braunkohlengrube Maria Theresia in Neubardenberg wurde nach der Stilllegung 1969 von der Stadt Aachen bis 1983 als Hausmülldeponie benutzt. Aber die ständig auftretenden Veränderungen der Deponieoberfläche durch Senkungen mit austretenden Beton- und Stahlteilen verursachten eine Gefahr beim Betreten des Geländes. Die Deponie wurde deswegen von der Aachener Stadtverwaltung gesperrt. Der Stadtrat von Aachen beschloss daraufhin, dort ein Naturschutzgebiet zu entwickeln. 1997 begann der Kreisverband Aachen-Land der NABU mit der Umsetzung. Heute hat sich in dieser durch Hügel und Senken, Trocken- und Feuchtbereiche strukturierte Fläche eine vielfältige Vegetation entwickelt. Außerdem kehrten auch verschwundene Vogelarten zurück. Insgesamt wurden 30 Brutvogelarten gezählt.<sup>30</sup> Der ehemalige Braunkohlentagebau und Deponie ist seit 2000 Naturschutzgebiet (ACK-091) von 43,28 ha.<sup>31</sup>

Aufgrund der Zunahme des Verkehrs sind vor allem in Kerkrade neue durchgehende teilweise vierspurige Straßen mit Kreisverkehren angelegt worden. Die Grenzbefestigungen mit Mauern und Zäunen werden nach 1990 in der Neustraße/Nieuwstraat abgebaut und zu einer gemeinschaftlichen Deutsch/Niederländischen Straße ausgebaut.

#### Kulturlandschaftswandel seit 1805/1807

Für die kartographische Darstellung der Kulturlandschaftsentwicklung wurde die Kulturlandschaftswandelkartierung entwickelt (*Burggraaff* 1992, S. 19–20). Sie stellt die historische Dimension der Kulturlandschaft aufgrund des Vergleichs und der Interpretation älterer Landesaufnahmen und topographischen Karten von 1805/1807, 1842/1845, 1910/1913/1924, 1954, 1976 und heute dar (s. Abb. 5), indem die Kulturlandschaftselemente und -flächen nach ihrer erstmaligen Aufnahme und Darstellung in Altkarten auf der Grundlage der aktuellen Ausgabe der topographischen Karte im 1:25 000 kartiert werden. Somit gibt diese Karte Einblicke in die Datierung der punktuellen, linien- und flächenhaften Kulturlandschaftselemente und verdeutlicht die Chronologie der kartographisch erfassten kulturlandschaftlichen Entwicklung seit 1805/1807 (s. Abb. 9) mit Verharrung (nicht bzw. wenig verändert) und Dynamik (stark verändert). Wichtig ist der unmittelbare Bezug auf die Topographie. Eine Kulturlandschaftswandelkarte lässt sich nicht automatisch digital generieren, sondern sie ist ein Erzeugnis der quellenkritischen Auswertung der vorliegenden Altkarten seit 1805/1807.

---

30 <https://www.nabu-aachen-land.de/betreute-gebiete/ehemalige-deponie-maria-theresia/>, abgerufen: 10.03.2020.

31 [http://nsg.naturschutzinformationen.nrw.de/nsg/de/fachinfo/gebiete/gesamt/ACK\\_091](http://nsg.naturschutzinformationen.nrw.de/nsg/de/fachinfo/gebiete/gesamt/ACK_091), abgerufen: 11.03.2020.

Während die im 19. Jahrhundert einsetzenden Entwicklungen und kulturlandschaftlichen Veränderungen auf diese Art im Kartenbild visuell erfasst worden sind, werden die Prozesse und Faktoren, die zur Herausbildung des Landschaftsbildes mit seinen seit 1805/1807 erhaltenen Elementen und Strukturen führten, kurz beschrieben und analysiert.

Die Veränderungen und die Verharrung sind in der Kulturlandschaftswandelkarte durch die chronologisch angeordneten Farben deutlich ablesbar, ebenso der Anteil historisch gewachsener Strukturen im Verhältnis zu den umfangreichen Flächenveränderungen zwischen 1910/1913/1924 und heute. Die Wandelkarte hilft bei der Einschätzung von Landschaften hinsichtlich ihrer strukturellen historischen Bewahrung bzw. ihrer zeitgenössischer Überformung.

Die Karte umfasst folgende Zeitschnitte, die auf folgenden Kartenquellen beruhen:<sup>32</sup> 1.) 1805/1807 Tranchotkarte (grün), 2.) 1842/1845 Netkaart und Preußische Uraufnahme (violett), 3.) 1910/1913/1924 Preußische Neuaufnahme und Bonnekaart (rot), 4.) 1954 Fortführung der topographischen Karte (orange), 5.) 1976 Fortführung der topographischen Karte (braun) und 6.) aktuelle Ausgabe der topographischen Karte (gelb) (Abb. 9a).

In der Kulturlandschaftswandelkarte sind Landnutzungsveränderungen (Siedlungsflächen, bergbauliche und industrielle Erweiterungen, Flurbereinigungen, Rekultivierungen und Aufforstungen), neue Bausubstanz, sowie neue Wege, Straßen und Eisenbahntrassen je nach Entstehungsperiode mit unterschiedlichen Farben dargestellt worden. Eine Ausnahme bildet die Darstellung der Umstellung von Grün- in Ackerland und umgekehrt. Sie sind als landwirtschaftliche Kulturflächen zusammengefasst worden, weil diese Umstellungen recht dynamisch und somit in den vorgegebenen Zeitepochen schwierig zu differenzieren sind.

---

32 Kartenaufnahme der Rheinlande durch *Tranchot* und von *Müffling* 1802–1813, Bl. 71 Herzogenrath (1805–1807). Mehrfarbiger Nachdruck im Maßstab 1:25 000 (1968).  
Topographische Aufnahme 1:25 000 (Uraufnahme) Rheinprovinz 1842–1850. Bl. 5102 Herzogenrath. (1845). Mehrfarbiger Nachdruck. – 1991/1992. Nettekeningen (1:25 000), Bl. 62 I und 62 II 1842.  
Topographische Aufnahme 1:25 000 der königlichen preußischen Landesaufnahme 1895–1912, Bl. 5102 Herzogenrath (erste Fortschreibung 1910). – Bonnekaart (1:25 000), Bl. 764 Nieuwenhagen und 768 Kerkrade 1913, teilweise berichtigt 1924.  
Topographische Karte 1:25 000. Bl. 5102 Herzogenrath, Stand 1954 und 1976. – Topografische kaart 1:25 000, Bl. 69E Kerkrade, Stand 1954 und 1976.  
Topographische Karte 1:25 000. Bl. 5102 Herzogenrath (2018). – Topografische kaart 1:25 000, Bl. 69E Kerkrade, Stand 2012.  
<http://www.topotijdreis.nl/>, abgerufen: 10.03.2020.  
Bezirksregierung Köln, Abt. 7: Geobasis NRW [Hrsg.]: CD-rom HistoriKa25, Historische topographische Karten des heutigen Nordrhein-Westfalens im Wandel der Zeit. Bezirksregierung Köln. Bl. 5102 Herzogenrath.

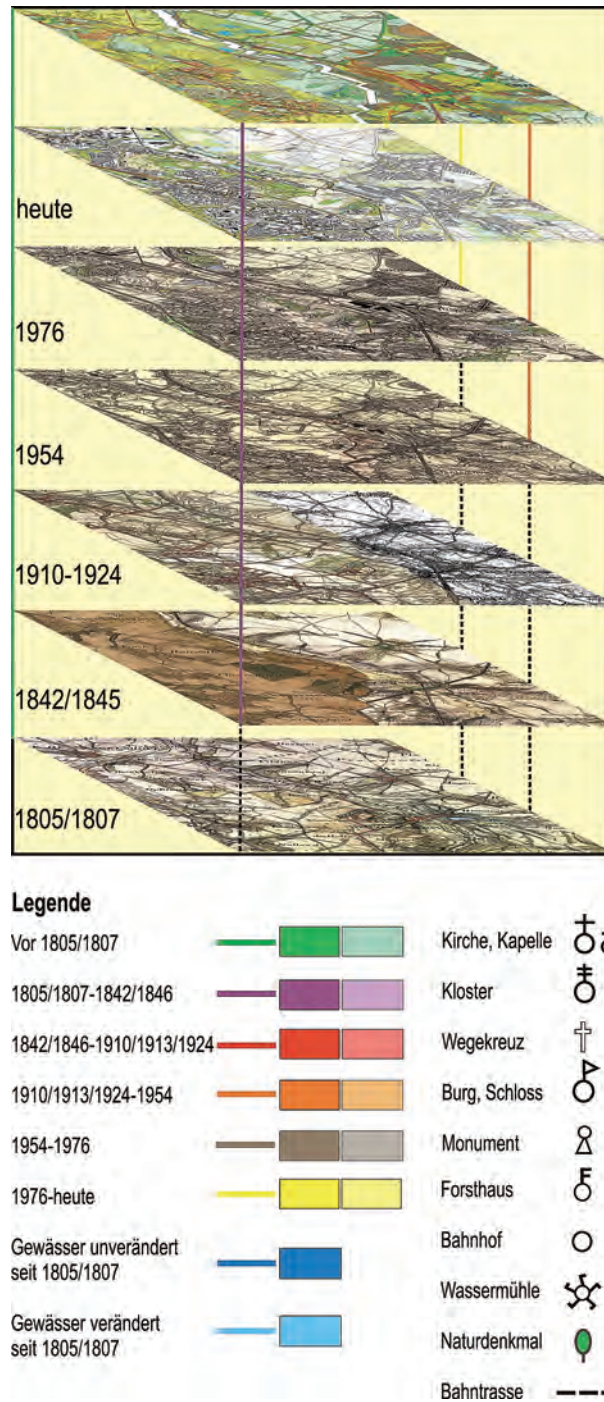


Abb. 9a: Schema und Legende der Kulturlandschaftswandelkarte  
Entwurf und Zeichnung: P. Burggraaff



## Kulturlandschaftswandel im Maßstab 1:25 000 (Abb. 9b)

Der Kulturlandschaftswandel im Raum Herzogenrath und Kerkrade wird von der Umwandlung einer Agrarlandschaft in eine bergbaulich und industriell geprägte Kulturlandschaft geprägt. Im Abschnitt »Landnutzung von 1805/1807 bis heute« sind die kulturlandschaftlichen Veränderungen bereits beschrieben worden. Die Veränderungen sind in der chronologischen Kulturlandschaftswandelkarte dargestellt worden.



Abb. 9b: Kulturlandschaftswandelkarte des Untersuchungsgebietes von 1805 bis heute  
Kartenquellen: siehe Fußnote 32, Grundlage: Topographische Karte Bl. 5102 Herzogenrath (D) und (NL) Bl. 69E Kerkrade, aktuelle Ausgabe, Entwurf und Zeichnung: P. Burggraaff

In der Periode *1805/1807 bis 1842/1845* gab es kaum Veränderungen. Die wichtigste Veränderung war die Eintragung der Trasse der Eisenbahnlinie Aachen–Mönchengladbach, die allerdings erst nach 1845 zwischen 1852 und 1853 fertiggestellt worden ist. Die Kulturlandschaft ist an beiden Seiten der Grenze noch sehr ländlich und damit von der Landwirtschaft geprägt.

Im Zeitraum *1842/1845–1910/1913/1924* werden die Veränderungen dominiert vom linear geprägten Siedlungsausbau entlang der Ausfahrtstraßen vor allem in Kerkrade, Eygelshoven, Herzogenrath und Merkstein. In diesem Zeitraum setzten die Industrialisierung (Glaswerke, Brikettfabrik, Ziegeleien usw.), der moderne Kohlenbergbau und die Gewinnung von Sandstein, Sand und Kies sowie Braunkohle in immer größer werdenden Tagebauen ein. Außerdem wird die Mobilität durch die Anlage von Eisenbahnverbindungen und erste Kraftfahrzeuge erheblich verbessert.

Die Periode *1910/1913/1924–1954* steht vor allem im Zeichen der bergbaulich-industriellen Entwicklung. Die Bergwerke erhöhten ihre Produktion und es treten Bergschäden auf. Die Abgrabungsflächen der Sandstein-, Sand-, Kies- und Braunkohle erweitern sich. Die ersten flächigen Neubaugebiete mit Wohnstraßen entstehen in Kerkrade und Eygelshoven. Auf dem Herzogenrath Gebiet ist die Neusiedlung noch weitgehend linear geprägt. Nur in Merkstein gibt es ein kleines flächiges Neubaugebiet.

In den Zeitraum *1954–1976* fällt die Blüteperiode des Steinkohlenabbaus und die nachfolgende Schließung der Südlimburgischen Zechen (1969–1974). Die Zeche Adolf in Merkstein wurde 1972 durch einen Verbund mit der Zeche Anna in Alsdorf stillgelegt. Die Siedlungserweiterungen nehmen an beiden Seiten der Grenze stark zu. Vor allem in Kerkrade, Herzogenrath und Merkstein entstehen flächige Neubaugebiete. Herzogenrath wächst im südlichen Teil mit Kerkrade zusammen.

In der Periode *1976 bis heute* hat die Landschaft sich weiter dynamisch weiterentwickelt. Die Veränderungen standen im Zeichen der Zechenstilllegungen mit nachfolgenden Umstrukturierungen. Die Zechengelände der Zechen Laura, Julia, Adolf und die Domaniale Zeche wurden umgestaltet sowie die Braunkohlentagebaue, Sand-, Kies- und Steingruben rekultiviert und in Naturschutz- und Naherholungsgebiete umgewandelt. Auf dem Gelände der ehemaligen Domanialen Zeche und der Zeche Laura sind 1989 Neubaugebiete angelegt worden. Die meisten flächenhaften Veränderungen befinden sich im Umkreis der größeren Orte Kerkrade, Eygelshoven, Herzogenrath und Merkstein.

#### Kulturlandschaftselemente und Strukturen

Trotz der dynamischen Kulturlandschaftsentwicklung sind Kulturlandschaftselemente unterschiedlicher Zeitstellung mehr oder weniger verändert erkennbar erhalten geblieben. Sie sind in Strukturen eingebettet, die ebenfalls durch die dynamische Kulturlandschaftsentwicklung beeinträchtigt und verschwunden sind. Die Kulturlandschaftselemente und die in ihrer Funktion geminderten, funktions-

losen bzw. abgegangenen Elemente sind durch Auswertung der erstellten Landnutzungskarten, Kulturlandschaftswandelkarte, Geländebegehungen, Befragung von Ortsansässigen erfasst worden. Auch die heutigen nicht mehr erhaltenen Elemente sind somit als historische Standorte und potentielle archäologische Fundorte erfasst worden.

Untergliedert werden die Kulturlandschaftselemente je nach Erhaltungszustand und Funktion. Elemente, die ihre Funktion verloren bzw. eine andere Funktion erhielten, werden als Relikte betrachtet. Sie werden nach ihrer Form in Punkt-, Linien- und Flächenelementen unterschieden (Renes 1992; Burggraaff u. Kleefeld 1998).

Punktelemente werden unterteilt in Hof, Haus, Kirche, Kapelle, Kloster, Burg, Schloss, Herrenhof, Wassermühle, öffentliches Gebäude, Ziegelei, Fabrik, Schachanlage, Wegekreuz, Bildstock, Gedenk-, Grenzstein, Einzelbaum, Brücke, Fischteich, usw. Sie unterscheiden sich nach ihrem Zustand als kaum verändert, verändert (bzw. Neubau) oder als abgegangen und werden substanziell betrachtet. Die Tatsache, dass die einzelnen Elemente in Strukturen eingebettet sind, bildet die Grundlage für die strukturelle Betrachtung, für das »Lesen« (Erfassen und Beschreiben) und »Verstehen« (Funktionieren und Bewerten) der untersuchten Kulturlandschaft und des zugehörigen Landschaftsbildes.

*Linienelemente* umfassen Straßen, Wege, Alleen, Eisenbahntrassen, Kanäle, Baum- und Heckenreihen, Gewässer usw. Sie haben oft eine verbindende Funk-



Abb. 10: Rolduc, Baalsbruggermühle und Burg Rode sowie St. Lambert Pfarrkirche von Kerkrade und Grenzstein an der Eyselshovener Straße und Grensstraat  
Fotos: P. Burggraaff





Abb. 11: Grensstraat (Kerkrade) mit Übergang zur Eyselshovener Straße, die (Herzogenrath), Eisenbahnstrecke Aachen-Mönchengladbach, renaturierte und kanalisierte Wurm

Fotos: P. Burggraaff



Abb. 12: Herzogenrath, Weingarten von Rolduc, Ackerkomplex nördlich von Rolduc, Naturpark Wildnis-Worm, Ackerland bei Haanrade und flurbereinigtes Ackerland nördlich von Merkstein

Fotos: P. Burggraaff

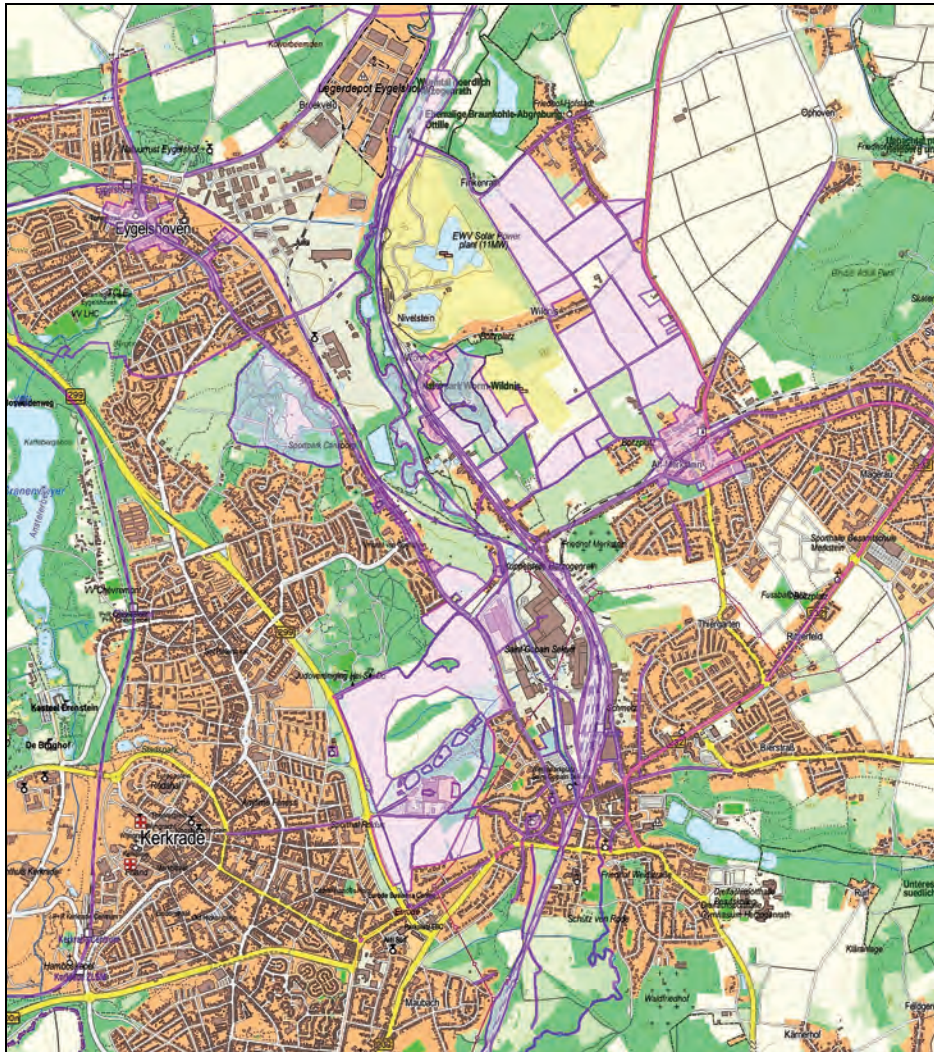


Abb. 13: Karte der historischen Kulturlandschaftselemente  
[www.kuladig.de](http://www.kuladig.de), abgerufen: 13.03.2020

tion innerhalb bestehenden Strukturen. So verbinden Straßen in Dörfern und Städten die einzelnen Gebäude miteinander und bilden somit Strukturen.

Flächenelemente bestehen u.a. aus Acker-, Grünland und Waldflächen, die land- bzw. forstwirtschaftlich geprägt sind, Heide- und Abgrabungsflächen. Flächenelemente umfassen aber auch historische Orts- Stadtkerne, Siedlungsflächen, Bergwerk- und Industriekomplexe, Klosteranlagen, u.a. Sie sind wegen ihrer Landschaftswirkung zur Bestimmung der landschaftlichen Eigenart von Bedeutung, denn der erste visuelle Eindruck besteht immer in der Erfassung der Flächenstruktur einer Region. Die einzelnen Punkt- und Linienelemente erschließen sich zumeist erst einer vertiefenden Betrachtung.



Die Kulturlandschaftselemente und Strukturen sind in KuLaDig des LVR eingepflegt worden. Sie sind Zeugnisse der gemeinsamen (bis 1816) und der getrennten Entwicklung des Landes von Rode (1816–1992).

#### Strukturen aus kulturlandschaftlichen Sicht

Die Kulturlandschaftsentwicklung mit ihren jeweiligen zeitgenössischen Gestaltungsformen hat eine strukturbildende Wirkung. Die Kulturlandschaftsstrukturen haben sich durch unterschiedliche Funktionen und Landnutzungen wie Land- und Forstwirtschaft, Gewerbe, Bergbau, Industrie, Besiedlung, Infrastruktur, Verkehr, Naherholung usw. entwickelt. Diese prägenden Strukturen, in denen die Kulturlandschaftselemente inklusive der gesetzlich geschützten Denkmäler eingebettet sind, sind für die zukünftige kulturlandschaftliche Entwicklung von Herzogenrath und Kerkrade von Bedeutung. Aufgrund der kulturlandschaftlichen Entwicklung und des Kulturlandschaftswandels kann die Kulturlandschaft strukturell in folgende Einheiten gegliedert werden:

1. Die historischen Stadt- und Siedlungskerne des 12. und 13. Jahrhunderts (Herzogenrath, Kerkrade, Eygelshoven und Merkstein).
2. Die Siedlungs- und Kulturlandschaftsbereiche des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts sowie zugehörige landwirtschaftliche Nutzflächen.
3. Kulturlandschaftsbereiche der zweiten Hälfte des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit dem Stein- und Braunkohlenbergbau inklusive der landwirtschaftlichen Nutzflächen mit zeitgenössischen Strukturen der Flurbereinigung.
4. Altwaldstandorte des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (vor 1954).
5. Wurm und das Wurmatal mit den Auenflächen und Weichholzbeständen.
6. Siedlungsflächen seit den 1960er Jahren mit den zugehörigen Offen- und Naherholungsflächen.
7. Gewerbe-, Industrieflächen und ehemaligen Betriebsgelände der Zechen.
8. Bewirtschaftete Bergbau- (Tagebau) und Abgrabungsflächen.
9. Rekultivierungsflächen ehemaliger Braunkohlentagebaue, Stein- und Sandgruben.
10. Aufgeforstete Flächen nach 1954.
11. Jüngere Waldflächen der Rekultivierungsflächen nach 1954.

Die Strukturkarte zeigt die dynamische Kulturlandschaftsentwicklung durch die bergbauliche und industrielle Entwicklung sowie die Zechenschließungen mit der nachfolgenden Umstrukturierung deutlich. Hierdurch sind mittelalterliche und frühneuzeitliche Strukturen überlagert worden und nur noch in den Stadt- und Ortskernen sowie der Abtei Rolduc anzutreffen. Die Offenlandflächen mit mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Strukturen finden sich bei der Abtei Rolduc. Die Bebauung ist im Kerkrader Gebiet dichter als im Herzogenrather Gebiet.

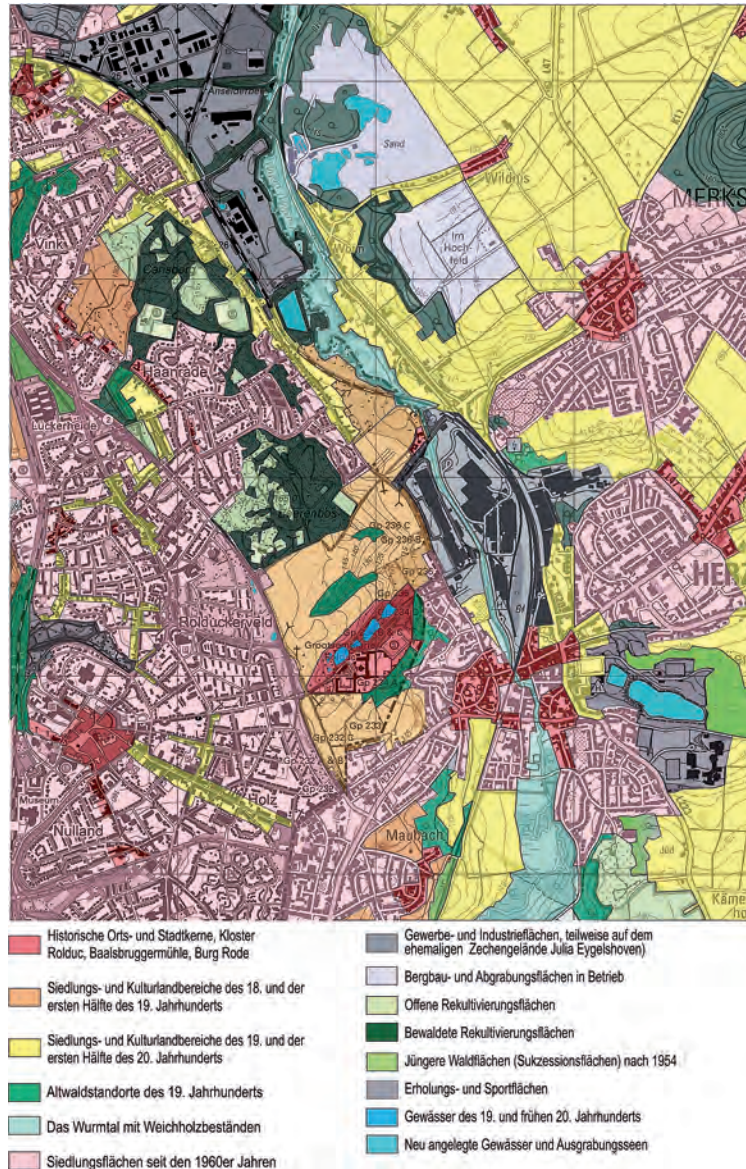


Abb. 14: Strukturkarte des Betrachtungsgebietes

Grundlage: Topographische Karte Bl. 5102 Herzogenrath (D) und (NL) Bl. 69E Kerkrade, aktuelle Ausgabe, Entwurf und Zeichnung: Peter Burggraaff

Auffallend ist, dass das Wurmatal von Industrie-, Gewerbe- sowie Abgrabungsflächen beidseitig eingekesselt worden ist. Der Fluss und die angrenzenden Auenflächen ziehen sich als ein schmales Band durch das Gebiet. Nur nordwestlich der Baalsbrunner Mühle befindet sich noch tradiertes offenes Agrarland.



Die bergbaulichen Strukturen, welche die Kulturlandschaft sehr stark prägten, sind bis auf Bergarbeitersiedlungen an der Kerkrader Seite weitgehend verschwunden. An der Herzogenrather Seite dagegen zeugen der Grube-Adolf-Park und die erhaltenen Halden in Merkstein noch von dem ehemals prägenden Kohlenbergbau.

Zusammenfassend zeigt die Strukturkarte die Umwandlung einer ursprünglich rural geprägten Kulturlandschaft aufgrund einer sehr dynamischen Entwicklung in eine urban geprägte Kulturlandschaft.

#### Schlussfolgerungen und Ausblick

Das Land von Rode wurde nach einer 800jährigen gemeinsamen Geschichte 1816 zwischen Preußen und den Niederlanden geteilt. Die Burg Rode, die ehemalige Abtei Rolduc, die Baalsbrugger Mühle als historisches Dreieck bilden mit den Städten Kerkrade und Herzogenrath das verbindende Rückgrat dieses Landschaftsraumes, der sich trotz der gemeinsamen Mundart, Kultur, Religion, verwandtschaftlichen Beziehungen und sozialen Kontakte unterschiedlich mit einer national orientierten preußisch/deutschen bzw. niederländisch/holländischen Prä-



Abb. 15: Die »Neustraße/Nieuwstraat« 1952 (oben links), 1993 (oben rechts), Denkmal »Alle Menschen werden Brüder« (unten links) und die Neustraße heute (unten rechts) <https://commons.wikimedia.org/wiki/Category:Neustra%C3%9Fe/Nieuwstraat?uselang=de>, wikipedia © CC BY-SA 3.0, abgerufen: 11.03.2020,

gung seit 1816 entwickelt und auseinandergeliebt hat. Wegen der 200jährigen Trennung gibt es noch unterschiedliche Landschaftsbilder, die durch unterschiedlich gestaltete deutsche bzw. niederländische Wirtschafts-, Sozial-, Agrarpolitik sowie Raumordnung usw. bedingt sind und an beiden Seiten der Grenze ihre Spuren hinterlassen haben.

Erst mit der Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (1957), dem Schengener Abkommen (1985, 1990) und Gründung der Europäischen Union (1992) wurden die Grenzen durchlässiger. Dies wird sehr deutlich sichtbar in der Neustraße/Nieuwstraat, die seit 1816 die Staatsgrenze zwischen Herzogenrath und Kerkrade bildet.

Die Gründung der Eurode 1992 und deren Umwandlung in eine Körperschaft des öffentlichen Rechtes (1998) führten zu einer intensiven interkommunalen Zusammenarbeit. Herzogenrath und Kerkrade bilden die grenzüberschreitende Stadt Eurode und sind durch gemeinsame administrative, wirtschaftliche, soziale und kulturelle Aktivitäten und Planungen gekennzeichnet. Dies ist ein hervorragendes Beispiel gelebter europäischer Integration.

## Summary

The Land of Rode with Herzogenrath ('s-Hertogenrode) and Kerkrade (Kirchrath)

A cross-border analysis of the cultural landscape

The article is based on a cross-border research project called "*analysis of the cultural landscape of the planning area Baalsbrugger Mill*" by order of the Landscape board Rhineland, which has been carried out between 2016 and 2017 in the German town Herzogenrath and the Dutch municipality of Kerkrade. The article deals with a border Region called the Land of Rode, which was an independent and united territory until 1816. After the demarcation in 1816, the western part of the Land of Rode with Kerkrade became part of the Netherlands and the eastern part with Herzogenrath belonged to Prussia. From this time onwards both parts developed differently, despite their common dialect, a common culture and religion (Roman Catholic), family relations and social contacts.

Since the late 19<sup>th</sup> and early 20<sup>th</sup> century the modern coal mining played in both separate parts of the former Land of Rode an important role. For the Dutch side coal mining was stopped in the 1970<sup>ties</sup> and Germany exited the coal mining industry in the 1990<sup>ties</sup>. With the foundation of Eurode in 1991 both regions grew together with open frontiers and a very intensive cooperation. Thus this area is a living example of lived European integration.

## Literatur

- Aktieprogramma Eurode. Samenwerking tussen de grensgemeenten Kerkrade en Herzogenrath. BRO Adviseurs. – Vught 1991.
- Braad, R. u.a. [Hrsg.] (1994):* Ach lieve tijd. Twintig eeuwen Mijnstreek, de bewoners van oostelijk Zuid-Limburg en hun grenzen. – Zwolle.
- Gebiedsplan Baalsbruggen – Wormdal / Gebietsplan Baalsbruggen – Wurmtal. Stand Januar 2016. Erstellt im Auftrag der Gemeinde Kerkrade vom Bureau Verbeul. Landschaftsarchitectuur, ecologie, stedelijk ontwerp. – Gulpen 2016.
- Burggraaff, P. (1992):* Kulturlandschaftswandel am unteren Niederrhein seit 1150. Karte IV.7.1: Kulturlandschaftswandel am unteren Niederrhein 1150–1730, Karte IV.7.2: Kulturlandschaftswandel am unteren Niederrhein 1730–1984. – Köln (Geschichtlicher Atlas der Rheinlande, H. IV.7).
- Burggraaff, P. u. Schultheiß, J. (2017):* Kulturlandschaftsanalyse Plangebiet »Baalsbrugger Mühle«. – Kelberg u. Seibersbach (nicht veröffentlichtes Gutachten im Auftrag des Landschaftsverbands Rheinland, LVR-Abteilung Landschaftliche Kulturpflege).
- Burggraaff, P. (2018):* Rolduc, Burg Rode und Baalsbrugger Mühle. Kulturlandschaftsentwicklung im grenzüberschreitenden »historischen Dreieck«. – In: Rheinische Heimatpflege 55, H. 2, S. 4–18.
- Burggraaff, P. (2019):* De Abdij Rolduc (Kloosterade) in het Land van Rode en Eurode. – In: Bericht over de dag van het leege gebouw in Rolduc. – Heerlen.
- Burggraaff, P. (2020):* Die Kulturlandschaft des Raumes um Herzogenrath und Kerkrade. Geschichte und kulturelles Erbe. – In: Historisches Bauwesen im Kulturraum Rhein-Maas. Köln (Rheinische Heimatpflege 57, H. 4), S. 271–286.
- Cortjaens, W.; De Maeyer, J.U. u. Verschaffel, T. (2008):* Historism and cultural identity in the Rheine-Meuse region. Tensions between nationalism and regionalism in the nineteenth century. – Leuven.
- Eelaart, A.W.A. van den (1981):* Eygelshoven 850 Jahr. – Eygelshoven.
- Frensch, R. (1999):* Eurode. Van vriendschapsverdrag tot intergemeentelijk samenwerkingsverband. – In: Spoormans, H.C.G. u.a. [Hrsg.]: Grenzen over. Aspecten van grensoverschrijdende samenwerking. Bussum.
- Gramm, M. u. Schreiber, T. (1981):* Herzogenrath – ein Stadtporträt. – Herzogenrath.
- Haas, J.A.K. (1978):* De verdeling van de Landen van Overmaas 1644–1662. Territoriale desintegratie van een betwist grensgebied. – Assen (Maaslandse Monografieën, 27).
- Herpers, R.J. [Red.] (1998):* Kerkrade, van dorp naar stad 1816–1998. – Kerkrade.
- Höpfner, H.-P. (1986):* Eisenbahnen. Ihre Geschichte am Niederrhein. – Duisburg.
- Jansen, J.C.G.M. u. Rutten, W.J.M.J. (1998):* Geschiedenis van de landbouw in Limburg in de twintigste eeuw. – Leeuwarden u. Mechelen (Maaslandse Monografieën, 52).
- Jappe Alberts, W. (1972 u. 1974):* Geschiedenis van de beide Limburgen. Deel I (tot 1632), deel 2 1632–1918. – Assen (Maaslandse Monografieën, 15. u. 17).
- Kamermans, J. (2004):* Euregio Carolus Magnus – Grenzen in Fluss. – Aachen.
- Karel, E.N. (2004):* De gelaagde ruimte. Identificatie in drie grenslandschappen: Bourtan-ger Moeras, Land van Rode en Zeeuws-Vlaanderen. – S. 8–14 ([www.rug.nl/research/portal/files/.../De\\_gelaagde\\_ruimte.pdf](http://www.rug.nl/research/portal/files/.../De_gelaagde_ruimte.pdf), 15.02.2018).
- Kaymer, R. (1983 u. 1984):* Herzogenrath: die Baugeschichte von Burg und Stadt einschließlich der eingemeindeten Orte Kohlscheid und Merksteine. – Aachen (Heimatblätter des Kreises Aachen, 39, H. 3/4; 40, H. 1).
- Müller-Miny, H. (1975):* Die Kartenaufnahme der Rheinlande durch Tranchot und v. Müffling 1801–1828. 2: Das Gelände. Eine quellenkritische Untersuchung. – Köln u. Bonn (Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde, XII).

- Offermanns, H. u. Kutsch, T. (2016):* Herzogenrath. Ein Technologiestandort mit großer Tradition und Zukunftspotential mit Anhang: Stadtgeschichte und Stadtgeschichten. – Eupen.
- Ortmanns, O. (o.J.):* Finkenrath und Nivelstein – versunken aber unvergessen. – Merksteinein.
- Raeds, C.E.P.M. (1974):* De opkomst en ontwikkeling en de neergang van de steenkolenmijnbouw in Limburg. – Assen (Maaslandse monografieën, XVIII).
- Renes, J. (1988):* De geschiedenis van het Zuidlimburgse cultuurlandschap. – Assen u. Maastricht (Maaslandse monografieën, grote serie, 6).
- Renes, J. (1998):* Die landschaftlichen Folgen des Steinkohlenbergbaus in der niederländischen und in der belgischen Provinz Limburg. – In: Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie 16, S. 253–278.
- Schrijnemakers M.J.H.A. (1984):* Rode: de oudste nederzettingsgeschiedenis van het Land van Rode. – Maastricht.
- Scholtes, J. (1980–1987):* Kerkrade in de schaduw der eeuwen. Vermeldenswaardige feiten en gebeurtenissen. Deel I: 1800–1900 (1980), deel II: 1700–1800 (1981), deel III: 1600–1700 (1981), deel IV 1500–1600 (1983), deel V: 1400–1500, deel VI 1300–1400 (1985), deel VII 1200–1300 (1986), deel VIII 1100–1200 (1987). – Kerkrade.
- Smeets, R. (2016):* Historische driehoek Kerkrade. Cultuurhistorisch onderzoek betreffende het Euregionale plangebied Abdij Rolduc – Burg Rode – Baalsbruggermolen. – Kerkrade (nicht veröffentlichtes Gutachten im Auftrag der Gemeinde Kerkrade).
- Sprokel, F.M.J.J. (1981):* Kerkrade een stadbeeld. – Kerkrade.
- Steinbusch, J. (1975):* Chronica Rodensis; 1090–1975. – Herzogenrath.
- Stenvert, R.; Kolman, C.; Ginkel-Meester, S. van; Broekhoven, S.; Stades-Vischer, E. u. Venner, J. (2003):* Monumenten in Nederland. Limburg. Rijksdienst voor de Monumentenzorg, Zeist. – Zeist u. Zwolle.
- Venner, G.H.A. (1981):* Het ontstaan van de oostelijke rijksgrens van Limburg in regionaal perspectief. – In: Bree, G.W.G. van u.a. [Hrsg.]: »Van der Nyersen upwaert« (een bundel opstellen over Limburgse geschiedenis aangeboden aan drs. M.K.J. Smeets bij zijn afscheid als Rijksarchivaris in Limburg). Maastricht, S. 155–176.

## Benutzte Karten

### Nordrheinwestfälische Karten

- Landesvermessungsamt Nordrhein-Westfalen u. Bonn-Bad-Godesberg/Bezirksregierung Köln, Abt. 7: Geobasis NRW [Hrsg.]:
- Kartenaufnahme der Rheinlande durch Tranchot und von Müffling, mehrfarbige Nachdrucke im Maßstab 1:25 000. Bl. 71 Herzogenrath (1805–1807). – 1986.
  - Topographische Aufnahme 1:25 000 (Uraufnahme) des preußischen Topographischen Bureaus. Aufnahme Rheinprovinz 1842–1850. Bl. 5102 Herzogenrath (1845). – Nachdruck 1991.
  - Topographische Aufnahme 1:25 000 der Königlichen preußischen Landesaufnahme 1895–1912. Bl. 5102 Herzogenrath. – Bearbeitungsstand 1910.
  - Topographische Aufnahme 1:25 000. Bl. 5102 Herzogenrath. – Bearbeitungsstand 1954).
  - Topographische Aufnahme 1:25 000. Bl. 5102 Herzogenrath. – Bearbeitungsstand 1976.
  - Topographische Karte 1:25 000 (2018). Bl. 5102 Herzogenrath. – Bearbeitungsstand 2018.
  - CD-rom HistoriKa25, historische topographische Karten des heutigen Nordrhein-Westfalens im Wandel der Zeit. Bezirksregierung Köln. Bl. 5102 Herzogenrath.

### Niederländische Karten

- Het Kadaster (Postbus 9046, NL-7300 GH Apeldoorn).
- Nettekeningen (1:25 000), Bl. 62 I u. 62 II. – 1842.
- Bonnekaart (1:25 000), Blatt 764 Nieuwenhagen u. 768 Kerkrade. Bearbeitungsstand 1913, teilweise berichtigt 1924.
- Topografische kaart 1:25 000, Bl. 69E Kerkrade. – Bearbeitungsstand 1954.
- Topografische kaart 1:25 000, Bl. 69E Kerkrade. – Bearbeitungsstand 1976.
- Topografische kaart 1:25 000, Bl. 69E Kerkrade. – Ausgabe 2018.
- <http://www.topotijdreis.nl/>, abgerufen: 11.03.2020.
- <http://www.kadaster.nl/-/topografische-kaart>, abgerufen: 11.03.2020.

Klaus Fehn

## Saarbrücken vor einem halben Jahrhundert

Persönliche Ansatzpunkte für historisch-geographische Vergleiche mit der gegenwärtigen Situation<sup>1</sup>

Mit 19 Abbildungen

I »Oral Historical Geography«. Wissenschaftsgeschichte – Personengeschichte – Familiengeschichte

Ab einem bestimmten Alter wird wohl jeder Wissenschaftler ein Teil der Wissenschaftsgeschichte. Diese steht dann in unterschiedlichem Umfang und in ungleicher Intensität mit der Geschichte des Wissenschaftlers und seiner Familie in Verbindung. Ausgehend von dieser Grundüberzeugung werden in dem vorliegenden Aufsatz Ausführungen zur Historischen Geographie des Saarbrücker Raumes mit Erinnerungen aus der persönlichen Geschichte und der Familiengeschichte ineinander gehen. Bereits am 14. Mai 2019 hat der Verfasser im Historisch-Geographischen Kolloquium des Geographischen Instituts der Universität Bonn einen Vortrag mit dem Titel »*Erlebte Geschichte: Saarbrücken vor 50 Jahren. Historisch-geographische Erinnerungen aus meiner Saarbrücker Zeit anlässlich der ARKUM-Tagung 2019 in Saarbrücken*« gehalten. Hierbei ging es vor allem darum, die Saarbrücker Phase von 1966 bis 1972 als wichtiges Mittelglied im akademischen Werdegang von München über Saarbrücken nach Bonn herauszustellen. Im Hinblick auf die angesprochene Verbindung zur ARKUM-Tagung 2019 in Saarbrücken erscheint der Hinweis wichtig, dass zwar der »*Arbeitskreis für genetische Siedlungsforschung in Mitteleuropa*«, der Vorgänger des »*Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa*« (ARKUM) erst 1974 in Bonn gegründet wurde, also bereits in meiner Bonner Zeit, wesentliche Anregungen zur umfassenden Beschäftigung mit der interdisziplinären und internationalen genetischen Siedlungsforschung in Mitteleuropa ich aber bereits in Saarbrücken erhalten habe. In diesem Zusammenhang möchte ich auch in Erinnerung

---

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 46. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Saarbrücken, 21.–24. September 2019) gehalten wurde.



*Abb. 1:*  
*Luftbild von Saar-*  
*brücken 1972*  
Deutschland neu  
entdeckt 1972

rufen, dass bereits die vierte Jahrestagung des jungen Arbeitskreises auf meine Anregung hin 1977 in Saarbrücken stattgefunden hat. Auf der ARKUM-Tagung 2019 in Saarbrücken erhielt ich nun dankenswerterweise die Möglichkeit, weitere nun stärker themenbezogene Erinnerungen an meine Saarbrücker Zeit von 1966 bis 1972 vorzutragen und diese in eine gewisse Verbindung zu der Entwicklung in den folgenden fünfzig Jahren zu stellen.

Am Beginn des Jahres 1966 wurde ich kurz vor meinem 30. Geburtstag vor eine außerordentlich schwerwiegende Entscheidung gestellt. Es ging um die Abwägung zwischen meiner Lebenszeitstellung als wissenschaftlicher Angestellter der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in meiner Heimatstadt München und der mir angebotenen Position eines wissenschaftlichen Assistenten, also eines Beamten auf Zeit, am Historischen Institut der Universität des Saarlandes. In Saarbrücken sollte ich der Assistent von Frau Prof. Dr. *Edith Ennen* werden, die den Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte im Historischen Institut innehatte. Frau Prof. *Ennen* war eine der führenden Vertreter der Geschichtlichen Landeskunde der Rheinlande und darüber hinaus durch grundlegende Beiträge zur mittelalterlichen



Stadtgeschichte bekannt geworden. Sie war in Merzig im Saarland geboren worden und hatte ihre Studienzeit in Bonn absolviert. Vor ihrer Berufung nach Saarbrücken im Jahre 1964 war sie Direktorin des Bonner Stadtarchivs und Honorarprofessorin der Universität Bonn. Ich entschloss mich damals für den Wechsel in vollem Bewusstsein des damit verbundenen großen Risikos, da ich trotz meines Status als Habilitand beim Lehrstuhl für Bayerische Geschichte der Universität München für die von mir angestrebte Karriere im Universitätsbereich bessere Chancen in der jungen Universität des Saarlandes sah. Erfreulicherweise haben sich meine Hoffnungen in vollem Umfange erfüllt. Auf die Habilitation Ende 1968 erfolgten die Ernennungen zum Privatdozenten, zum Universitätsdozenten, zum außerplanmäßigen Professor und schließlich zum Wissenschaftlichen Rat und Professor. Meine Tätigkeit am Historischen Institut der Universität des Saarlandes endete zum Sommersemester 1972 durch den Ruf der Universität Bonn auf den Lehrstuhl für Historische Geographie, der gleichzeitig auch die Leitung des Seminars für Historische Geographie beinhaltete.

Das Eingewöhnen des aus München zugezogenen Ehepaares *Fehn* im Saarland war nicht einfach. Dabei spielten aber nicht, wie vermutet werden könnte, Mentalitätsunterschiede die Hauptrolle und schon gar nicht Animositäten. Immerhin hatte ich ja ganz ohne Zwang meinen Berufs- und Lebensschwerpunkt nach Saarbrücken verlegt. Meine Frau hat diese schwierige Entscheidung uneingeschränkt unterstützt. In diesem Zusammenhang ist darauf hinzuweisen, dass ich meine aus dem Bayerischen Wald stammende Frau während meines Forschungsaufenthaltes in Paris kennengelernt habe. Sie hatte dort bereits 5 Jahre gelebt. Diese Vertrautheit mit Frankreich erleichterte den doch abrupten Wechsel von München nach Saarbrücken noch innerhalb des ersten Ehejahres 1966.

Vor der intensiveren Beschäftigung mit den wichtigsten Einzelaspekten meiner Erinnerungen an die für uns beide so ungewohnte Kulturlandschaft vor 50 Jahren erscheint es hilfreich, auf einige Gegebenheiten hinzuweisen. Wir sind beide in Altbayern geboren, aber mit dem Unterschied, dass mein Geburtsort die Großstadt München war und derjenige meiner Frau ein kleiner niederbayerischer Markt am Rande des Vorderen Bayerischen Waldes. Während sie aber von den Vorfahren her wirklich altbayerisch geprägt ist, bin ich als typisches »*Akademikerkind*« nur im Hinblick auf meine ersten 30 Lebensjahre und nicht wegen meiner Vorfahren Altbayern zuzuordnen. An dieser Stelle muss der Hinweis genügen, dass mein Vater in Nürnberg, also im bayerischen Mittelfranken, und meine Mutter in Frankfurt an der Oder, also im preußischen Brandenburg, geboren wurden. Die Kontakte zu Westdeutschland, die 1966 so wichtig geworden waren, spielten vorher bei uns beiden keine größere Rolle. Zu nennen ist hier nur mein erstes »*Auswärtsstudiensemester*« 1956 in Münster/Westfalen. Besonders bedeutsam war auch, dass keine wirkliche Beziehung zu Bergbau- und Industrielandschaften bestand. Dementsprechend dachten wir beim Begriff »*Kulturlandschaft*« hauptsächlich an »*liebliche*« ländliche Räume oder an historisch gewachsene »*romantische*« Altstädte. Bedauerlicherweise entpuppten sich aber auch größere Teile des benachbarten Lothringen, vor allem das nordostlothringische Bergbaugebiet, als Räume, die so gar nicht mit den von meiner Frau seit ihrer



Abb. 2: Dienstausweis der Universität des Saarlandes 1969  
Archiv Prof. Dr. Klaus Fehn

Pariser Zeit so vertrauten und geschätzten Vorstellungen der französischen Kulturlandschaft in Einklang zu bringen waren. Wegen meiner starken beruflichen Belastung in den ersten Jahren vor allem im Zusammenhang mit meiner Habilitationsplanung war es leider nicht möglich, durch zahlreiche auch weiter ausgreifende Touren in andere saarländische Gebiete die ersten Schockerlebnisse, vor allem bei meiner Frau, durch positivere Eindrücke abzumildern. Leider hatten auch einige wenige einschlägige Versuche durch Wanderungen in dem durch Bergbauanlagen und durch die dazugehörigen Arbeitersiedlungen charakterisierten »Saarkohlenwald« zu gegenteiligen Ergebnissen geführt.

Mein sich nach der Habilitation und der anschließenden Entscheidung für einen saarländischen Forschungsschwerpunkt immer stärker ausbildender Grundansatz beim Umgang mit Kulturlandschaften kam erst in der zweiten Hälfte meiner Saarlandzeit richtig zum Tragen. Er lautete: Alle Landschaften sind Kulturlandschaften, die gleichermaßen eine wissenschaftliche Untersuchung verdienen, unabhängig davon, ob sie auch ästhetisch herausragend oder ökologisch besonders wertvoll sind.

## II Saarbrücken vor einem halben Jahrhundert.

Ausgewählte persönliche Ansatzpunkte für historisch-geographische Vergleiche mit der gegenwärtigen Situation

### 1 Die Universität des Saarlandes in Saarbrücken

Mit der Universität des Saarlandes in Saarbrücken lernte ich nach den Innenstadtuniversitäten München und Münster sowie dem nach dem Zweiten Weltkrieg neu gegründeten Sondertyp der Freien Universität Berlin erstmals eine Campus-Universität kennen. Die Saarbrückener Universität war zunächst eine *Dépendance* der Universität Nancy, was einen starken französischen Einfluss, vor allem bei der Berufung von Professoren, bedeutete. Dies änderte sich jedoch nach 1959; diese spezielle Konstellation war bereits 1966 für einen Neankömmling wie mich nur noch schwach spürbar. Die Verwurzelung der neuen Bildungseinrichtung in dem Bergbau- und Industriegebiet des Saarlandes gelang nicht auf Anhieb. Dies hängt mit mehreren Faktoren zusammen, die ich an dieser Stelle nur kurz andeuten kann. Die neu berufenen Professoren stammten nach 1959 fast ausschließlich nicht aus dem Saarland, sondern meist aus der Bundesrepublik Deutschland, Österreich und der Schweiz. Dies verwundert nicht, da es im Saarland verständlicherweise wegen des vorherigen Fehlens einer Universität nahezu keine für höhere Universitätsaufgaben qualifizierten Wissenschaftler gab. Dieser Engpass bestand auch in einem geringeren Umfang im Bereich der akademischen Mitarbeiter. In diesem Zusammenhang ist noch auf ein weiteres Problem hinzuweisen, dass in dieser Aufbauzeit der Universität des Saarlandes sehr spürbar war. Viele der neu berufenen Professoren wurden nach der üblichen Sperrfrist von drei Jahren wieder an andere Universitäten berufen, ohne dass genügend stabile Strukturen geschaffen und eine Verbindung zum Raum und zu der Bevölkerung hergestellt war. Die Stadt und die Region taten sich schwer mit der Ausbildung einer stabilen Identifikation als Universitätsstandort. In den 1960er Jahren gab es ohne Zweifel noch eine spezifische Distanz von weiten Teilen der Bevölkerung. Die in späteren Jahrzehnten mit Recht betonte Bedeutung der Universitätsgründung für den Strukturwandel des Saarlandes wurde zunächst noch nicht recht spürbar, obwohl die Zahl der Personen im Lehrkörper und diejenige der Studierenden kontinuierlich angestiegen war (SS 1959: 238/3.500; WS 1960/1961: 354/4.379; WS 1970/1971: 659/8.821; WS 1973/1974: 785/10.776).

Die Universität lag abseits vom Saarbrücker Zentrum inmitten des St. Johanner Stadtwaldes. Den Kern bildete eine 1938 während der NS-Zeit angelegte Kaserne, die zunächst nur durch eine schmale Zufahrtsstraße erschlossen war. Diese durchquerte mehrere Wachstumsringe der Stadt und berührte auch einige ältere Erholungsbereiche am Rande des Waldes. Bei meiner Ankunft 1966 war der Kernbereich bereits durch einige Neubauten ergänzt worden; dabei handelte es sich um das Hochhaus der Universitätsbibliothek (1952–1954) sowie um Flachbauten für die Philosophische Fakultät (1954/1955) und die Naturwissenschaftlich-Mathematische Fakultät (1955/1960). Die gesamte Anlage wirkte in den 1960er Jahren noch wenig strukturiert; die Planungen waren noch uneinheitlich

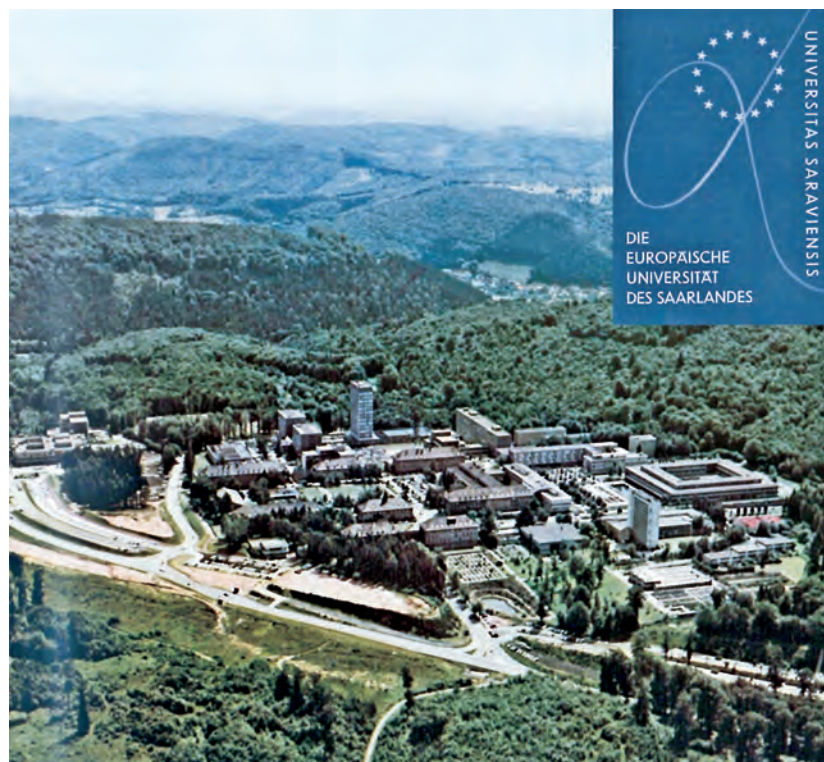


Abb. 3: Die »Europäische Universität des Saarlandes« 1974 mit einem zeitgenössischen Plakat von 1950

Luftbild aus: Das Saarland in Karte und Luftbild 1974, Bild Nr. 6 und

Plakat aus: Universität Gründung, Unsere Archive 2010, 55, S. 29

und wiesen zu wenige Langzeitperspektiven auf. In den folgenden Jahrzehnten wurde die Universität jedoch kontinuierlich erneuert und erheblich ausgebaut. Zur systematischen Neuplanung gehörte auch die wesentliche Verbesserung der Anbindung an das Saarbrücker Zentrum und auch in die andere Richtung nach Dudweiler und Scheidt. Die beiden letztgenannten Orte wurden bei der kommunalen Gebietsreform von 1974 von der Stadt Saarbrücken eingemeindet. Der Grund war vor allem, dass dort seit der Gründung der Universität kontinuierlich Maßnahmen erfolgt waren, die den Aufbau der Universität unterstützen sollten. Dies waren zunächst die Bereitstellung von günstigen Wohnmöglichkeiten für Studenten und spätestens seit 1960 auch der Bau von Hochhäusern mit Eigentumswohnungen für Universitätsangehörige. Dudweiler wurde damals gelegentlich schon als »heimliche Universitätsstadt des Saarlandes« bezeichnet. Sehr charakteristisch war mein erstes Erlebnis mit der peripheren Lage der Universität im Wald und der weithin fehlenden Vertrautheit der Einheimischen mit dieser neuen Bildungseinrichtung. Auf meine Frage, wie ich zur Universität käme, erhielt ich nach einer Überlegungspause folgende Antwort: »Ich glaube, da oben im Wald gibt es eine!«



Tafel VI: Saarbrücken und St. Johann 1956. Im Vordergrund die gänzlich zerstörte Altstadt Saarbrücken, dahinter Schlossplatz mit Rathaus und Schloss. Auf der linken Seite hinter dem Hochhaus des Finanzamtes, das alte St. Johann mit dem Markt; davon ausgehend die Mainzer Straße, welche zu dem zwischen den beiden bewaldeten Kuppen (Kaninchenberg und Halberg) führt, an deren Fuß das römische Saarbrücken lag. Heute befinden sich dort das neue Industriegelände. Ganz im Hintergrund die Halberger Hütte und in der rechten oberen Bildecke St. Arnual (Photo: Azur-Luftbild Saarbrücken)

Abb. 4: Saarbrücken und St. Johann 1956  
Ried 1958, Tafel VI

## 2 Der Bahnhof, die Bahnhofsumgebung und die City

Während der Bahnhof auf mich keinen besonderen Eindruck machte, überraschte mich die teilweise verwastrte unmittelbare Umgebung mit ausgedehntem Brachgelände, mit Schutt- und Müllkippen, Gestrüpp und provisorischen Parkplätzen außerordentlich negativ. Es gelang mir zunächst nicht, diesen Befund mit dem in Sichtweite befindlichen eindrucksvollen Gebäude der ehemaligen Preußischen Bergwerksdirektion (1877–1881) und der nicht weit davon isoliert stehenden modernen Kongresshalle in Verbindung zu bringen. Bald erfuhr ich, dass es unterschiedliche Leitvorstellungen für die Entwicklung des ausgedehnten, im Kriege stark zerstörten Geländes zwischen dem Bahnhof und der Saar gab. Ein Großteil des Raumes hatte vor dem Krieg den Malstatter Saarkohlenhafen gebildet. Dieser war nach den Kriegszerstörungen stillgelegt und provisorisch zugeschüttet worden. In der französischen Nachkriegsplanung von Pingusson 1948 sollte hier die neue Stadtmitte entstehen. Andere Neugestaltungsvorstellungen zielten auf ein Kongress- und Verwaltungszentrum oder auf eine ausgedehnte innerstädtische Grünanlage. 1964 bis 1971 wurde ein neues Bahnhofsempfangsgebäude erbaut; in dieser Zeit entstand auch auf dem alten Hafengelände als erstes bedeutendes Einzelbauwerk die Kongresshalle. Was das repräsentative Gebäude

der Preußischen Bergwerksdirektion betrifft, so erlebte ich noch den Beginn der intensiven Auseinandersetzung über den geplanten Abbruch und den Ersatz durch ein Kaufhaus 1971 bis 1973. Die Bergwerksdirektion blieb zunächst als historischer Ansatzpunkt inmitten der vielen Neubauten erhalten, wobei dieses vorläufige Ergebnis in späteren Jahrzehnten als Startpunkt für den beginnenden Umdenkungsprozess in der Bewertung der historischen Substanz in der Innenstadt bezeichnet wurde. Wesentlich später wurde das Gebäude in ein ausgedehntes Shoppingcenter inkorporiert. Die sogenannte Europa-Galerie bildet heute in der einen Richtung den markanten Beginn der ausgedehnten Fußgängerzone, die im Verlauf der Bahnhofstraße entstanden ist. In der anderen Richtung stellt sie nach wie vor die optische Verbindung zum Bahnhof dar, der ebenfalls von dort aus fußläufig erreichbar ist. Die gesamte Bahnhofsumgebung wurde mit modernen Bauten neugestaltet. Sie weist einen intensiven Verkehr auf breiten großstädtischen Straßen wie vor allem der St. Johanner Straße auf. Die Entscheidung über die Zukunft des Geländes des ehemaligen Malstätter Kohlenhafens ist ebenfalls gefallen. An die Kongresshalle schlossen sich keine weiteren Großbauten an, sondern es entstand der sogenannte Bürgerpark Hafeninsel, ein ausgedehntes innerstädtisches Grün Gelände. Störend wirkt hier die Durchquerung des Grünbereichs durch die sogenannte Westspange, eine von der linken Saarseite herüberführende, viel Raum beanspruchende Schnellstraßenverbindung von Süden nach Norden.

Die beiden Hauptachsen der Bahnhofstraße und der Kaiserstraße beeindruckten mich wegen ihrer modernen Gesamterscheinung sofort. Noch größer wurde das Erstaunen, als ich die städtebauliche Verbindung zwischen den modernen Arkaden mit großzügigen Geschäften auf der Vorderseite mit der sogenannten Berliner Promenade auf der Rückseite erkannte. Der aufgeständerte Fußweg bildete hier eine beeindruckende Käuferpromenade mit bester Aussicht auf die Saar und das gegenüberliegende Alt-Saarbrücken. Das Hauptziel der Maßnahmen im Bereich der beiden großen Verbindungsstraßen zwischen dem Bahnhof und Alt-St. Johann, also der Bahnhofstraße als wichtigste Geschäftsstraße und der Kaiserstraße als bedeutendem Standort von Banken und Versicherungen, war die Trennung des Fußgängerverkehrs vom Autoverkehr. Hierzu wurden nicht die Baufluchten zurückgenommen, sondern durchgehend Arkaden eingebaut. Dadurch und durch die Herausnahme der Straßenbahn 1965 aus der Bahnhofstraße entwickelte sich eine lebhaft pulsierende Einkaufsstraße mit starkem Autoverkehr. Durch großzügige städtebauliche Maßnahmen wurde auch die Verbindung der Innenstadt zur Saar hergestellt. Die sogenannte Berliner Promenade wurde der Häuserzeile der Bahnhofstraße als rückwärtige Käuferebene angefügt, wodurch auch die ausgedehnte, wenig ansehnliche Hinterhofbebauung und der vorher meist wenig gepflegte Saaruferbereich verschwanden. Insgesamt gesehen waren in der Saarbrücker City 1966 bereits die meisten Kriegsschäden und Nachkriegsprovisorien beseitigt. In den folgenden Jahrzehnten wurde ein städtebauliches Konzept entwickelt, das auf den großzügigen frühen Ansätzen aufbaute, aber in eine andere Richtung zielte. Die Bevorzugung des Autoverkehrs wurde für zentrale Bereiche aufgegeben und ausgedehnte Fußgängerzonen geschaffen.

Am wichtigsten wurde die Umgestaltung der Bahnhofsstraße zu einem verkehrsberuhigten Bereich und die Bestimmung der Kaiserstraße zu einer Verkehrsachse, die neben dem Autoverkehr auch die wiederbelebte Straßenbahnverbindung aufzunehmen hatte. Auch die Verbindungen des eigentlichen Citybereichs zum Bahnhof und zum Saarufer wurden wesentlich verbessert und gestaltet. Zu nennen ist vor allem die ausgedehnte Freitreppe zur Saar.

### 3 Alt-Saarbrücken, Alt-St. Johann und Malstatt-Burbach

Das eindrucksvolle Rathaus von St. Johann bot einen guten Ansatz, um sich über die Unterschiede der einzelnen Stadtteile Gedanken zu machen. Rasch wurde mir klar, dass für die heutige Großstadt ganz verschiedene Lebensbereiche zu einer städtischen Einheit zusammengeschlossen worden waren. Im Jahre 1909 brachten die damals selbständigen Städte Saarbrücken, St. Johann und Malstatt-Burbach jeweils einen verschiedenen Schwerpunkt in die neue Verbindung ein: Saarbrücken die Verwaltung und die Kultur, St. Johann die Wirtschaft und den Handel und Malstatt-Burbach die Industrie und die Rohstoffgewinnung. Bei der Zusammenlegung wurde nur wenig auf ein organisches Zusammenwachsen geachtet. Der Eindruck des Zufälligen und Unvollendeten kennzeichnete noch ein halbes Jahrhundert später die Stadt. Gravierende Mängel blieben im Bereich des Straßennetzes, der funktionellen Gliederung, der architektonischen Gestaltung, der Ordnung der Industriezonen, dem Aufbau von Wohnsiedlungen und dem Umgang mit den angrenzenden Waldgebieten. Der Zweite Weltkrieg hatte räumlich gesehen unterschiedliche Auswirkungen; der Westen war stärker betroffen als der Osten. Insgesamt war die Stadt zu 70 Prozent mehr oder minder zerstört; die Trümmerbeseitigung wurde erst 1966 offiziell abgeschlossen. Für die unmittelbare Nachkriegszeit ist noch auf die bemerkenswerten umfassenden französischen Wiederaufbaupläne hinzuweisen, die aber nur zu einem geringen Prozentsatz realisiert wurden. Mit dem sogenannten *Pingusson-Plan* von 1946 sollten gleichartig gestaltete Hochhäuser als »*Wohnmaschinen*« oder Verwaltungsbauten errichtet werden, die in begrünte Freiflächen eingefügt werden; das Ziel war die sogenannte »*vertikale Gartenstadt*«.

Die aus mehreren steinernen Bögen über die Saar und den nördlichen Uferbereich sowie einem nur für Fußgänger begehbaren Metallsteg über die entlang des südlichen Flussufers führende Stadtautobahn bestehende Brücke zwischen Alt-Saarbrücken und Alt-St. Johann wies auf wesentliche Veränderungen nach dem Kriegsende hin. Gravierende Maßnahmen hatten nicht nur das Flusstal selbst, sondern auch das über dem Tal auf einem felsigen Plateau liegende Alt-Saarbrücken betroffen. Für den Bau der sogenannten Stadtautobahn war die Felsenwand des Saarbrücker Schlossbergs zurückverlegt worden und die alte Saarbrücke amputiert und zur reinen Fußgängerbrücke degradiert worden. Das historische Herrschaftszentrum von Saarbrücken enttäuschte meine Erwartungen in ganz erheblichem Maße. Zahlreiche im Krieg zerstörte oder beschädigte Gebäude und Anlagen waren noch nicht wiederhergestellt worden. Sie boten sich darüber hinaus auch noch in einem erstaunlich verwahrlosten Zustand dar. Dies hing nicht





40. Saarbrücken und St. Johann um 1800

Nach einem Temperagemälde von I. L. Lex 1803. — Links der Saar die kleine Residenz Saarbrücken. Rechts das Handels- und Kaufmannsstädtchen St. Johann



Abb. 5: Grundrisse von St. Johann und Saarbrücken (oben links), St. Johann und Saarbrücken auf einem Gemälde aus der Zeit um 1800 (oben rechts), St. Johann und Saarbrücken 1776/1782 (unten links) und St. Johann und Saarbrücken 1772 (unten rechts)

Das Saarland in Karte und Luftbild 1974, Bild Nr. 2: Ausschnitte aus den Geometrischen Grundrissen von St. Johann 1776/1778 und von Saarbrücken 1780/1782 und der Deutschen Grundkarte 1:5000, Nr. 7054 Alt-Saarbrücken, Nr. 7254 Saarbrücken (St. Johann) 1780/1782

zuletzt damit zusammen, dass es nach den schweren Kriegszerstörungen wegen zahlreicher ungelöster sozialer und wirtschaftlicher Probleme nicht zu einem allgemein akzeptierten, überzeugenden städtebaulichen Gesamtkonzept gekommen war. Vor allem die Auseinandersetzung um den Wiederaufbau des Schlosses spaltete die Saarbrücker Bevölkerung. 1969 war das anderweitig genutzte Schloss so baufällig geworden, dass es gesperrt werden musste. Im Gegensatz zum Schloss und seinem Umfeld wirkte der Ludwigsplatz mit der Ludwigskirche und den umliegenden Barockpalais schon Ende der 1960er Jahre bereits wieder recht präsent. 1982 wurde mit der Generalsanierung des Schlosses begonnen, die 1989 abgeschlossen wurde. Seitdem bildet der Schlossbau mit dem modernen Mittelteil zusammen mit dem gepflegten Schlossgarten wieder einen wichtigen Anziehungspunkt.



Tafel IV:  
Das Stadtbild des 18. Jahrhunderts

1. Der Schloßplatz mit Rathaus und ehemaligen Prinzenpalais. 2. Palais am Ludwigsplatz (wieder aufgebaut 1955/56.) 3. Der St. Johanner Markt. 4. Nordseite des St. Johanner Marktes. 5. Das Schloß mit der Schloßmauer, davor das ehemalige Oberamtsgebäude. 6. Der St. Arnualer Markt mit Stiftskirche und alten Bauernhäusern.

Abb. 6: Saarbrücken 1956 mit prägenden Elementen des 18. Jahrhunderts  
Ried 1958, S. 75

Als ich von der neugestalteten Bahnhofstraße mit der Berliner Promenade erstmals ins Zentrum von Alt-St. Johann kam, fiel es mir schwer, eine Verbindung zwischen dem Citybereich, also Neu-St. Johann, und dem Altstadtbereich von Alt-St. Johann herzustellen. Hier schien gewissermaßen die Zeit stehengeblieben zu sein; man konnte sich in einer romantischen historischen Kleinstadt wähen. Beim genaueren Hinsehen war aber nicht über die gravierenden Verfallserscheinungen



Tafel V:  
Die Stadt des 19. Jahrhunderts

1. Die Paul-Marien-Straße mit städtischen Häusern im Stil des 19. Jahrhunderts.
2. Eintöniger, enger Straßenzug in Malstatt.
3. Arbeiterwohnhäuser in Burbach.
4. Burbacher Hauptstraße mit Arbeiterwohnhäusern. Im Hintergrund die Hütte.
5. Arbeiterbauernhaus in Burbach.
6. Ländliche Einhäuser in der St. Arnualer Hauptstraße.

Abb. 7: Saarbrücken 1956 mit prägenden Elementen des 19. Jahrhunderts  
Ried 1958, S. 76

nungen in der Bausubstanz und auch nicht über die großen sozialen Probleme vieler Bereiche hinwegzusehen. Ein Neankömmling wie ich war aber verständlicherweise zunächst nicht in der Lage, die Einzelbeobachtungen, die zwischen den Extremen »Kleinstadtidylle« und »Rotlichtviertel« schwankten, in einem Gesamtbild zu vereinen. Alt-St. Johann war im Kriege nur relativ wenig zerstört worden; es galt deshalb in den 1960er Jahren als einziges einigermaßen authen-



## Tafel VII:

## Der Wiederaufbau seit 1948

1. Die Bahnhofstraße 2. Bankhaus in der Kaiserstraße, 3. Geschäftsviertel in Malstatt. 4. Arkaden in der Kaiserstraße. 5. Das Finanzamt als Teil der neuen Saarfassade St. Johanns. Davor die alte Brücke. 6. Hochhäuser am Rand der St. Johanner Bruchwiesen.

Abb. 8: Saarbrücken 1956 mit prägenden Elementen der Nachkriegszeit  
Ried 1958, S. 173

tisches Stück Altstadt innerhalb der Großstadt Saarbrücken. Dem Versuch, Alt-St. Johann als ein Altstadtidyll inmitten einer Bergbau- und Eisenindustrieland-schaft aufzuwerten, stand damals aber noch der unaufhaltbare Verfall der Bau-substanz und die negative Bevölkerungs- und Sozialentwicklung entgegen. Einige Straßen bildeten eindeutig ein Vergnügungsviertel mit all seinen Schattenseiten. Die negative Entwicklung hatte auch auf das anschließende Nauwieser Viertel

übergegriffen. Erst die Ansiedlung des Kaufhauses Karstadt im noch ziemlich verwahrlosten Übergangsbereich zu Neu-St. Johann, also der City in den Jahren 1970/1971 brachte den entscheidenden Ansatz für eine Wende. Es begann eine kontinuierliche Aufwertung dieses Saarbrücker Stadtteiles und eine immer stärkere Anbindung an das Stadtzentrum. Entgegen aller Erwartungen der damaligen Zeit ist Alt-St. Johann ein Magnet für Einheimische und Fremde geworden. Es ist heute eine Fußgängerzone mit »urbaner Qualität«, der positive Aussagen wie »der wohl lebendigste Stadtteil von Saarbrücken« oder »hier schlägt heute Saarbrückens Herz« zugeordnet werden.

Leider hatte ich während meiner Saarbrücker Zeit nicht genügend Zeit, um mich eingehender mit der Entwicklung der beiden ehemaligen Industriedörfer Malstatt und Burbach zur Industriestadt Malstatt-Burbach, der folgenden Phase bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges und vor allem der Nachkriegszeit zu beschäftigen. Die Situation in den 1960er Jahren kennzeichnet *Rehanek* in seinem Führer von Saarbrücken 1960 folgendermaßen: »Es beginnt sich ein völlig neues und schönes Stadtgesicht abzuzeichnen und es findet ein Städteum- und -neubau von der reinen Arbeiterstadt zur schmucken Geschäftsstadt mit zahlreichen Kaufhäusern statt«. Diese Aussage schien mir nach eigenem Augenschein für die damalige Zeit jedoch noch ziemlich übertrieben.

#### 4 Die Verkehrsanlagen und das Saartal

Sehr zwiespältig war für mich anfangs die Beurteilung der von der Berliner Promenade aus gewonnenen Übersicht über die modernen Verkehrsanlagen. Es handelte sich einerseits um die unmittelbar neben der Saar angelegte autobahnähnliche Schnellstraße und andererseits um die aufwendigen Brückenanlagen mit modernsten Verkehrsregelungen. Was den Fluss selbst betraf, so wirkte er auf mich eher wie ein Kanal, dem aber der Schiffsverkehr und die damit verbundenen einschlägigen Uferstrukturen fehlten. Einen guten Eindruck vermittelten die gepflegten Saaranlagen. In den Nachkriegsjahren wurde die Saarbrücker Stadtplanung eindeutig vom Autoverkehr beherrscht. Es galt die Versäumnisse der früheren Verkehrsplanung wiedergutzumachen. Um dieses Ziel zu erreichen, entschloss man sich zu außerordentlich großzügigen Lösungen, die erhebliche Veränderungen im Gefüge der Stadt nach sich zogen. Zu den wichtigsten Bauaufgaben zählten dabei die sogenannte Stadtautobahn, eine Autoschnellstraße im Saartal unmittelbar neben dem Fluss, und die *Wilhelm-Heinrich*-Brücke als eine spektakuläre Nord-Süd-Verkehrsverbindung. Für diese durchgreifende Verkehrsverbesserung wurde sogar in Kauf genommen, dass bei Saarhochwasser die Schnellstraße vorübergehend unpassierbar wurde. Nachdem Saarbrücken 1965 einen Autobahnanschluss bekommen hatte, wurde 1969 am Fuß der Spicherer Höhen der ausgedehnte neue Autobahngrenzübergang »*Goldene Bremm*« eröffnet. 1970 folgte der Flugplatz Ensheim östlich von Saarbrücken. In den späten 1960er Jahren bestand sogar noch die Hoffnung, dass anstelle der Saarkanalisation bis zur Mündung in die Mosel der vielen Fachleuten wesentlich sinnvoller erscheinende Saar-Pfalz-Kanal ab Dillingen realisiert und dadurch eine direkte

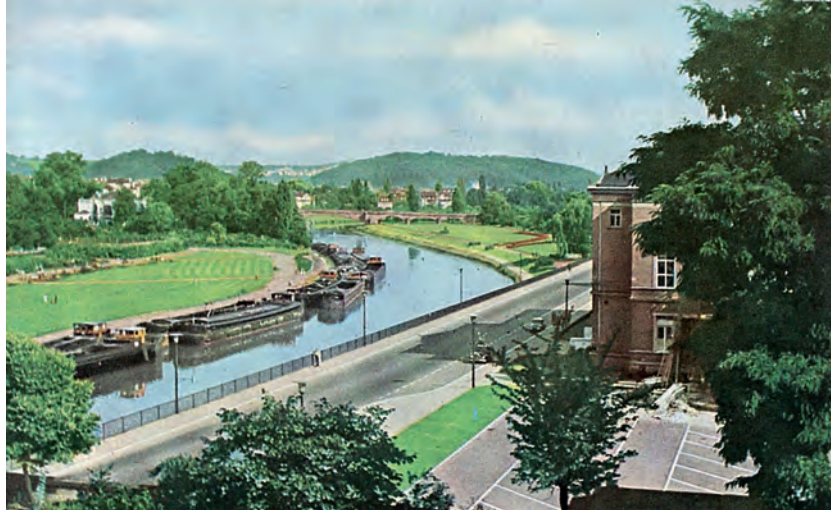


Abb. 9: Die Saar um 1960  
*Rehanek* 1960, S. 63

Verbindung zum Rhein möglich würde. Der Beschluss der Bundesregierung von 1973 stellte die Weichen anders, nämlich in Richtung Ausbau der Saar.

Im *Rehanek*-Führer von 1960 wurde die Saar noch ohne Stadtautobahn und Berliner Promenade dargestellt. In der Folgezeit wurden zahlreiche Veränderungen im Uferbereich der Saar durchgeführt, die hauptsächlich der Gewinnung von Naherholungsgelände dienten. Im städtischen Kerngebiet verschwanden so fast alle prägenden Elemente des ehemaligen Warenverkehrs mit Flussschiffen. Die Bedeutung der Ausflugsschiffahrt nahm dagegen zu. Von der Anlegestelle an der Alten Brücke starteten Rundfahrten bis zur Güdinger Schleuse; es wurden aber auch Ausflugsfahrten nach Mettlach oder nach Saargemünd durchgeführt.

Anzusprechen sind noch die ambitionierten Pläne für eine Deckelung der im Saartal verlaufenden Stadtautobahn. Dadurch sollte das Saarufer wieder als ruhiger Wohn- und Erholungsbereich zurückgewonnen und die Stadtmitte stärker an den Fluss angebunden werden. In einer Veröffentlichung von 2005 wird die lärmende Stadtautobahn als Störenfried zwischen den beiden Saarufern bezeichnet. Das Großprojekt wurde aber nicht realisiert. An mehreren Stellen wurden Brückenbauten errichtet, um leistungsstarke Ringverbindungen um die Stadt herum zu schaffen. Die sogenannte Westspange überquert dabei den sog. Bürgerpark Hafensinsel, der im Gelände des ehemaligen Malstatter Kohlenhafens angelegt worden war. 2016 konnte auch die sogenannte Ostspange verwirklicht werden, während die Nordspange immer noch fehlt. Grundlegende Verbesserungen brachte die Einrichtung ausgedehnter Fußgängerzonen. Während die Bahnhofstraße so vom Autoverkehr entlastet wurde, wurde in der parallel dazu laufenden Kaiserstraße eine neue Straßenbahnlinie teilweise sogar auf einem Schotterbett geschaffen. Diese stellt heute eine gut funktionierende Schnellverbindung einerseits über die Großherzog-Friedrich-Straße und Mainzer Straße nach Osten und





Tafel II: Saarbrücken, westliches Stadtgebiet ((Photo: Azur-Luftbild Saarbrücken)

*Abb. 10: Verkehrsanlagen im westlichen Stadtgebiet  
Ried 1958, S. 7*



*Abb. 11: Die Saar mit der Stadtautobahn 1974  
Das Saarland in Karte und Luftbild 1974, S. 168*



andererseits an der Saar entlang bis Saargemünd dar, wo sie die deutsch-französische Grenze überschreitet. Nachdem die Zukunft des ehemaligen Hafengeländes von Malstatt durch die Anlage des Bürgerparks Hafeninsel geklärt werden konnte, zog sich die Diskussion über die Gestaltung des nach dem Kriege neu geschaffenen Osthafengeländes über Jahrzehnte hin. In einem Führer von 2007 standen so nicht überraschend derartig unterschiedliche Konzepte wie *die »Erhaltung des Brachencharmes«* und der *»Bau eines großen Möbelhauses«* gegeneinander.

## 5 Die Wohnbauten und die Naherholungsräume

Schon bald nach meiner Ankunft in Saarbrücken fiel mir die große Anzahl von Neubauten aus der Nachkriegszeit für ganz verschiedene Zwecke und an ganz unterschiedlichen Standorten auf. Dazu zählten Kirchen, Schulen, Krankenhäuser, Geschäfts- und Verwaltungsbauten sowie viele ganz unterschiedliche Wohnanlagen. Neben den zahlreichen Siedlungen mit Einfamilienhäusern oder kleineren Blocks sind hier besonders die beiden Großwohnungsanlagen Eschberg und Folsterhöhe zu nennen. Während meiner Saarbrücker Zeit bewohnten wir drei verschiedene Typen von Wohnungen:

1. Eine Wohnung in einer Siedlung mit kleinen Doppelhäusern aus der Zwischenkriegszeit.
2. Eine Wohnung in einem vierstöckigen Bau der Nachkriegszeit.
3. Eine sehr große Landesbedienstetenwohnung in einem zentrumnahen mehrstöckigen Bau aus der Zwischenkriegszeit.

Die uns unmittelbar nach unserer Ankunft vom Universitätswohnungsamt angebotene Wohnung in der Großsiedlung Folsterhöhe haben wir nicht übernommen, da uns weder die Gesamtanlage noch die Zusammensetzung der Bewohner zusagte. Die Schaffung von Wohnraum war eine besonders wichtige Aufgabe im stark zerstörten Saarbrücken. Zunächst wurden die traditionellen Bauformen wie freistehende Einfamilienhäuser mit Satteldach und niedrige Wohnblocks bevorzugt. Innovative Neuansätze waren in diesem Bereich selten. Der Trend zur sozialen Entmischung blieb erhalten. Er wirkte sich vor allem folgendermaßen aus: Im Osten und bevorzugt in Hanglagen wohnten Besserverdienende, im Westen dagegen und meist in Tallagen die ärmeren Einwohner. Die Aussage im Führer von *Rehanek* von 1960, dass Saarbrücken eine ideale Wohnstadt sei, basiert sicherlich hauptsächlich auf dem Vorhandensein von schönen Wohngebieten, die die Stadt wie ein Kranz auf den benachbarten grünen Höhen umziehen.

In den 1960er Jahren wurden einige große Wohnbauprojekte in Angriff genommen. Dabei entstanden weitgehend autonome Stadträume mit differenzierten Haustypen. Das Wohngebiet Eschberg umfasste neben Punkthochhäusern auch mehrgeschossige Wohnzeilen und Einfamilienhäuser. Im Gegensatz zur Großsiedlung Eschberg, die auf soziale Durchmischung angelegt war, zielte die Planung beim Wohngebiet Folsterhöhe vorzugsweise auf einkommensschwache kinderreiche Familien.



Abb. 12: Schlosspark in Saarbrücken  
Rehanek 1960, S. 64

Es gehörte zu den größeren Überraschungen, dass das eigentlich zentrale Bergbau- und Eisenindustrieregion des Saarlandes so viele unterschiedliche Möglichkeiten für die Naherholung aufwies. Ungewöhnlich zahlreiche Häuser hatten einen eigenen Garten; dazu kamen die vielen öffentlichen Parkanlagen. Dem Saarland war in der Vergangenheit der Stempel der verrußten und schmutzigen Industrieregion aufgedrückt worden, die man mit der Vorstellung von Urlaub und Erholung kaum verbinden wollte. Diese Eindrücke stammten meist von Nichteinheimischen, die nur die Hauptverkehrsachse des Saartales kannten. Für die Einheimischen spielte bis in die 1950er Jahre hinein in diesem Zusammenhang die Hauptrolle, dass etwa zwei Drittel des Landes aus offenen Agrarlandschaften und Wäldern bestanden. Wirkliche Naherholungsgebiete wurden aber erst in den 1960er Jahren eingerichtet. Vor allem am Hunsrückrand im Norden entstanden Stauseen, Hallenbäder und Sanatorien. Besonders zu nennen sind der Losheimer See und der Bostalsee. Zahlreiche darüber hinausreichende auch grenzüberschreitende Pläne blieben unverwirklicht. Die Raumplanung ordnete diese Erholungsräume systematisch den Industrie- und Wohnschwerpunkten als Ergänzungsräume zu, wobei die verkehrsmäßige Anbindung laufend verbessert wurde. Nicht vergessen werden darf in diesem Zusammenhang der starke grenzüberschreitende Erholungsverkehr aus dem Saarland in das grenznahe lothringische Weihergebiet, wo zahlreiche Dauercampinganlagen und Wochenendhauskolonien erbaut wurden. Im Saarbrücker Stadtraum beeindruckte mich besonders der 1960 gegründete Deutsch-Französische Garten nahe der südlichen Stadt- und

Landesgrenze. Gut gefallen hat mir auch das großzügig angelegte Schwarzenbergbad im St. Johanner Stadtwald, das seit 2001 unter Denkmalschutz steht, und die hübschen neugestalteten Anlagen an der Saar, vor allem die Staden-Anlagen. Von Anfang an sehr irritierend war für einen Nicht-Saarländer jedoch das häufige Nebeneinander, ja Ineinander von Wäldern und Bergbaugebieten. Bei unseren ersten Waldspaziergängen war die Überraschung jedenfalls meist sehr groß, wenn auf einen sehr ansprechenden Waldabschnitt ein ziemlich verstörender Ausblick auf ein völlig unstrukturiert und unharmonisch wirkendes Gemisch von Bergbauanlagen und Bergarbeitersiedlungen folgte.

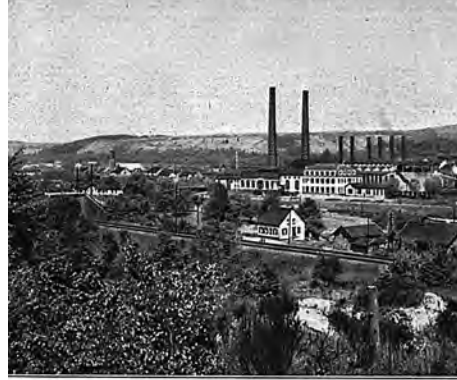
## 6 Der Saarkohlenwald und die Eisenhüttenstraße

Im Saarkohlenwald nördlich von Saarbrücken waren in meiner Saarbrücker Zeit noch zahlreiche aktive und stillgelegte Kohlengruben, häufig nur schwer einsehbar, im Walde versteckt. 1968 wurde der Saarbrücken nächstgelegene Förderstandort Jägersfreude stillgelegt und eine 5,6 km lange unterirdische Verbindung zur Grube Louisenthal im Raum Völklingen hergestellt. Als Spuren blieben vor allem die Bergehalde südlich der alten Grube und Grubensenkungsgebiete im westlichen Teil des St. Johanner Stadtwaldes erhalten. Das Zechensterben hatte schon Ende der 1950er Jahre begonnen und sich in der Zeit zwischen 1960 und 1970 erheblich verstärkt. Ganz allgemein betrachtet wurden in dieser Zeit ungenutzte Industrie- und Montanbauten abgerissen und die dazugehörigen Areale zerstört bzw. neu genutzt. Es blieben aber viele negative Folgen des Bergbaus, vor allem Schlammweiher, Bergehalden sowie verschmutzte Bäche und Gewässer. Ein spezifisches Wertbewusstsein für die technischen Anlagen, das spezifische Verkehrswegesystem wie z.B. die sogenannten Bergmannspfade oder das anthropogene Relief war selten oder fehlte meist gänzlich. Sehr häufig wurde in diesem Zusammenhang von Schandflecken gesprochen, die es komplett zu beseitigen gelte. Ich bin sehr dankbar, dass ich kurz vor dem Ende meiner Saarbrücker Zeit noch eine umfassende und intensive Besichtigung einer Kohlengrube mitmachen konnte. Es handelte sich um die damals sehr bedeutsame aktive Grube Ensdorf. Dabei durfte ich mich sogar in der noch erhaltenen eindrucksvollen großformatigen Badewanne für hochrangige Besucher nach dem Ende der Führung vom Kohlenstaub säubern.

Während der Bergbau zwar nach dem Kriege im eigentlichen Stadtgebiet keine Rolle mehr spielte und sich vielmehr in den Saarkohlenwald zurückgezogen hatte, war die Eisen- und Stahlindustrie damals mit der Burbacher Hütte und der Halberger Hütte noch sehr präsent. Sie bestimmten nicht nur optisch wichtige Teile des Saartales, sondern verursachten auch gravierende Umweltprobleme durch die Verschmutzung von Wasser und Luft. Diese machten sich auch im täglichen Leben dadurch unangenehm bemerkbar, dass bei geöffnetem Fenster sich gelegentlich eine dicke fettige Rußschicht in der Wohnung niederlegte. Ein besonderes Schockerlebnis stellte für mich die im Zusammenhang mit meinen historischen Forschungen zum saarländischen Industrie- und Bergbaugebiet im 19. Jahrhundert erfolgte Überprüfung von auf dem Dachboden des Neunkircher



19. Grube Griesborn und das Schwalbachtal



34. Steinkohlenkraftwerk Luisenthal



38. Bergmannssiedlung am Steinwald bei Neunkirchen



35. Der Saarbrücker Kohlenhafen

Abb. 13: *Bergbau*  
Saaratlas 1934, S. III u. IV

Rathauses gelagerten Aktenbeständen dar. Ein anderes Beispiel aus der Zeit! Bei den Arbeiten für den Luftbildatlas des Saarlandes, der nach längerer Vorbereitungszeit 1974 erschienen ist, ergab sich nach Aussage der Herausgeber, dass es sehr viel seltener Wetterbedingungen mit der nötigen Klarheit der Luft gab, als man es gemeinhin annahm. Besonders im industriellen Verdichtungsraum und den benachbarten Landschaften herrschte fast ganzjährig Dunst vor, der es fast unmöglich machte, aus größeren Höhen kontrastreiche Bilder aufzunehmen. Insgesamt gab es zu Beginn der 1970er Jahre im Saarland noch sechs Hüttenwerke: Völklingen, Dillingen, Burbach, Halberg, St. Ingbert, Neunkirchen. Die Umwertung der Energieträger seit dem Ende der 1950er Jahre hatte die Wirtschaft des Saarlandes vor große Probleme gestellt. Mit mehreren Generalplänen wurde daraufhin die Steinkohlenförderung und die Eisen- und Stahlproduktion wesentlich eingeschränkt und versucht, Industrien der verschiedensten Sparten neu anzusiedeln.

Am reinsten vertrat in den 1960er Jahren Völklingen den Typus der saarländischen Industrie- und Bergbaustadt. Sie liegt im Schnittpunkt der Industriegasse des mittleren Saarlands mit der durch den Bergbau geprägten Zone des Saarkohlenwaldes. Für Völklingen sind besonders die prächtigen Bauten in klassizistischen Formen und im Jugendstil in der Innenstadt zu erwähnen. Die Wohngebiete sind Spiegel der industriellen Entwicklungsphasen mit ihren Arbeiterhäusern, Werkssiedlungen, mehrstöckigen Bauten und Direktionsvillen. Noch stärker als Völklingen war die Stadt Neunkirchen mit ihrem Eisenwerk verzahnt. Das Haupttor des Werks und das Stadtzentrum lagen direkt nebeneinander.

## 7 Die Industriekultur

Erst seit den 1980er Jahren intensivierte sich die Auseinandersetzung um die Werte der Relikte des Industriezeitalters. Dabei wurde in verschiedenen Wissenschaften von sozioökonomischen, ökologischen, psychologischen und kulturellen Dimensionen bei der Bewertung gesprochen. Die Kulturlandschaftspflege spielte damals noch keine größere Rolle. Vieles, was heute von weiten Bevölkerungsteilen im Saarland als wertvoll betrachtet wird, wurde um 1970 noch keineswegs derart positiv gesehen. An ein Jahr der Industriekultur wie 2000 dachte man schon gar nicht. Leider verschwand in dieser Zeit noch vieles von der reichhaltigen, wertvollen Substanz. Dabei ist es merkwürdig, dass die Hütten in Völklingen und in Neunkirchen zwar nahezu zu derselben Zeit in den 1980er Jahren stillgelegt wurden, sie aber ein gänzlich unterschiedliches Schicksal erlebten. Völklingen wurde größtenteils erhalten und ist heute als einmaliges industriegeschichtliches Denkmal Weltkulturerbe und ein besonderes touristisches Highlight. In Neunkirchen entschloss man sich im Gegensatz dazu für einen totalen Neuanfang zugunsten von Handel, Kultur und Unterhaltung, was die fast vollständige Beseitigung der Anlage nach sich zog. In anderen Fällen kam es zur Neunutzung der günstig gelegenen Flächenreserven für die Ansiedlung neuer Betriebe. Was die für Saarbrücken relevanten Hütten Burbach und Brebach-Halberg betrifft, so ist dort nach der Stilllegung und dem Abbruch nur wenig von der alten Substanz geblieben.

In diesem Zusammenhang sind mehrere Museen sowohl für den Bereich Bergbau als auch für den Bereich Eisen- und Stahlindustrie zu nennen, die in der neuesten Zeit gegründet wurden. Sie sind häufig durch sogenannte industriekulturelle Routen verbunden. Eine davon ist die »*Straße des Feuers*«, die die Stätten des einschlägigen Erbes von Kohle, Eisen, Keramik und Glas beiderseits der Saar vom lothringischen Meisenthal über Saargemünd, Ludweiler, Völklingen und Mettlach verbindet. Sehr attraktiv ist die Museumssituation im Grenzbereich zwischen dem Saarland und Lothringen bei dem saarländischen Großrosseln und dem lothringischen Kleinrosseln. Dort gibt es das Besucherbergwerk Velsen und die zum Museum umgewandelte Zeche Wendel. Weiterhin zu nennen sind das schon ältere saarländische Bergbaumuseum Bexbach, die auf dem ehemaligen Zechengelände Reden eingerichtete multimediale Dauerausstellung »*das Erbe*« sowie der »*Zukunftsort*« Göttelborn. Hier arbeitete bis 2000 das Bergwerk mit



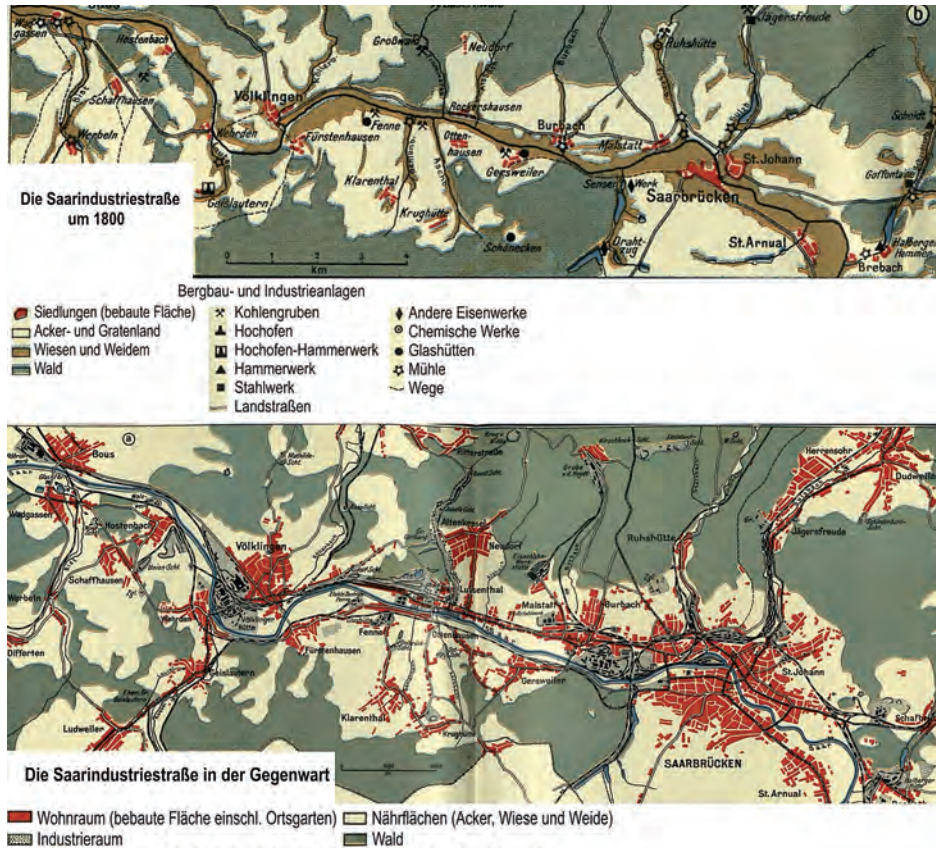


Abb. 14: Die Wandlungen des Landschaftsbildes unter dem Einfluss der Industrie  
Saaratlas 1934, S. 18

dem höchsten und modernsten Förderturm Europas. Dieser steht noch heute und soll den Mittelpunkt für eine Ausstellung des Wandels von der Montanindustrie zu neuen Zukunftsindustrien bilden. In St. Ingbert gibt es neben dem Besucherbergwerk Rischbachstollen auch noch die über 250 Jahre alte Werkssiedlung »Zur Alten Schmelz« zu besichtigen.

Spätestens seit der Deklaration des Völklinger Hochofenensembles zum Weltkulturerbe 1994 wurde eine Schwerpunktverlagerung bei der Beschäftigung mit den Zeugnissen der Industriezeit deutlich. Es ging nun nicht mehr nur darum, das einschlägige Erbe so weit als möglich zu erhalten und weiten Kreisen didaktisch zu erschließen, sondern dieses auch als Kulisse für verschiedenartigste »Events« zu nutzen. In dem 2016 erschienen Führer von *Martin Frohmann* mit dem Titel »Das ist das Saarland« ist in Bezug auf die Völklinger Hütte nicht nur vom »Bestaunen der gesamten Eisenhüttenzenerie auf kleinstem Raume« die Rede, sondern auch vom »Schauplatz zahlreicher großartiger Events von Ausstellungen über künstlerische Installationen bis hin zu Konzerten«, »einer schlicht einzigarti-

gen Kulisse nicht nur für Technikfans, sondern auch für Kunst und Kultur« und dem »allmählichen Ausbau zum Zentrum von Kunst und Industriekultur«. In einem Artikel in der Süddeutschen Zeitung vom 14. November 2019 über die oberösterreichische Stahlstadt Linz an der Donau äußert sich der Direktor des Tourismus-Verbandes zu dieser Thematik noch deutlicher folgendermaßen: »Linz hatte ein schmutziges Image, aber wir haben uns am eigenen Schopf aus dem Sumpf gezogen.« In demselben Artikel wird hervorgehoben, dass sich Linz vom Industriestandort zur Kunststadt weiterentwickelt habe. Wenn man alle diese neuesten Zitate kritisch hinterfragt, wird deutlich, dass es dabei häufig nicht primär um die Feststellung der Werte der Industriekultur und noch weniger um die Industrielandschaft als Kulturlandschaft im Sinne der Angewandten Historischen Geographie geht.

#### 8 Saarländische Arbeiterbauerndörfer und nordostlothringische Arbeitersiedlungen (»cités«)

In der zweiten Hälfte meiner Saarbrücker Zeit, also nach der Habilitation, wurde die Entstehung und Entwicklung der Arbeiterbauernkulturlandschaften im saarländischen Bergbau- und Industriegebiet zu einem neuen Schwerpunktthema meiner wissenschaftlichen Arbeit. Da ich dieses Phänomen aus meiner Heimat Bayern gar nicht kannte, war es für mich schwierig, hier rasch einen guten arbeits-technischen Zugang zu den wichtigsten Quellen zu finden. Im Hinblick auf meine Vertrautheit mit dem bayerischen Kataster und den dazugehörigen großmaßstäblichen Plänen, gewonnen bei der Anfertigung meiner Dissertation, entschloss ich mich, in demjenigen Teil des Saarkohlenwaldes zu beginnen, der im 19. Jahrhundert zur bayerischen Pfalz gehört hatte und deshalb einen vergleichbaren Quellenbestand aufwies. Bei diesem Raum handelte es sich um das Bexbacher Gebiet. In der Folgezeit arbeitete ich mich auch in den für die benachbarten Bergbaugebiete bestehenden Quellenbestand aus der preußischen Zeit ein. Außerdem wurde ich mit den grundlegenden Unterschieden konfrontiert, die sich im Hinblick auf die Ansiedlung der Bergarbeiter im Saarland und im benachbarten Nordostlothringen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts herausgebildet hatten.

Der bestens ausgewiesene Kenner der Kulturlandschaftsentwicklung des Saarlandes Hermann Overbeck schrieb 1932 in seinem Aufsatz über »Die geographischen Grundlagen des Saarproblems« in dem Sammelband »Die Saarfrage« folgende aufschlussreichen Sätze: »Das Bild der ›Nur-Industrielandschaft‹, wie wir es aus dem Ruhrgebiet kennen, gibt es im Saargebiet nicht, selbst in der Neunkirchener Gegend nicht, wo sich die Wirkung der Industrie am unerfreulichsten breitgemacht hat. Das Saarindustriegebiet wird durch einen landschaftlich reizvollen Zusammenhang von Wald und Industrie charakterisiert. In dieser Verbindung liegt auch die viel günstigere Wertung der Saarindustrielandschaft als Arbeiterwohnraum begründet und es erklärt sich, warum die Bemühungen des preußischen Staatsbergbaus um eine bodenständige Arbeiterschaft so erfolgreich sein konnten. An die zentrale Wald- und Industrielandschaft, die wirtschaftliche Kernlandschaft, die mitten durch das Saargebiet von Südwesten nach Nordosten sich





37. Dudweiler

Alter Kern an der Straße Saarbrücken–Neunkirchen (im Mittelgrund), moderne Erweiterung (im Vordergrund) mit Arbeiterhäusern. Verstärkung eines Industriearbeiterdorfes



39. Wemmetsweiler

Ländliche Siedlung mit industriebedingter Erweiterung

Abb. 15:  
Ländliche Siedlungen  
mit Verstärkerungs-  
erscheinungen (oben)  
und mit industriellen Erweiterungen (unten)  
Saaratlas 1934, S. IV

*erstreckt, schließen sich offene landwirtschaftliche Zonen an. Aber auch diese spüren den Einfluss der Industriezone. In der Bevölkerung überwiegt auch hier überall der Berg- und Industriearbeiter. Diese Randgebiete sind die natürlichen Arbeiterrekrutierungsgebiete der zentralen Industriezone.« Peter Kiefer ergänzte diese Feststellungen in seinem Aufsatz »Vom Bergmannstand an der Saar« ebenfalls in dem Sammelband »Die Saarfrage« mit einem engagierten Statement: »Es wäre um die seelische Entwicklung der deutschen Industriearbeiterschaft sicher weit besser gestellt gewesen, wenn die ganze deutsche Industrie nach diesem Vorbild des preußischen und bayerischen Staates in der Siedlungsfrage gehandelt hätte.«*

Im Saarland zeichneten sich sowohl der Kohlenbergbau als auch die Eisenindustrie durch ein ungewöhnlich ausgedehntes Arbeitereinzugsgebiet aus. Dieses wies zahlreiche besondere Charakteristika auf wie den hohen Prozentsatz an Hauseigentum, die enge Verbindung zur Landwirtschaft, die intensiven nachbarschaftlichen Beziehungen, das weitgespannte Verkehrsnetz und die intensive Pendelwanderung oft über weite Strecken, sehr häufig auch zu Fuß auf den sogenannten Bergmannspfaden. Das Ergebnis war eine starke Zersiedlung und die Platzierung der Anwesen entlang der vorhandenen Wege, woraus sich allmählich das charakteristische Grundrissbild mit endlosen Häuserzeilen an einem weitmaschigen Wegenetz entwickelte. Die Kulturlandschaft des benachbarten nordostlothringischen Kohlenabbaugebiets unterschied sich erstaunlicherweise grundlegend von der saarländischen Arbeiterbauernlandschaft. Es fehlte dort das Phänomen des Arbeiterbauern, der aus der näheren und weiteren Umgebung zugewandert und sesshaft geworden war. Die saarländischen Bergarbeiter stammten durchwegs aus dem zentralen Saarland, dem Hunsrück und seinem Vorland und aus der Westpfalz. Die Bevölkerungsstruktur und die Siedlungen im nordostlothringischen Kohlenbergbauggebiet unterschieden sich von diesem Befund grundlegend. Die Arbeiter stammten durchwegs nicht aus der näheren oder weiteren Umgebung, sondern aus verschiedenen europäischen und nordafrikanischen Räumen. Für die angeworbenen Arbeiter errichtete der Bergbau im unmittelbaren Randbereich zur Abbauzone große monostrukturelle Werksiedlungen, sogenannte Cités. Im Anschluss daran nach außen folgten keine Arbeiterbauerngebiete wie im Saarland, sondern weitgehend ländlich gebliebene Dörfer mit starken Abwanderungserscheinungen. In den Zonen diesseits und jenseits der saarländisch-lothringischen Grenze verstärkten sich in den 1950er und 1960er Jahren die Unterschiede in der Kulturlandschaftsentwicklung, wie *Hans-Christoph Borchardt* in seinem ausgezeichneten Beitrag zum Heidelberger Geographentag 1963 klar herausarbeitete. Der Verfasser legte aber Wert auf folgende Einschränkung: »Aber alle Veränderungen bedeuten nur Ausbuchtungen oder Knicke in den Entwicklungslinien, die schon über einen längeren Zeitraum hin für das Saarland und Lothringen jeweils anders verlaufen sind.« Insgesamt gesehen machte das Bild der nordostlothringischen Kohlenbergbaulandschaft auf mich einen geradezu niederschmetternden Eindruck mit seinem Kranz von Bergwerken, seinen ausgedehnten Abraumhalden, seinen riesigen Sandgruben zur Einschwemmung der ausgebeuteten Stollen und den landschaftsfremden, schematisch-steril und städtisch wirkenden Arbeitersiedlungen.

## 9 Die politischen Grenzen und die Grensräume

Die politischen Grenzen nach Frankreich und Luxemburg spielten während meiner Saarbrücker Zeit noch eine große Rolle. Es gab zwar zahlreiche sehr unterschiedliche Übergänge, die von Fußgängerwegen über Landstraßen bis zu Autobahnübergängen reichten. Bemerkenswert war für mich das Nachwirken alter Grenzen wie z.B. derjenigen zwischen der ehemaligen Preußischen Rheinprovinz und der Bayerischen Pfalz. Zu meinem Erstaunen sprachen viele Saarbrücker da-

mals noch von einer »*Fahrt nach Bayern*«, wenn sie im nahegelegenen St. Ingbert die dortige bekannte und beliebte Bierbrauerei *Becker* besuchen wollten. In Saarbrücken hat man schon früh erkannt, dass die Zukunft der Region in einer engen grenzüberschreitenden Zusammenarbeit liegt. Durch das Zusammenwachsen des saarländisch-lothringisch-luxemburgischen Grenzraums entstand eine neue europäische Großregion. Dementsprechend veröffentlichte der Saarbrücker Geograph *Hans Ried* schon 1972 ein Buch mit dem bezeichnenden Titel: »*Vom Montandreieck zur Saar-Lor-Lux-Industrieregion*«. Es kam zu einer engen Zusammenarbeit in Fragen grenznaher Infrastrukturmaßnahmen, obwohl noch ein gemeinsames Raumordnungsprogramm fehlte. Es darf aber nicht verschwiegen werden, dass in den 1960er und 1970er Jahren auch manch größere Projekte für eine saarländisch-lothringische Zusammenarbeit über die Grenze hinweg scheiterten. Die Bedeutung der sogenannten kleineren Grenzübergänge, die nur für den Personenverkehr zugelassen waren, nahm laufend zu; der allgemeine Grenzverkehr wurde aber nach wie vor über wenige größere Übergänge abgewickelt. Eine bedeutende Rolle spielte ab 1969 der am Fuß der Spicherer Höhen angelegte ausgedehnte neue Autobahngrenzübergang »*Goldene Bremm*«.

Die Besichtigung des durch die blutigen Auseinandersetzungen zwischen Deutschen und Franzosen am Beginn des Krieges von 1870/1871 berühmt gewordenen Grenzgeländes der Spicherer Höhen war eines meiner ersten Ziele außerhalb des Saarlandes. Bei diesem Grenzübertritt erlebte ich einige der damals noch üblichen Schwierigkeiten. Zunächst wurde von den deutschen Grenzern festgestellt, dass ich eigentlich für mein Auto statt der Münchner Nummer bereits die Saarbrücker Nummer haben müsste. Nachdem die Beamten mich gnädigerweise trotzdem über die Grenze gelassen hatten, herrschte mich der französische Grenzer mit einem Satz an, den ich zunächst gar nicht verstand: »*Où est le D?*« Es fehlte das Kennzeichen »*D*« am Auto, das ich dankenswerterweise nun von den deutschen Grenzern erhielt. Auf dem schmalen Zufahrtssträßchen endlich wieder im Saarland angelangt, habe ich dann mit sehr positiven Gefühlen den Deutsch-Französischen Garten besichtigt, der im Jahre 1960 als Zeichen für die fortgeschrittene deutsch-französische Verständigung angelegt worden war.

Mitten in der sehr aufgeheizten Atmosphäre des Abstimmungswahlkampfes vor dem 23. Oktober 1955 hatte ich erstmals, wenn auch nur sehr flüchtig, das Saarland kennen gelernt. Auf der Rückfahrt einer Studienreise von Münchner Schülern und Studenten nach Belgien und Luxemburg durchquerten wir das Saarland. Dabei nutzte ich die Gelegenheit und trennte mich von der Gruppe, die nach Kaiserslautern weiterfuhr, um einen Abend und eine Nacht bei einem aus Saarbrücken stammenden Studienfreund zu verbringen. Leider war das Wetter sehr schlecht, so dass ich nicht viel von der Stadt zu sehen bekam. Deshalb stießen die Kommentare der etwa gleichaltrigen Mitreisenden über das Saarland auf der Basis der auf der Durchfahrt gewonnenen Eindrücke, die im Exkursionsbericht in hektographierter Form enthalten sind, auf mein besonderes Interesse. Es heißt dort: »*In flotter Fahrt geht es weiter und bei Remich ziemlich unbehelligt über die Grenze in das Saarland. Bei Mettlach fahren wir über die Saar und dann werden draußen die ersten qualmenden Fabrikschlote sichtbar, die uns zeigen, dass wir im*



Abb. 16: Das Saargebiet 1934 (Oben) und das Saarland 1955 (unten)  
<http://www.rheinische-geschichte.lvr.de/Epochen-und-Themen/Themen/deutschedienststellen-fuer-das-saargebiet-1919%E2%80%931935/DE-2086/lido/5b7aab8ab8c529.84146686> (abgerufen 10.12.2020) (oben) und Statistisches Amt des Saarlandes (unten)

*viel umstrittenen Industriegebiet, dem Saarland, sind. Bemerkenswert: die Häuser sind hier fast alle entweder neu gebaut oder noch stark vom Krieg beschädigt. Das Land war ja auch im letzten Krieg schwer umkämpft, die vielen gesprengten Bunker, auf die karge Landschaft verstreut, erinnern noch daran. Die Abraumhalden tauchen auf und ragen zwischen schlanken, rauchenden Schornsteinen und schmucklosen, schwarzen Fördertürmen grau und kalt zum regnerischen Himmel empor. Gegen halb fünf Uhr fahren wir in Saarbrücken ein. Nach einer Ehrenrunde am Bahnhof brausen wir gleich ab in Richtung Deutschland. Saarbrücken kam uns nach so schönen Städten, wie wir sie in Belgien erlebten, reichlich bedeutungslos vor. Über die letzte Grenze ging es heim ins Reich.»*

#### 10 Von der »Saarfrage« zum »Europäischsten aller Bundesländer«

Im Jahre 1932 veröffentlichte mein Vater, der spätere Professor für Geographie an der Universität München, Dr. *Hans Fehn*, eine kurze Besprechung des von *G.W. Sante* 1931 herausgegebenen Sammelbandes mit dem Titel »*Die Saarfrage*«. Darin heißt es: »*In knapp drei Jahren stimmen die Saarländer über ihre fernere Staatsangehörigkeit ab. Der Ausgang der Abstimmung kann nicht zweifelhaft sein, aber trotzdem ist es notwendig, dass das ganze deutsche Volk moralisch hinter den Saarländern steht. Um das deutsche Volk über die Bedeutung der Abstimmung aufzuklären, wurde im südwestdeutschen Rundfunk eine Vortragsreihe mit dem Titel ›Die Saarfrage‹ gehalten. Diese Vorträge liegen nun gedruckt vor. Wir müssen all den sachkundigen Mitarbeitern dankbar sein, dass sie immer und immer wieder darauf hinweisen, dass die ›Saarfrage‹ gar keine ›Frage‹ ist, sondern dass sie erst kürzlich zu einer solchen gemacht wurde.*« Der bekannte um das Saarland sehr verdiente Geographieprofessor Dr. *Hermann Overbeck* schrieb in demselben Sammelband, dass »*das Saargebiet gar kein wirkliches Grenzland ist mit Zweisprachigkeit und Volksmischung wie Lothringen, sondern nur ein Land an der Grenze.*« In den übrigen Vorträgen wird mit Nachdruck auf den deutschen Charakter des Landes besonders mit Beispielen aus der Kunst und Kultur hingewiesen. Sein im Heimatboden verwurzelter Bergmannsstand habe in den letzten zwölf Notjahren immer wieder Beweise seines Deutschtums gegeben. Bedauerlicherweise kamen schon bald nach diesen Stellungnahmen nationalistische Töne auf. Als Beispiel zitiere ich aus dem Aufsatz von *Hans Kruschwitz* über »*Landschaft, Wirtschaft und Siedlung in der Rheinprovinz*« aus dem Jahre 1934: »*Besonders charakteristisch für die reindeutsche Saararbeiterschaft ist ihre Bodenständigkeit, Seßhaftigkeit und heiße Heimatliebe. Das die Industriearbeiter anderer deutscher Gebiete kennzeichnende moderne Nomadenleben findet sich bei der Saararbeiterschaft erfreulicherweise nicht. Aus seiner vorbildlichen Heimatliebe schöpft der Saararbeiter die Kraft zum Widerstand gegen die französische und separatistische Werbetätigkeit.*« Bei der Abstimmung vom 13. Januar 1935 stimmten 91% der Stimmberechtigten für die Rückgliederung des Saargebiets an das Deutsche Reich.

Die Zugehörigkeit zum Deutschen Reich endete am 7. Juli 1945, als das Saargebiet eine eigene Verwaltung unter französischem Protektorat erhielt. Es folgte

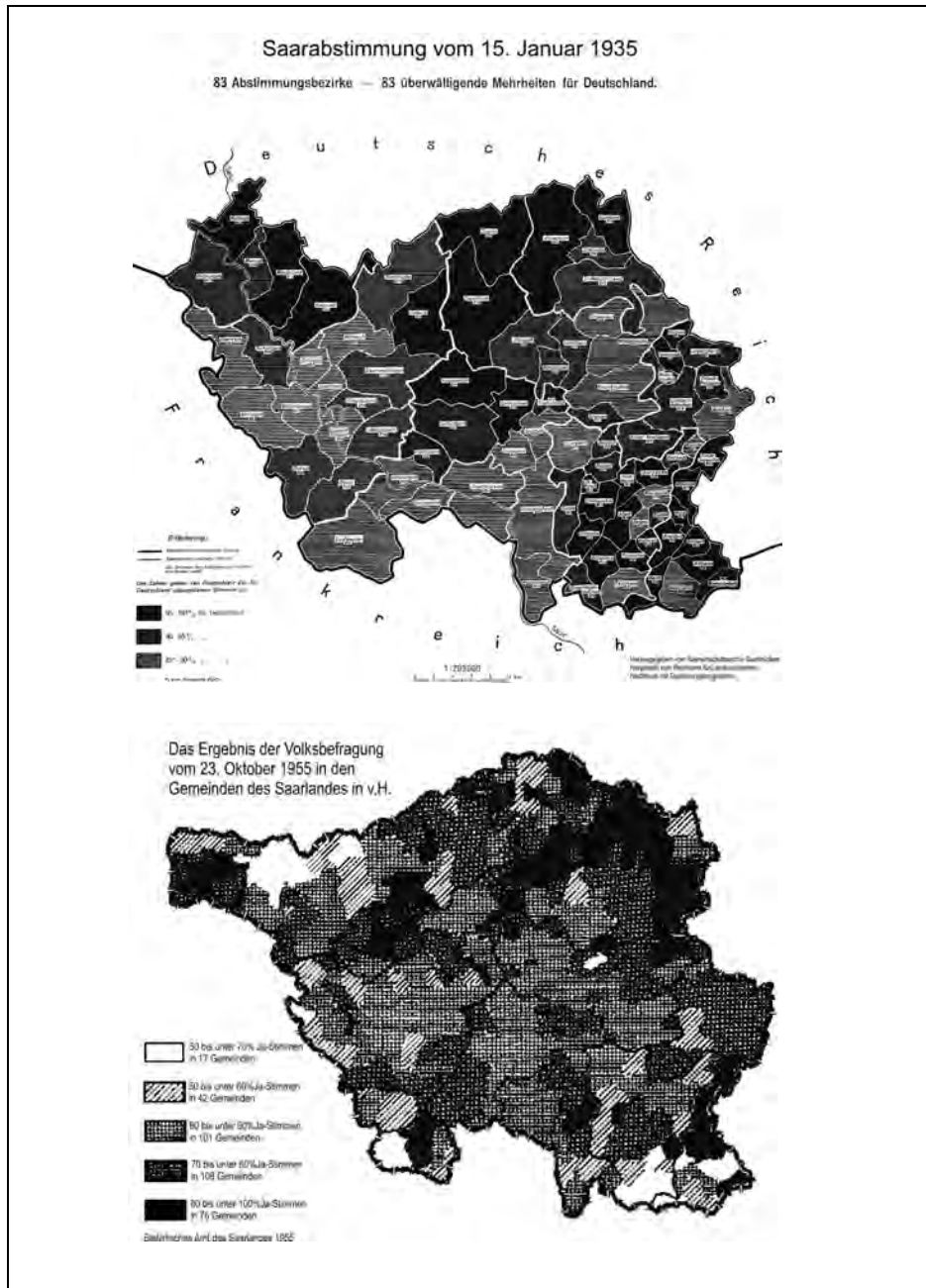


Abb. 17: Ergebnisse der Volksabstimmung von 13. Januar 1935 und Volksbefragung vom 23. Oktober 1955  
<https://www.rheinische-geschichte.lvr.de/Epochen-und-Themen/Themen/deutschedienststellen-fuer-das-saargebiet-1919%E2%80%931935/DE-2086/lido/5b7aab8ab8c529.84146686> (abgerufen: 09.12.2020)

die Vergrößerung des Saargebiets durch 156 Gemeinden von Rheinland-Pfalz am 18. Juli 1946 und die Aufhebung der Zollgrenze zwischen dem Saargebiet, nun Saarland genannt, und Frankreich am 22. Dezember 1948; die Warenkontrollen an der Grenze nach Deutschland waren bereits im April 1948 eingeführt worden. Nach einem intensiven Wahlkampf zwischen verschiedenen Parteien wurde am 23. Oktober 1955 über die Annahme des sogenannten Saarstatuts abgestimmt. Nachdem dieses von 67,7 Prozent der Saarländer abgelehnt worden war, die »*kein europäisches Versuchsobjekt*« werden wollten, wurde zwischen Deutschland und Frankreich die Wiedereingliederung in die Bundesrepublik Deutschland vereinbart.

In den 1950er Jahren fertigte unter Betreuung von Prof. Dr. *Laurent Champier*, dem ersten Direktor des Geographischen Instituts der Universität des Saarlandes, der aus Lyon berufen worden war, sein erster Assistent *Hans Ried* eine Dissertation über das Thema: »*Die Siedlungs- und Funktionsentwicklung der Stadt Saarbrücken*« an. Darin kennzeichnet der Verfasser die damalige Situation folgendermaßen: »*Gerade für den saarländischen Teil sind aus dem Zusammensein von Industrie und Grenze die wesentlichen Probleme entstanden. Ohne die Industrie wäre das Saarland heute kein politisches Streitobjekt und ohne Grenze hätte sich die saarländische Wirtschaft in den Rahmen der einen oder anderen Nationalwirtschaft eingliedern können. – Eine Lösung der daraus erwachsenden Schwierigkeiten kann daher nur durch die Überwindung der Grenze erfolgen, die sich aus einer deutsch-französischen Zusammenarbeit ergibt. Dann könnte das Saarland aus einer jeweils einseitigen Bindung mit ihren Nachteilen herauskommen und durch seine natürlichen Verflechtungen mit dem deutschen und dem französischen Wirtschaftsraum Keimzelle einer sinnvolleren Zusammenarbeit und eine echte Zone des Kontaktes werden. Eine solche Lösung bahnt sich indessen erst in Ansätzen an.*«

In der »*Geschichte der Stadt Saarbrücken*« von 1999 wird betont, dass die Jahre nach 1945 bis zur politischen Rückgliederung des Saarlandes die Entwicklung von Stadt und Land nachhaltig gefördert hätten. Im Kontext des halbautonomen Saarlandes seien die Rahmenbedingungen für die Stadtentwicklung besonders günstig gewesen. Saarbrücken sei nicht nur Hauptstadt geworden, sondern es seien noch weitere neue Funktionen hinzugewonnen worden, wie z.B. diejenigen der Universitäts- und der Messestadt. Mit der politischen Rückgliederung seien die politischen Funktionen nicht nur erhalten geblieben, sondern sie hätten sich auch weiterentwickelt. In der »*Geschichte der Stadt Saarbrücken*« finden sich dazu noch deutlichere Aussagen: »*Nicht zuletzt auch die Sondersituation der Jahre 1945 bis 1955 trug dazu bei, dass das Saarland sich als Bundesland und nicht als Anhängsel von Rheinland-Pfalz wiederfand*«. *Heinz Grandmontaigne*, Begründer der Saarmesse, spitzte dies noch stärker zu: »*Die jetzige Landeshauptstadt Saarbrücken hätte nicht einmal ernsthafte Chancen gehabt, Sitz eines Regierungsbezirks zu werden. Die saarländische Politik wäre im Wesentlichen von Pfälzern und Moselanern gemacht worden, und zwar in Trier.*«

Die Bemühungen um eine »*Saar-Lor-Lux-Region*« begannen erst allmählich Früchte zu tragen. Die geplante Großregion, die eventuell später beispielhaft für



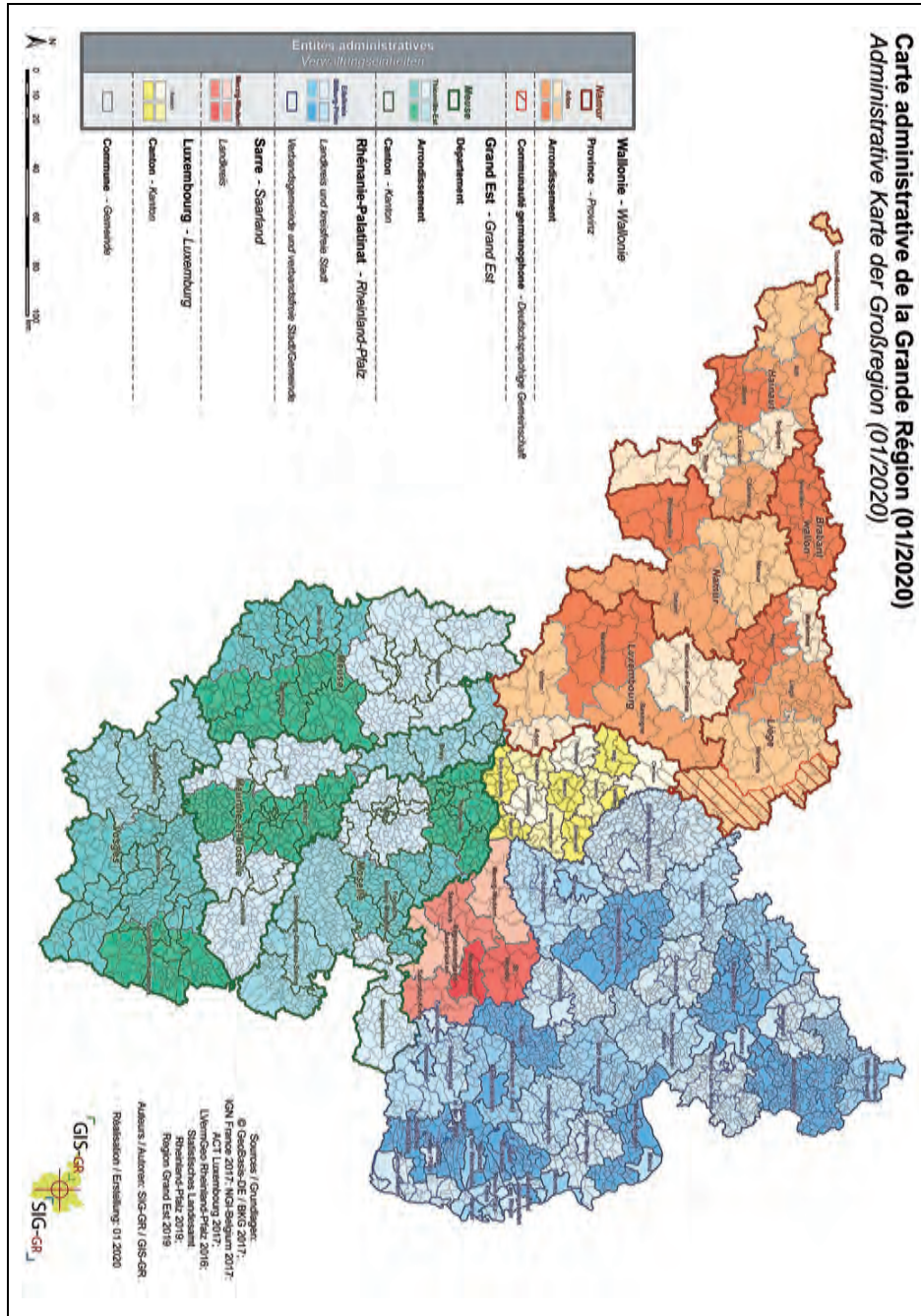


Abb. 18: Übersichtskarte der Großregion Saar-Lor-Lux  
[https://www.sig-gr.eu/de/cartes-thematiques/administration/Grande\\_region\\_2020.html](https://www.sig-gr.eu/de/cartes-thematiques/administration/Grande_region_2020.html)  
 (abgerufen: 09.12.2020)

ein Europa der Regionen sein könnte, entwickelte sich im Alltag nicht so rasch wie sich dies die Politiker in Reden wünschten. Hierzu haben auf dem Saarbrücker Geographentag 1989 *Wolfgang Brücher* und *Heinz Quasten* wichtige Überlegungen angestellt. Nach ihrer Meinung seien die traditionellen Hauptfunktionen der nationalstaatlichen Grenze wie Trennung, Sicherung und Abschottung heute kein Thema mehr. Es bliebe aber ein Nebeneinander unterschiedlicher Strukturen, ein Nachwirken von psychischen Faktoren und unzureichende Kenntnisse von dem Raum auf der anderen Seite. Bei all diesen Betrachtungen zur saarländisch-lothringischen Grenze darf aber auch ein Hinweis auf die 1974 durchgeführte Gebietsreform im Saarland nicht fehlen. In diesem Jahr wurden die 340 saarländischen Gemeinden zu rund 50 leistungsfähigen kommunalen Großeinheiten zusammengeschlossen. Dabei wurden 15 Gemeinden und vier Gemeindeteilebereiche von der Stadt Saarbrücken eingemeindet. Es gelang der Stadt dabei aber nicht, die großen Waldgebiete zwischen Saarbrücken und Riegelsberg und im Netzbachtal zu gewinnen, wodurch sie einen weiträumigen Naherholungsraum hätte planerisch gestalten können.

Im Oktober 2018 veröffentlichte die weit verbreitete, angesehene überregionale Tageszeitung »*Süddeutsche Zeitung*« eine Beilage mit der Überschrift »*Leben und Genuss im Saarland*«. Es handelt sich dabei um einen sehr aufschlussreichen Text: »*Das Saarland, das viele zu recht das europäischste aller Bundesländer nennen, ist eine Region, die mehr wirtschaftliche Stärke und Dynamik aufweist, als viele glauben. Und es bietet dazu noch viel mehr Lebensqualität, viel mehr Entwicklungsmöglichkeiten, viel mehr Kunst und Kultur als so manches Klischee erwarten lässt. Wer einmal dort war, schätzt die Schönheit der Natur und die Offenheit der Menschen im Saarland. Und wer bleibt, weiß: Im Saarland lebt und arbeitet es sich einfach gut. Das Saarland ist reich an Interessantem, aber nicht durchgestylt. Kunst und Kultur profitieren spürbar von der Nähe zu den Nachbarn Lothringen und Luxemburg. Sie präsentieren sich vielschichtig und vielgestaltig, bunt und schillernd. Dies verrät schon ein Blick auf die vielen Denkmäler der Industriekultur. Sie zählen zu den bedeutendsten Europas und werden heute recht unterschiedlich genutzt.*«

### Zusammenfassung

Der Verfasser verwendete für den vorliegenden Beitrag über die Historische Geographie Saarbrückens vor einem halben Jahrhundert einen ungewöhnlichen Ansatz. Seine persönlichen Eindrücke, die er während seiner sechsjährigen Tätigkeit an der Universität des Saarlandes zwischen 1966 und 1972 gewonnen hat, bildeten für ihn die Basis umfassender historisch-geographischer Überlegungen mit dem Ziel, Ansatzpunkte für Vergleiche mit der gegenwärtigen Situation zu finden. Dem Verfasser kam zugute, dass er über den gesamten Zeitrahmen des jüngsten halben Jahrhunderts auch von seinem späteren beruflichen Standort an der Universität Bonn aus kontinuierlich und intensiv die weitere Entwicklung des Saarlandes verfolgt hat. Schließlich ist noch zu erwähnen, dass auch in der Münchner

---

Zeit des Verfassers vor seinem Wechsel nach Saarbrücken vor allem dank der Anregungen seines Vaters, der Professor für Geographie an der Universität München mit ausgeprägter historisch-geographisch-landeskundlichen Interessen war, das Saarland ein wichtiges Thema war. Es ist zu hoffen, dass dieser aus dem Rahmen fallende Aufsatz in dem Tagungsband zur Problematik der »*Übergangsräume – Grenzregionen – Konfliktzonen*« interessierte Leser finden wird.

#### Summary

Saarbrücken half a century ago. Personal impressions as a starting point for a comparison with to-days situation from an historical-geographical point of view

The author's intention as described in his chosen title "*Oral Historical Geography*" evaluates his impressions gained half a century ago during his professional activities at the University of the Saarland (1966–1972). These ideas serve as a basis to compare the situation of Saarbrücken and its surrounding areas from a historical-geographical point of view. The indispensable and profound special knowledge needed arise from his intensive pursuit of this area and many personal contacts to the Saarland also after moving to the University of Bonn.

## Anhang

Landeskundliche Charakterisierungen des Saarbrücker Stadtraums und seiner näheren Umgebung 1936, 1956, 1960, 1974

*Eugenie Löffler*: Landschaft und Stadt in Pfalz und Saar. Geographische Charakterbilder. – Heidelberg u. Saarbrücken 1936.

## »Saarbrücken«

»Saarbrücken ist der weitaus wichtigste Punkt der Saarstädtestraße und die einzige Großstadt des ganzen Saarlandes. Es ist zugleich seine Hauptstadt und der unbestrittene Mittelpunkt von Verkehr, Wirtschaft und Kultur. Das Lied der industriellen Arbeit bestimmt den Rhythmus der Stadt. Doch ist sie nicht gleich vielen anderen Industrieorten in eine häßliche Umgebung verbannt, vielmehr umrahmen allseits scharf abgesetzte bewaldete Höhen die Talweitung und machen Saarbrücken zu einer der schönst gelegenen deutschen Großstädte« (S. 90). »Erst 1909, als die stürmische Industrieentwicklung eine straffere Verwaltung notwendig machte, schlossen sich Alt-Saarbrücken, die Beamten-, Garnisons- und Wohnstadt, St.-Johann, der Verkehrs- und Verwaltungsmittelpunkt, und Malstatt-Burbach, die seit 1875 in einer Stadtgemeinde vereinigten lärmenden Arbeitsplätze der Schwerindustrie, zur Großstadt Saarbrücken zusammen« (S. 91). – »8 km lang zieht sich heute die Großsiedlung im Saartal hin und erst in neuerer Zeit klettern die Villenvororte auf die umrahmenden Höhen hinauf. Die wichtige Rolle der Schwerindustrie äußert sich wirkungsvoll in den beiden Hüttenwerken je am Ende der Stadt. Beim Orte Brebach gegenüber von St. Arnaal und am östlichen Stadteinde liegt die Halberger Hütte, die älteste der Großhütten des Saarlandes, am westlichen Ausgang des Häusermeeres die Burbacher Hütte« (S. 91–92). »Noch trägt jeder Stadtkern seine besondere Eigenart« (S. 92) – »Im Stadtbild überwiegt durchaus der Charakter der arbeitsamen Industriestadt und des gewerbefleißigen Handelsplatzes. Mit der Beseitigung der Grenze gegen das Reich hat Saarbrücken neue politische, wirtschaftliche und kulturelle Impulse empfangen. Hierher in den Mittelpunkt und Hauptschauplatz des Abstimmungskampfes wurden zahlreiche neue Behörden und Organisationen des Saar-Pfalz-Gaues verlegt.« (S. 93).

## »Die Industrielandschaft des mittleren Saartals«

»Das Gesicht des Saartales unterhalb von Saarbrücken wird von der Eisenindustrie geprägt. Zwischen Saarbrücken und Bous kann das Saartal förmlich eine einzige riesige Eisenhüttenstraße genannt werden. Mächtige Hochöfen und Kokeereien, Schutthalden und Schlackenberge, Schornsteine mit lang hingezogenen Rauchfahnen, Gasometer und Hochbauten, großartige Maschinen- und Förderanlagen und zahlreiche Industriegleise bestimmen das Landschaftsbild. An den Talhängen recken sich die Fördertürme der benachbarten Kohlenzechen empor und vom Rande der Muschelkalkstufe leuchten zahlreiche mit dem Hüttenwesen entstandene Kalksteinbrüche in das Tal herunter.« (S. 93).

*»Das Kohlenrevier«*

*»Die mächtigen Steinkohlenlager des Saarbrücker Kohlensattels wurden zur Grundlage der ganzen Saarwirtschaft.« – »Da sich sowohl das Fischbach- als auch das Sulzbachtal gegen Saarbrücken zu öffnen, sind sie die wichtigsten Kraftfelder der Bergmannsarbeit geworden. In ihnen liegt die Mehrzahl aller Schächte und die Kette der großen Bergarbeiterdörfer reißt kaum mehr ab.« – »Dunkle Waldrücken mit rauchigen Schloten und hohen Fördertürmen, weit auseinandergezogene, einformige Arbeiterdörfer mit langen Zeilen kleiner Arbeiterhäuser, die die Talaue den Wiesen überließen und vorzugsweise auf die Höhen hinaufstiegen, weit gespannte Straßenbahn- und Autobuslinien und moderne Geschäftshäuser und Konsumvereinsgebäude beherrschen das Bild dieser Landschaft.« – »Bei der zerstreuten Wohnplatzverteilung der Bergleute ist auch das Siedlungsbild des Saarkohlenreviers freundlicher als das in anderen Bergbaubezirken. Es sticht besonders stark vom lothringischen Bergbaubereich mit seinem größeren Völkergemisch und der geringeren Bodenständigkeit der Arbeiterbevölkerung ab. Im großstädtfeindlichen walddurchlüfteten Saargebiet fehlt die Zusammenballung der Bergarbeiter in Mietskasernen. Das Eigenhaus mit kleinem Garten und Grundbesitz ist vielmehr fast durchweg die behagliche Wohnstätte des Saarbergmanns.« (S. 100).*

*Hans Ried: Die Siedlungs- und Funktionsentwicklung der Stadt Saarbrücken (Universität des Saarlandes. Arbeiten aus dem Geographischen Institut III). – Saarbrücken 1958.*

*»Einleitung«*

*»Dem Beschauer, der vom Winterberg, vom Nußberg oder vom Triller Saarbrücken, das Zentrum des saarländischen Industriegebiets, überblickt, bietet sich das Bild einer großen Stadt. Lang und schmal erstreckt sie sich zu beiden Seiten des vielfach genutzten, brückenüberspannten und schiffebeladenen Bandes der Saar. Talauf und talab begrenzen die Anlagen zweier Hüttenwerke die Stadt und verhüllen mit ihren Rauchschwaden die weitere Sicht. Gegenüber liegt auf breiter Terrasse der Bahnhof, in dem die Schienenstränge zu breiter, glitzernder Fläche zusammenlaufen und dessen Tore täglich viele Tausende passieren, um in der Stadt ihrer Arbeit nachzugehen oder am Abend dem Heim zuzueilen, das in der näheren oder weiteren Umgebung liegt. Sie arbeiten in den großen Warenhäusern, die sich in den vom Verkehr durchfluteten Geschäftsstraßen aneinanderreihen, in den Banken und Versicherungen, deren Hochhäuser die Dächer der Stadt überragen, in den zahlreichen Industriebetrieben, welche mit ihren charakteristischen Anlagen und Gebäuden für ganze Stadtviertel bestimmend sind, in den Büros der Verwaltung oder sie gehen zur Schule oder zum Einkauf in die Stadt.« – »Die [...] unterschiedlichen Formen der Stadt in ihrem Wesen und Werden darzustellen, die funktionale und räumliche Entwicklung aufzuzeigen, welche die Stadt auf dem Wege zur Hauptstadt des saarländischen Industriegebiets zurücklegte, soll Gegenstand dieser Arbeit sein.« (S. 5).*

*»Die Kriegszerstörungen und der Wiederaufbau«*

*»Dieser so vielfältig gefügten Stadt hat der Krieg schwere Wunden geschlagen. Die Bahnhofstraße wurde in hohem Grade zerstört, das alte Malstatt sank in Trümmern zusammen, die Saarbrücker Altstadt wurde völlig vernichtet und in vielen Straßenzügen klaffende Lücken gerissen. Fast 40% der Wohnungen waren zerstört.« (S. 170). – »Am schwersten betroffen wurde die Mitte und die westliche Hälfte der Stadt, die östlichen Stadtviertel blieben fast unbeschädigt.« – »Seitdem hat ein intensiver Wiederaufbau eingesetzt; über den Aufbau des Zerstörten hinaus sieht er sich vor die Aufgabe gestellt, die lange geplante Neuordnung der Stadt zu verwirklichen. Drei Hauptaufgaben heben sich dabei heraus: 1. Schaffung eines Straßennetzes, das der Intensität des heutigen Verkehrs entspricht und die sich im Tale aneinanderreihenden Stadteile enger verknüpft. 2. Durchführung einer klaren funktionellen Gliederung des Stadtkörpers. 3. Eine architektonische Neugestaltung, die der Stadt ein einheitlicheres Bild, zugleich aber auch eine gewisse Charakteristik verleihen soll.« (S. 171).*

*R. Rudolf Rehanek: Saarbrücken. Tor zum Westen. Ein Führer durch die Stadt und ihre Umgebung. Im Auftrag des Amtes für Wirtschafts- und Verkehrsförderung Saarbrücken zusammengestellt und verfasst von R. Rudolf Rehanek. – Saarbrücken 1960.*

*Zum Geleit (Oberbürgermeister)*

*»Vieles hat sich gewandelt und wenn auch noch nicht alle Spuren von Kriegszerstörungen verschwunden sind, so sieht der Besucher unserer Stadt, daß doch Außerordentliches geleistet worden ist. Saarbrücken hat ein ganz neues Gesicht erhalten. In der Geschäftsstadt mit den lebhaft pulsierenden Einkaufsstraßen hat eine einheitliche Planung durch Einbau von Arkaden dem Verkehrsstrom die Bahn bereitet. Verwaltungsgebäude von Behörden und Banken, andere große Unternehmen, Hoch- und Warenhäuser und Läden des Einzelhandels prägen den Charakter des neuen Stadtkerns. Neue schöne Wohnviertel, oft im Grünen versteckt, ausgedehnte Garten- und Parkanlagen, auffallend viele moderne Schulen, zahlreiche Sportplätze, Frei- und Hallenbäder machen es zu einem Vergnügen, diese Stadt zu entdecken. Herzlich willkommen in Saarbrücken, dem Tor zum Westen.« (S. 5).*

*»Saarbrücken«*

*»Im Augenblick, da dieses Büchlein geschrieben wird, ist die Stadt Saarbrücken ein einziger großer Bauplatz. Es ist nicht nur das Bemühen, die letzten Wunden zu heilen, die der furchtbare Krieg ihr geschlagen hatte. In allem Planen und Bauen wird deutlich das Bestreben sichtbar, nicht nur Trümmer zu beseitigen und Zerstörtes wiederaufzurichten, sondern ein völlig neues Stadtbild zu schaffen, das den verkehrstechnischen Anforderungen und dem ästhetischen Empfinden unserer Zeit gerecht wird.« – »Dem Anschluß an die sternförmig in die Stadt hineinstoßenden großen Bundesstraßen dienen die Straßenbaumaßnahmen am linken Saarufer,*

die das Verkehrsproblem mit dem Bau von kreuzungs- und anbaufreien Straßen an der Wurzel packen.«

»Das Gesicht der Stadt«

»Gerade in diesem Gegensätzlichen liegt der Reiz des Städtebildes Saarbrücken. In unmittelbarer Nähe der Baudenkmäler aus der Fürstenzeit ziehen sich die Geschäftsviertel zwischen Hauptbahnhof, Schloßplatz und Rathaus; saaraufwärts und saarabwärts deuten weiße und graue Rauchschwaden die Hüttenwerke von Brebach und Burbach an, und vor uns und um uns ziehen sich bis unmittelbar an den Grüngürtel die Wohnsiedlungen [...] Was sonst noch zum ›Gesicht‹ Saarbrückens gehört? [...] erinnern wir schließlich an die ebenso großartigen wie großzügigen Planungen, die in absehbarer Zeit verwirklicht werden... Wenn die großen staatspolitischen Möglichkeiten erkannt und ausgenutzt sind, dann braucht auch die Frage, ob Saarbrücken je eine Großstadt werden kann, nicht mehr gestellt werden; denn Saarbrücken ist aufgrund seiner Lage dazu bestimmt, eine bedeutende Rolle im westlichen Europa zu spielen.« (S. 10)

»Spaziergänge und Ausflüge«

(Amt für Wirtschaft und Verkehrsförderung der Stadt Saarbrücken)

»Es lohnt sich, Saarbrücken, das Tor zum Westen, kennenzulernen; eine Stadt, in der sich Industrie und Naturschönheiten harmonisch ergänzen. – Weit über die Stadt hinaus reicht der Blick vom Schwarzenberg. Stadtbild, Wälder und Fluren, das Saartal und seine Stätten der Arbeit, die Hochöfen und Kohlenzechen, reihen zu einem Panorama, dessen Schönheit und Kontrastreichtum jeden Natur- und Heimatfreund begeistern muss.«

Das Saarland in Karte und Luftbild. Ein Beitrag zur Landeskunde.  
Neumünster 1974

1974 erschien das schon seit der Mitte der 1960er Jahre von Saarbrücker Geographen geplante großformatige Werk mit dem Titel: Das Saarland in Karte und Luftbild. Ein Beitrag zur Landeskunde.

Geleitwort des Ministerpräsidenten

»Während langer Perioden seiner Geschichte stand das Saarland im Interessenkonflikt von Deutschland und Frankreich. Seine Infrastruktur und seine Wirtschaftsentwicklung wurden meist mehr unter strategischen als unter ökonomischen Gesichtspunkten gesehen. Wenn wir hier im Herzen Europas endlich beginnen konnten, frei von politischen Spannungen zwischen den beiden großen europäischen Nationen unseren Raum so zu gestalten, wie es geographischen Gegebenheiten und wirtschaftlicher Vernunft entspricht, so sollten wir das in einer möglichst guten Kenntnis unseres Landes tun. Zu dieser Kenntnis leistet der Atlas »Das Saarland in Karte und Luftbild« mittels Karten, Luftbildern und Erläuterungen einen wertvollen Beitrag.« (S. 5).



## Vorwort der Autoren

»Das Saarland ist heute wie kein anderes Bundesland Mittler zwischen Deutschland und Frankreich geworden, ein Land, das im Bewußtsein beider Staaten einen festen Platz besitzt. Und das ist gut, denn die randliche Lage des Saarlandes bedarf umso mehr der Kenntnis seiner geschichtlichen Entwicklung und seiner wirtschaftlichen Struktur. Beides soll dieser Atlas vermitteln und zugleich die Schönheit der Natur dieses Bundeslandes offenbaren, das ganz zu Unrecht mit jenen Gebieten in einen Topf geworfen wird, in denen die natürliche Landschaft ganz von der Industrie überwuchert ist. Aber die Stellen, an denen sich die Wirtschaftskraft des Saarlandes widerspiegelt, sind auf kleine Areale beschränkt, und besonders der Kohlenbergbau verschwindet weithin in den ausgedehnten Waldungen des Saarkohlenwaldes.« (S. 7).

## Literaturverzeichnis (chronologische Reihenfolge)

- Sante, Georg Wilhelm [Hrsg.] (1931):* Die Saarfrage. – Saarbrücken.
- Overbeck, Hermann u. Sante, Georg Wilhelm [Hrsg.] (1934):* Saaratlas. – Gotha.
- Kruschwitz, Hans (1934):* Landschaft, Wirtschaft und Siedlung in der Rheinprovinz. – In: Siedlung und Wirtschaft 16, S. 187–200.
- Löffler, Eugenie (1936):* Landschaft und Stadt in Pfalz und Saar. Geographische Charakterbilder. – Heidelberg.
- Champier, Laurent (1956):* La Sarre, essai d'interprétation géopolitique. – In: Arbeiten aus dem Geographischen Institut der Universität des Saarlandes 1, S. 3–74.
- Ried, Hans (1958):* Die Siedlungs- und Funktionsentwicklung der Stadt Saarbrücken. – Saarbrücken (Arbeiten aus dem Geographischen Institut der Universität des Saarlandes, 3).
- Rehanek, Rudolf R. (1960):* Saarbrücken. Tor zum Westen. Ein Führer durch die Stadt und ihre Umgebung. – Saarbrücken.
- Borcherdt, Hans-Christoph u. Jentsch, Christoph (1965):* Die Kulturlandschaft um 1810 und 1960 I – III. Erläuterungen zum Geschichtlichen Atlas für das Land an der Saar (1. Lieferung). – Saarbrücken.
- Overbeck, Hermann (1965):* Kulturlandschaftsforschung und Landeskunde. Ausgewählte, vorwiegend methodische Arbeiten. – Heidelberg (Heidelberger Geographische Arbeiten, 14).
- Borcherdt, Hans-Christoph (1965):* Die Veränderung in der Kulturlandschaft beiderseits der saarländisch-lothringischen Grenze. – In: Tagungsbericht und wissenschaftliche Abhandlungen des Deutschen Geographentages in Heidelberg 1963. Wiesbaden 1965, S. 335–350.
- Borcherdt, Hans-Christoph u. Jentsch, Christoph (1967):* Die Städte im Saarland in geographisch-landeskundlichen Kurzbeschreibungen. – In: Berichte zur deutschen Landeskunde 38, 2, S. 161–191.

- Moll, Peter (1970):* Das lothringische Kohlenrevier. Eine geographische Untersuchung seiner Struktur, Probleme und Entwicklungstendenzen. – Saarbrücken (Veröffentlichungen des Instituts für Landeskunde des Saarlandes, 18).
- Ried, Hans (1972):* Vom Montandriek zur Saar-Lor-Lux-Industrieregion. – Frankfurt a.M.
- Kroesch, Volkmar (1972):* Saarbrücken. – In: Schneider, Sigfrid [Hrsg.]: Deutschland neu entdeckt. Die Bundesrepublik Deutschland im farbigen Senkrechtluftbild. Mainz. Bild 58.
- Schneider, Sigfrid u. Strunk, Erich:* Deutschland neu entdeckt. – Mainz 1972.
- Moll, Peter (1973):* Gebietsreform und Regionalplanung im Saarland. – In: Berichte zur deutschen Landeskunde 47, S. 97–108.
- Jentsch, Christoph, Hepp, Karl-Heinz u. Liedtke, Herbert (1974):* Das Saarland in Karte und Luftbild. Ein Beitrag zur Landeskunde. – Neumünster.
- Fehn, Klaus (1974):* Saarbrücken – Großstadtbildung im grenznahen Bergbau- und Industriegebiet. – In: Stadt und Stadtraum. Veröffentlichungen der Akademie für Raumforschung und Landesplanung. Forschungs- und Sitzungsberichte 97. Hannover, S. 109–124.
- Habicht, Werner (1977):* Rohstoffgebundene Gewerbesiedlungen im saarländisch-lothringischen Industriegebiet. – In: Saarheimat 21, S. 69–75.
- Nitz, Hans-Jürgen (1978):* Rohstoffgebundene Gewerbesiedlungen. Bericht über die 4. Arbeitstagung des Arbeitskreises für genetische Siedlungsforschung in Mitteleuropa 1977 in Saarbrücken. – In: Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 6, S. 115–127.
- Quasten, Heinz u. Soyez, Dietrich (1981):* Die Montanindustrie im Raum Saarland-Lothringen-Luxemburg. Kulturlandschaftsdifferenzierung als Ausdruck industrieller Expansions- und Kontraktionsprozesse in einem Raum wechselnder politischer Grenzen. – In: Exkursionen zum 43. Deutschen Geographentag Mannheim, S. 229–236.
- Fehn, Klaus (1981):* Preußische Siedlungspolitik im saarländischen Bergbaurevier (1816–1919). – Saarbrücken (Veröffentlichungen des Instituts für Landeskunde im Saarland, 31).
- Soyez, Dietrich [Hrsg.] (1989):* Das Saarland. Band 1: Beharrung und Wandel in einem peripheren Grenzraum; Band 2: Die Saar. Eine Flußlandschaft verändert ihr Gesicht. – Saarbrücken.
- Quasten, Heinz u. Soyez, Dietrich (1990):* Die Inwertsetzung von Zeugnissen der Industriekultur als angewandte Landeskunde. – In: Semmel, Arno [Hrsg.]: Deutscher Geographentag Saarbrücken 1989. Tagungsbericht und wissenschaftliche Abhandlungen. Stuttgart 1990, S. 345–360.
- Richard van Dülmen u. Labouvie, Eva [Hrsg.] (1992):* Die Saar. Geschichte eines Flusses. – St. Ingbert.
- Wittenbrock, Rolf [Hrsg.] (1999):* Geschichte der Stadt Saarbrücken. 2 Bände. – Saarbrücken.
- Quasten, Heinz u. Wagner, Juan Manuel (2000):* Kulturlandschaftspflege in altindustrialisierten Räumen. – In: Berichte zur deutschen Landeskunde 74, S. 249–282.
- Fehn, Klaus (2011):* Arbeiterbauern im Saarland. Entstehung, Entwicklung und Auflösung einer sozialstrukturellen Konstellation. – In: Westfälische Forschungen 61, S. 179–201.



Abb. 19: Oben: Exkursion Dillinger Hütte im Sommersemester 1967;  
mitte: Gleiche Exkursion mit Prof. Dr. Edith Ennen;  
unten: Geburtstag von Prof. Dr. Edith Ennen (rechts), Prof. Dr. Wilhelm Lauer  
(mitte) und Prof. Dr. Klaus Fehn (links)  
Archiv Prof. Dr. Klaus Fehn

Jerzy Piekalski, Anna Łuczak, Paweł Duma, Agnieszka Latocha,  
Tomáš Klír, Maria Legut-Pintal, Tomasz Stolarczyk and Małgorzata  
Chorowska

## Development of the cultural landscape of the mountains and foothills in the Western Sudetes in the pre-industrial period

Adaptation of settlement and economy to natural conditions<sup>1</sup>

With 15 figures

### 1 Introduction

The authors of this article attempted to describe the features and development of the cultural landscape of mountains and foothills, formed over several hundred years in the specific historical and geographical conditions of Central and Eastern Europe. The result of the analysis was aimed at developing the characteristics of the region formed of complementary functional elements – establishing defences, towns, villages, mining centres and relics of law enforcement – embedded in specific natural conditions.

The south-western part of Lower Silesia in Poland was selected as a representative area for the whole issue (see fig. 1). Particular attention was paid to the area of four medieval districts centred around the local towns – Wleń (German: Lähn), Lwówek Śląski (German: Löwenberg), Jelenia Góra (German: Hirschberg), and Gryfów Śląski (German: Greiffenberg). They were located within several physical and geographical entities (see fig. 2). The natural conditions prevailing in the area adopted for analysis, such as in other mountain and foothills zones of Central Europe, required a specific organization of settlement and economy more than in lowland areas. There is already a significant amount of literature available on the subject of the problem of adapting settlements to areas with significant restrictions. This is documented in the results of numerous research projects conducted by the representatives of many scientific disciplines, aiming not so much to con-

---

1 This paper was written as part of the project “*Adaptation of settlement and economy to the marginal conditions of the natural environment. Development of cultural landscape of the western Sudetes from the Middle Ages to the mid-20th century*” funded by the National Science Centre (Agreement no. UMO2015/19/B/HS3/01752). For the complete results see the comprehensive monograph *Piekalski 2020*.

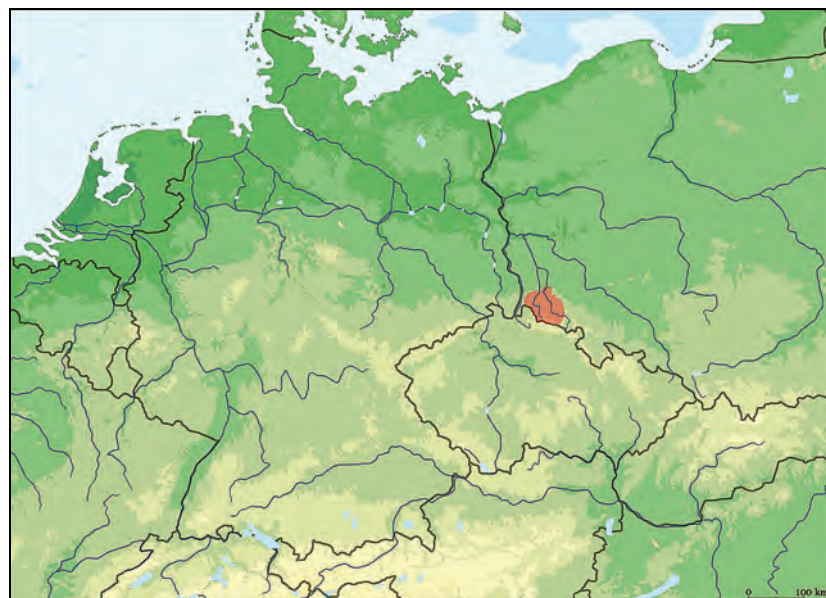


Fig. 1: Research area on the map of Central Europe  
Developed by N. Lenkow

firm the fairly obvious truth about the dependence of pre-industrial human activity on the environment but to obtain detailed knowledge about the scope and nature of this dependence (Branch *et al.* 2014; Hoffmann 2014). The key problem is the techniques of adaptation to the conditions imposed by nature and changes in its image, which consequently shape the cultural landscape (Spindler 1998; Branton 2009). The diversity of these techniques was one of the main factors modelling cultural profiles, lifestyles, as well as human mentality, which were very changeable in time and space (Klápšte and Sommer 2009; Brady and Theune 2019). It can be said that the richness of changing forms and features of the natural environment largely determined the huge diversity of bygone systems of civilization.

Mountain areas have a specific character as the spectrum of adaptation possibilities is always very narrow here. In particular, peasant communities do not have too many options. That is why the demographic behaviour, social structure, and economy of population in mountain areas have been very similar across the world until recent times and why they attract the attention of cultural anthropologists and historical demographers. Mountain areas seem to be the ideal laboratories for analysing the relationships between the natural environment and society (Viazzo 1989; Pospisil 1995).

The reference point in a study on the historical landscape of the Western Sudetes and its foothills are the recently conducted analyses of the medieval settlement of the Ore Mountains which are located adjacent to the area studied by us (Kenzler 2012). Research into upland and mountainous Czech lands is also advanced (Černá and Klír 2014). The methodological approach taken by these stud-

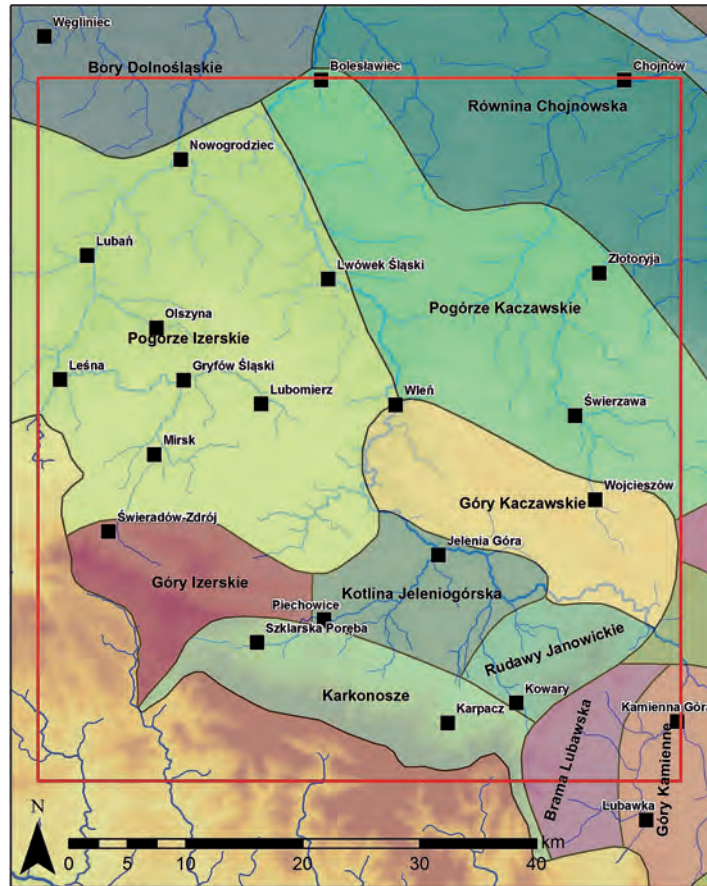


Fig. 2: Physical and geographical division of the examined area  
Developed by A. Łuczak according to Kondracki 2002

ies is especially closely related to ours. We have in mind studies concerning the southern side of the Isera Mountains (German: Isergebirge) and, more generally, the north-western Czech Republic, which are included in historical archaeology (Hartmanová 2005; Wolf, O. and Wolf, V. 2010; Galusová and Maříková 2015), as well as information on settlement and economic activity in the Alps (Meyer 1998; 2002), and smaller mountain ranges in broadly understood Central Europe (Denecke 1992; Klápště and Sommer 2009). An example of valuable help for us were the results of historical research on the town of Świerzawa (German: Schönau an der Katzbach), not far from the zone we are currently involved with (Ruchniewicz and Wiszewski 2015).

The planned colonization, occurring in Silesia in the 13<sup>th</sup> century, was not as intensive in the mountainous areas as in the lowland zone, which was used for agriculture since deep prehistory (Zientara 2006, pp. 203–201). The western part of Lower Silesia and the neighbouring areas of Lusatia were colonized program-



matically, bringing settlers from the German language area and using German legal models. The success of this program is considered one of the significant economic and organizational achievements of the Silesian Duke *Henry I the Bearded*, who reigned during the years between 1201 and 1238. The testimony to the implementation of his plan was the creation of the foundations of mining and the first locations in Silesia in the cities of Złotoryja (German: Goldberg) (probably 1211) and Lwówek (Löwenberg) (1217), and perhaps also Wleń (Lähn) (1214?). With locations in further south, the mountain areas remained outside the intensive colonization zone. This was undertaken several dozen years later at the turn of the 13<sup>th</sup> and 14<sup>th</sup> centuries, mainly in the 14<sup>th</sup> century, adapting settlement and economy to special environmental conditions. The intensification of settlement and density of the village network occurred in modern times, after the end of the 30-year-war (1618–1648). Within several centuries of development, a sub-region was formed with the original features of settlement and economy distant from political centres. Its cultural features were shaped by permanent adaptation to the environmental conditions of the foothills and mountains. Other turning points changing the image of the region are industrialization and the flow of people to cities, in progress since the mid-nineteenth century, emigration across the Atlantic, and then the almost total population exchanges after the Second World War.

## 2 The state of research in the area of the Western Sudetes

The process of later colonization of the areas of interest to us (mountains and higher parts of the foothills) has so far remained outside the scope of systematic research interests. Our knowledge on the economic foundations of the villages established there in the 14<sup>th</sup> century is patchy. Loose, even rudimentary information is available on mining and glass production and the related activities of the Walloons (quite mythical in these areas) and the Germans (*Zientara* 2006). In most of Western Sudetes and their foothills, archaeological research has until recently remained at the preliminary or even postulate stages (*Boguszewicz et al.* 2000). However, the research studies of defensive works were a positive exception. Early medieval Sudetian strongholds have their place in the literature on the subject (*Jaworski* 2005). The range of their occurrence, however, does not include higher parts of the area. The situation is different regarding castles of the late middle Ages studied by archaeologists and architectural historians (*Boguszewicz* 2010; *Nocuń* 2016; *Nowakowski* 2017; *Chorowska et al.* n.d.). Knowledge about them may be described as ordered and presented for further discussion.

One of the key problems in the economic history of the studied area is the mining of non-ferrous metal ores. Archaeological research in this area was at some time started by *Józef Kaźmierczyk* (1976) and carried on by his student *Stanisław Firszt* (2006; 2009). The value obtained at that time especially is knowledge of the construction of mining shafts. However, the broader concept of the scope and scale of medieval and early modern mining activity was the use of newer methods, including, mainly, airborne laser scanning analysis (*Stolarczyk* 2012; 2014; *Legut-Pintal* 2017, pp. 55–58).



Among the towns, Jelenia Góra (Hirschberg), a centre with developed central functions, is best recognized. A historical atlas published recently discusses its development and the most important features in several chapters (*Adamska and Eysymontt 2017*). In the case of smaller Wleń (Lähn), it was possible to present the results of metrological analysis supported by modern cartographic media (*Chorowska 2017*).

The village structure model formed in the Sudetes is one of the most important determinants of the local cultural landscape (*Bernard 1931*). Residential and commercial buildings combining various techniques and building materials in one building give the village a specific character. It has not yet been the subject of thorough research and complete cataloguing. An awareness of its value and need for protection, however, has been highlighted in several important publications (*Loewe 1969; Trocka-Leszczyńska et al. 2018*).

### 3 Method

Research on the problem highlighted in the title of the article falls within the broadly understood historical archaeology or, more precisely, within the framework of settlement archaeology, considering the current referred to as landscape archaeology. The analysis used the methods appropriate mainly for archaeology, geography, and history. The starting point was the use of opportunities offered by the currently used Airborne Laser Scanning (ALS, LiDAR). The reference point for data analysis was the published results of research conducted on areas with different natural conditions and discussions to determine the possibilities and limitations of the method in a situation of rapid development of technical and interpretative possibilities (e.g. *Challis et al. 2011; Bennett et al. 2012; McNeary 2014; Affek 2016a; 2016b; Johnson and Ouimet 2018*).

The Digital Terrain Model made using airborne laser scanning was then juxtaposed with written records and historical cartographic sources, including mainly non-cartometric 18<sup>th</sup>-century maps (*Wieland and Schubart 1736; Wrede 1747–1753; Regler 1764–1770*) and made based on the geodetic matrix maps of *Urmessischblätter* (1823–1824) and *Messtischblätter* (1870–1944). The cognitive value of these maps was described by *A. Konias (2010)* and *A. Łuczak (2015)*. The most important phenomena were verified by the traditional archaeology method of surface prospecting and, to a limited extent, by excavations. The Geographical Information System (GIS) software was an invaluable analytical tool. The research undertaken earlier within the Wleń (Lähn) district argues that such a methodological approach allows obtaining previously unattainable cognitive potential in the studied area (*Chorowska et al. 2017; Piekalski 2017*). This especially concerns structures abandoned in the past and forgotten – mining excavations, quarries, abandoned villages with their internal structure, defensive headquarters and field fortifications, or places of law enforcement. Analyses using the GIS allowed us to determine the spatial relationships of discovered objects and structures, thus enabling reconstruction of the whole landscape of cultural memory.

Aiming to determine what was the real impact of natural conditions on the construction of the settlement network, an analysis was made using archaeological, written, and cartographic sources. Archaeological materials based on findings made during surface research, as part of the Polish Archaeological Record program, require a very critical approach. Cartographic data have only retrospective and supplementary value for the study of medieval and early modern settlements. Written sources give an incomplete picture. The joint analysis of these three categories of sources produces useful results for further discussion. From the wide spectrum of possibilities, those that are useful for analysing point systems, settlement density, and preferences and conditions of settlement location especially were used. Research based on this instrumentation was aimed at developing a settlement model, considering the following: altitude above sea level, relative height from the level of the nearest watercourse, distance from this watercourse, direction and slope (degree of sunlight), and humidity index. Also important were cultural or socioeconomic factors manifesting themselves during the construction of the settlement network, such as the distance from the central places, from the church, market, or important trade route. In the analysis of the preferences and conditions of settlement location, the matrix of Pearson correlation coefficients was used. It allows assessment of the level and direction of correlation and indicates which of the variables should be removed due to too strong a correlation with another variable (e.g. correlation coefficient  $> 0.8$ ). The 'r.covar' module available in GRASS GIS, version 6.4.4 was used. It was proved in this way that the greatest factors for location of settlements were relative height and slope, absolute height, and distance from permanent watercourses. The test results indicate that among the cultural factors, the greatest degree of correlation with the settlement network is the distance from trade routes.

An attempt at reconstructing the former administrative divisions was made by analysing written messages, retrospectively (out of necessity) topographic sources, and GIS simulations referring to both categories. Information from written and cartographic sources was supported by the analysis of the theoretical coverage of the village using the Thiessen polygon method.

Spatial and geostatistical analyses available in the GIS software have become the methodical basis for studying the position of castles in the cultural landscape. From a fairly wide range of possibilities for use, tests mainly of the Pearson correlation coefficient matrix, Kolmogorov-Smirnov statistical test, and predictive modelling, including modelling of the coverage of exploited areas, were undertaken. The digital terrain model was used to reconstruct environmental factors important for the location of castles and fortified manor houses.

The absence of relics of the oldest buildings and the fragile state of archaeological research of the structure of towns was then looked at. The analysis of these spaces was based on the metrological method based on measurements of current plans, cadastral plans, and cartographic sources from the 18<sup>th</sup>–19<sup>th</sup> centuries. With the current repository of sources, this is the only possible way to analyse their spatial structure. Add that to the case of other, better preserved, and effectively ex-

aminated towns of historic Silesia this method is proven to have been verified positively (Chorowska 2010, pp. 69–70, 123–138).

Archival cartographic materials, observation of preserved buildings, and reconstruction of the changes taking place over the last several hundred years were useful for the analysis of villages and traditional rural construction. Interviews were also conducted with the residents of selected homes.

The reconstruction of the network of stone embankments delineating field boundaries and some homesteads was conducted based on the modern 1:10,000 topographic maps and data from airborne laser scanning. The result was superimposed on cadastral plans from the second half of the 19<sup>th</sup> century. Detailed field research was also carried out, including surface archaeological surveys and morphometric analyses. Excavations of a selected representative stone structure were also carried out to further define the chronology of its origin and functions.

No less important was the quest to determine the role of old mining in shaping the historical cultural landscape of mountains and foothills. The starting point for implementing both tasks was the current state of knowledge obtained by naturalists and humanists dealing with the issues of the Sudetes mining earlier (Stolarczyk 2012; 2014). Real progress could be achieved using the methodological possibilities offered by airborne laser scanning and developing its result in the form of a digital terrain model. The comparison of the result with written and cartographic records provided new, previously unattainable interpretative perspectives (Cembrzyński and Legut-Pintal 2014; Legut-Pintal 2017). They relate in particular to the verification of the extent and nature of mining relics known up till now and the registration of those that are new and previously undisclosed.

Research on the location and visibility of modern execution sites was conducted based on the aforementioned cartographic sources from the 18<sup>th</sup>–19<sup>th</sup> centuries and excavations of selected gallows. However, analyses made with the use of the GIS software aimed at reconstruction of the visibility of such buildings from towns and roads were of key importance.

The problem of historic roads has already been taken up in earlier studies of the Wleń (Łuczak 2017). The analyses carried out at that time referred to older studies both based solely on written and methodologically innovative communication and using the possibilities of airborne laser scanning and GIS software (Nowakowa 1951; Denecke 1979; Conolly and Lake 2006, pp. 252–256; Verhagen and Jeneson 2012; Martínek 2014).

#### 4 Main features of the geographical environment

The research area, occupying approximately 3,000 km<sup>2</sup>, is internally very diverse in terms of the features of the natural environment, which is above all due to the diversity of the relief affecting other environmental elements, such as soils, climatic conditions, and hydrographic network (see fig. 3). The mesoregions distinguished by geographers do not coincide with the extent of historical administrative divisions, but it can be said that the lower-lying foothill districts – Lwówek (Löwenberg), partly Wleń (Lähn) and partly Gryfów (Greiffenberg) – differed

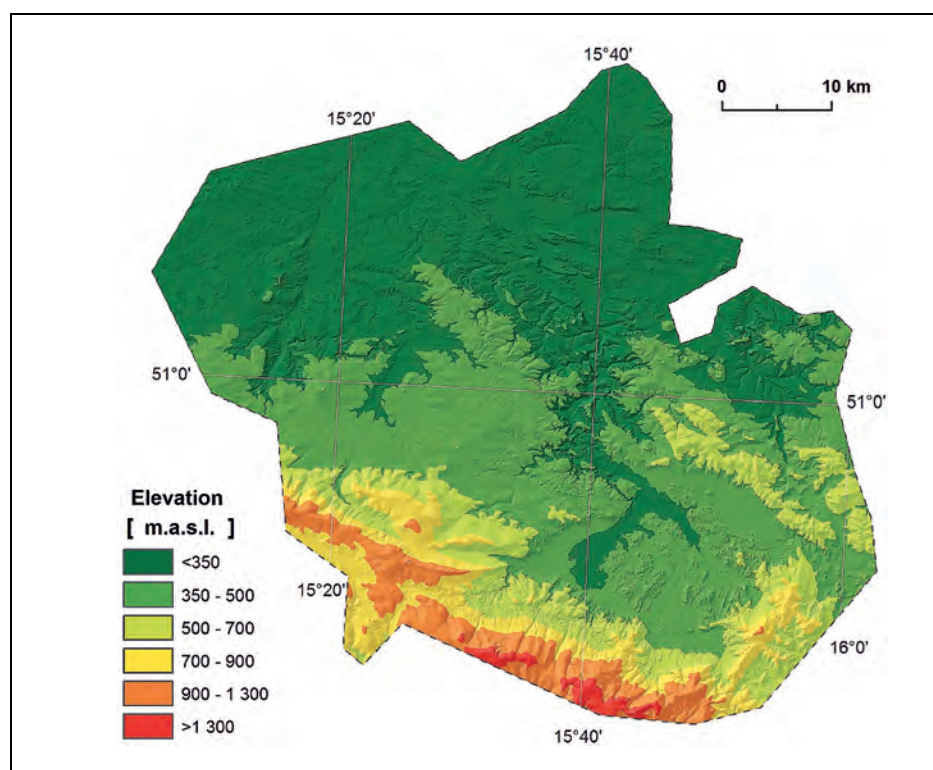


Fig. 3: Altitude classes in the study area

Developed by M. Wieczorek, based on DTM with a resolution of  $10 \times 10$  m

significantly under the conditions for settlement and effective management of the Jelenia Góra (Hirschberg) district and the southern Gryfów (Greiffenberg) district. In the former, it was possible to conduct relatively effective agricultural activity. The absolute height of the land rarely exceeded 350 m above sea level. Moreover, the undulation of land is smaller here than in the southern part of the study area, which creates relatively good agro-technical conditions. A large part of the area was covered by soils with good bonitation in terms of their usefulness for farming. The main assets were gold deposits in the vicinity of Lwówek (Löwenberg), mainly in the zone of the village of Płakowice (German: Plagwitz), giving real opportunities for profitable exploitation.

The southern areas with altitudes exceeding 350 m above sea level, on the highest peaks in the Karkonosze (German: Riesengebirge) reaching 1500–1600 m above sea level, are characterized moreover by large gradient slopes and height differences and required the supplementing of agriculture with other activities. Their range encompasses 55% of the studied area. There are clearly weaker complexes of soil useful for agriculture. A limitation of the effectiveness of agriculture is also the climate, which is characterized by a short vegetation period and an av-

erage temperature lower than in the foothills. A large part of the northern and north-eastern slope exposure also adversely affects agro climatic conditions. Furthermore, the mountainous areas of the southern part of the research area and their immediate foreground are significantly more vulnerable to various natural disasters, mainly floods and strong winds, including a foehn wind, which may cause substantial loss to the economy.

We also have no reason to believe that gold-bearing deposits were as abundant there as near Lwówek (Löwenberg). Copper ore deposits presented better prospects, especially in the eastern zone of the Jelenia Góra (Hirschberg) district. Obviously, forest management, mainly charcoal production, or glass-based sand had to be of greater importance than agriculture.

The overall zonation of the area above sea level, with a dominant NW-SE system and a gradual increase in height from north to south (the exception is the lowering of the Jelenia Góra Valley – German: Hirschberger Tal), is noticeable throughout the entire study area. In addition, the broad valley depressions of the main water courses of the region are clearly visible in the relief with springs in mountainous areas in the southern part and directing their waters towards the north. They constitute zones of lower altitude, cutting into areas with a generally higher position above sea level. Hence, the beds of river valleys should be considered good communication and settlement arteries allowing for relatively easy access to the interior of the mountain massifs and development of the settlement network in the vicinity of higher parts of the area.

## 5 Determinants of settlement location

The analysis showed that the most important factors determining the location of settlements were the following: relative height and slope and absolute height and distance from permanent watercourses. Test results indicate that among cultural factors, the greatest degree of correlation with the settlement network is the distance from trade routes.

The weak state of excavation research of the West-Sudetic villages means that inference in the dynamics of the development of the settlement network of the full and late middle Ages is possible mainly on the basis of written records. There are no premises that would indicate the existence of the villages in the higher parts of the foothills and in the mountains of numerous villages preceding the colonization campaign organized by Silesian Duke *Henry I the Bearded* or, his father, *Bolesław the Tall*. The few exceptions may be the settlement at Wleń (Lähn) castle, nearby Bystrzyca (Biztric, presently Nowy Kościół, German: Neukirch), or Nielestno (Nelezino, German: Waltersdorf), Strzyżowiec (Ztrisuwa, German: Tschischdorf), Pilchowice (Pilhouic, German: Mauer) – as *Appelt* suggests (1939). They were mentioned in 1217 when the church in Bystrzyca (Wiesenthal) was equipped (*Appelt [ed.] 1963 SUB*, 1, No. 164, pp. 117–118). Their further functioning is confirmed by the fact that as early as 1227. Their residents could pay tithes in the form of skins of furred animals or honey (*Appelt*

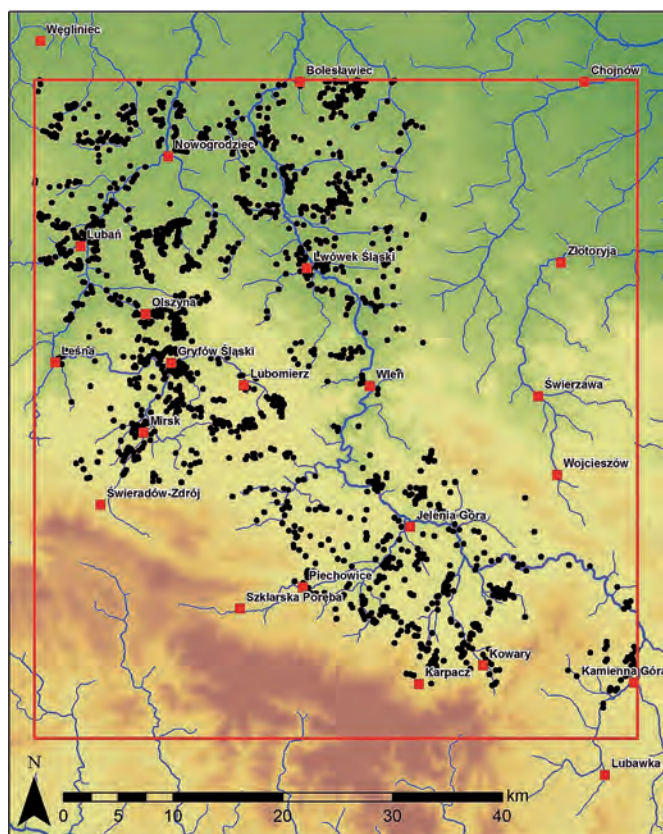


Fig. 4: Location of archaeological sites  
Developed by A. Łuczak

[*ed.*] 1963 *Sub*, 1, No. 281) and not in grain or money like new settlers. However, even these settlements do not encroach areas above 300–350 m above sea level. Settlements reaching further south, to the higher areas, could be at most incidental. The intensification of settlement and its coverage within mountain areas was not required by demographic factors and, on the other hand, was not possible with the extensive agricultural model. One can venture to say that under “*pre-colonization*” conditions, the studied areas were extremely marginal. Their settlement was conditioned by the introduction of a different economic model. Both barriers were overcome by bringing colonists from the outside, the German-speaking West, which had the appropriate demographic surplus, a higher level of agricultural techniques, and also mining and glassmaking competencies. The colonization process was thus extended over time. It was organized consciously and treated as an economic investment. Moreover, it was based on patterns previously formed by German and Czech feudal lords in eastern Germany, mainly in Upper Lusatia and Saxony (Kenzler 2009). Subsequent Silesian dukes were involved in the colo-



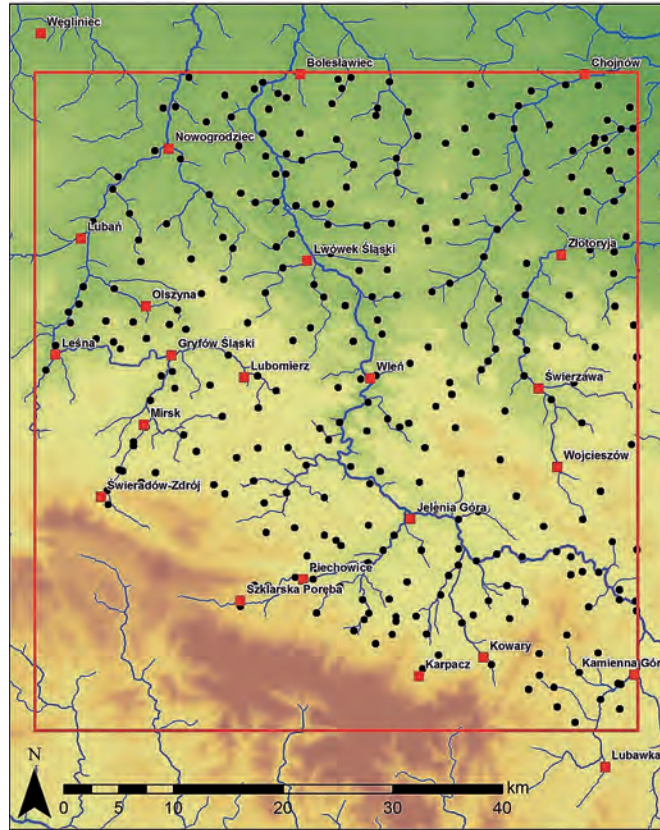


Fig. 5: Location of the town confirmed in written sources up to the 16<sup>th</sup> century  
Developed by A. Łuczak

nization, ranging from *Bolesław the Tall* (who ruled in 1163–1201), through *Henry the Bearded* (1201–1238), and *Bolesław Rogatka* (1241–1278) to later rulers of the Jawor (German: Jauer) principality (1274–1346). The areas were occupied latitudinally, starting from the north and moving gradually towards the foothill and mountainous areas in the south. The former, south of Bolesławiec (German: Bunzlau), in the zone of Złotoryja (Goldberg) and Lwówek (Löwenberg), up to Wleń (Lähn), were occupied from the turn of the 12<sup>th</sup> and 13<sup>th</sup> centuries. The planned settlement of the Izera, Kaczawa and Karkonosze Foothills stretched until the early 14<sup>th</sup> century. In organizing the entire undertaking, knights originating mainly from Lusatia were used, initially as representatives of the Duke, and as time passed, as territorial lords – the future nobility of the elite part of Silesia. The method of surface archaeological prospectus and analysis of cartographic and written sources give slightly different settlement density results (see figs. 4–5). Some clusters of medieval ceramics discovered in the area are not the remains of settlements but the effects of fertilizing the fields with manure.



## 6 Analysis of the historical boundaries

Today's administrative division of the Western Sudetes has its origins in the structures organized and transformed in the past. They had an impact on the range of current powiats and communes and also on the identification of former and present residents with their "*small homeland*". Administrative and judicial units formed during or soon after the transformations related to colonization during the 13<sup>th</sup>–14<sup>th</sup> centuries are referred to as districtus or weichbild. Four such districts were formed in the studied area: Wleń (Lähn), Lwówek (Löwenberg), Jelenia Góra (Hirschberg), and Gryfów (Greiffenberg). When looking for divisions preceding the late-medieval districts, we can mention the Wleń (Lähn) castellany on the southern border of Silesia, covering mostly the entire analysed area.

None of the available sources explicitly specify the late-medieval district boundaries. Analysis of their ranges with several selected methods, however, gives an image approximate to that existing in the past reality. Written records inform us indirectly, sometimes ambiguously, about the villages belonging to individual districts. The data from the beginning of the 14<sup>th</sup> century from the "*Book of salaries of the Wrocław bishopric*" (Markgraf and Schulte [eds.] 1889) and documents from several dozen years earlier collected in the "*Landbuchs of the principals of Świdnica and Jawor*" (Landbuch I–III 2000–2007) do not coincide completely; however, neither are they completely contradictory. The differences document the changes occurring during the village shift between districts. Some of them may also result from the fact that belonging to districts did not have much significance on the main content of documents regarding tax and property issues. The villages mentioned in medieval written records can be identified on topographic maps from the 18<sup>th</sup> century. The simulated theoretical range of the village presents the result of analysis carried out using the Thiessen polygon method (see fig. 6). As a result, a picture of the district boundaries was obtained in at least some sections of the border of communes from the 20<sup>th</sup> century, recorded on the maps of Mess-tischblätter. The ranges of the Lwówek (Löwenberg) and Jelenia Góra (Hirschberg) districts are quite clear, with centres located in towns and the lesser "*castle*" Lwówek (Löwenberg) and Gryfów (Greiffenberg) districts. The latter were liquidated over time to expand districts/weichbilds based in towns. The reason may be a gradual administrative reduction but also a reduction in the social and military importance of castles in favour of defensive cities.

## 7 Defensive establishments and settlement networks

As a result of the analyses, the minor significance of the distance to the borders of the Duchy of Jawor and other political borders was determined, thus excluding the important role of castles in the defence of these borders. The field of view from the castle at a distance of 1 km was important, while eye contact with other defensive establishments was less important; difficulties in the conditions of the foothills and mountains, although with a certain range of correlation, were also confirmed here. Distances between castles rarely exceeded 10 km and were usually established above other elements of the cultural landscape. It was found that in the studied area, castles were most often located at altitudes of 200–450 m

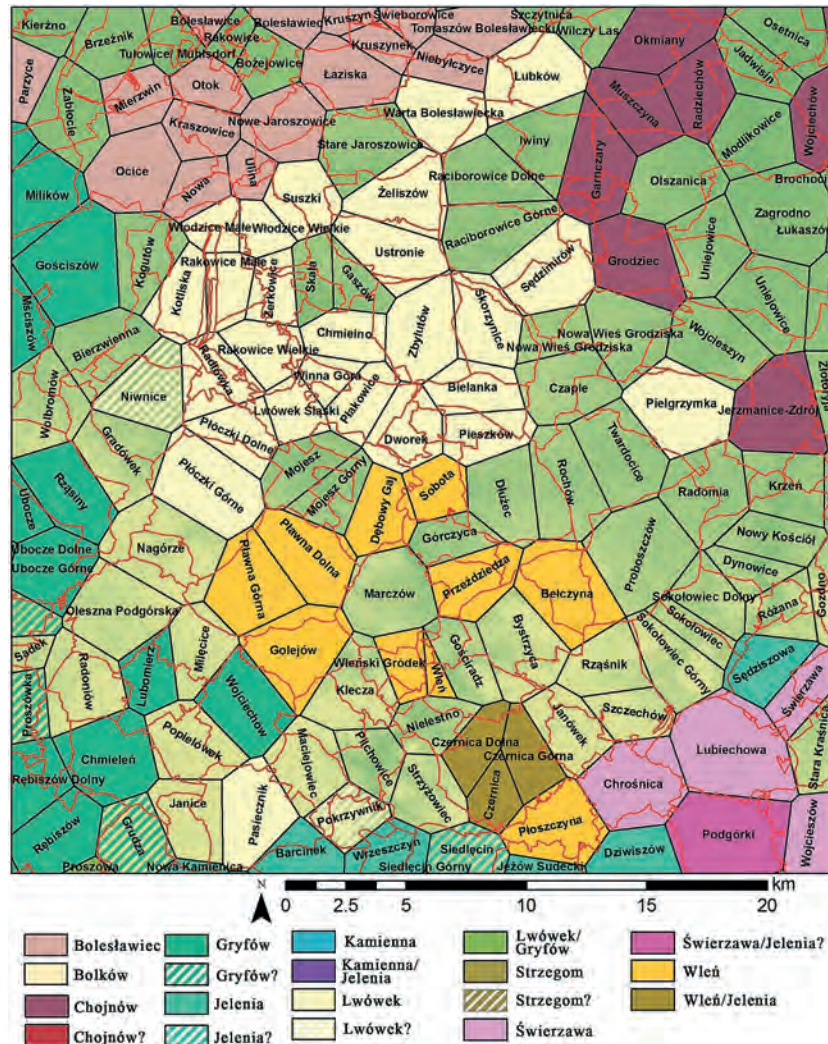


Fig. 6: Villages within the Wleń (German: Lähn) and Lwówek (German: Löwenberg) districts according to LF from around 1300–1305 and a comparison of theoretical ranges (Thiessen polygons) with the borders of municipalities from the maps of Messischblätter (20<sup>th</sup> century) – red line:  
 a – Bolesławiec (German: Bunzlau), b – Bolków (German: Bolkenhain),  
 c – Chojnów (German: Haynau), d – Chojnów ? (German: Haynau), e – Gryfów (German: Greiffenberg), f – Gryfów ? (German: Greiffenberg), g – Jelenia Góra (German: Hirschberg), h – Jelenia Góra ? (German: Hirschberg), i – Kamienna Góra (German: Landeshut), j – Kamienna Góra/Jelenia Góra (German: Landeshut/Hirschberg), k – Lwówek (German: Löwenberg), l – Lwówek? (German: Löwenberg), m – Lwówek?/Gryfów (German: Löwenberg/Greiffenberg), n – Świerzawa (German: Schönau), o – Świerzawa/Jelenia Góra (German: Schönau/Hirschberg), p – Wleń (German: Lähn), q – Wleń/Jelenia Góra (German: Lähn/Hirschberg)  
 Developed by A. Łuczak

above sea level. Only a few were below 200 m above sea level, and several castles crossed the upper limit, ranging from 500 to 600 m above sea level. Despite this, the level of absolute height of the castles proved to be quite correlated with the distance to communication routes, watercourses, markets, churches, taverns, bridges, or crossings. The difference in relative height was more important in such cases, although this was not always significant. It seems, therefore, that social relations and possibilities of the castle's contact with other elements of the cultural landscape, including impact on the nearest area, were no less important than natural defence (see fig. 7).

Some of the castles played an important role in the organization of settlements as well as in shaping the ownership structure and the resulting social relations. These mainly included the castles of Wleń (Lähn), Miłecice (German: Liebental),

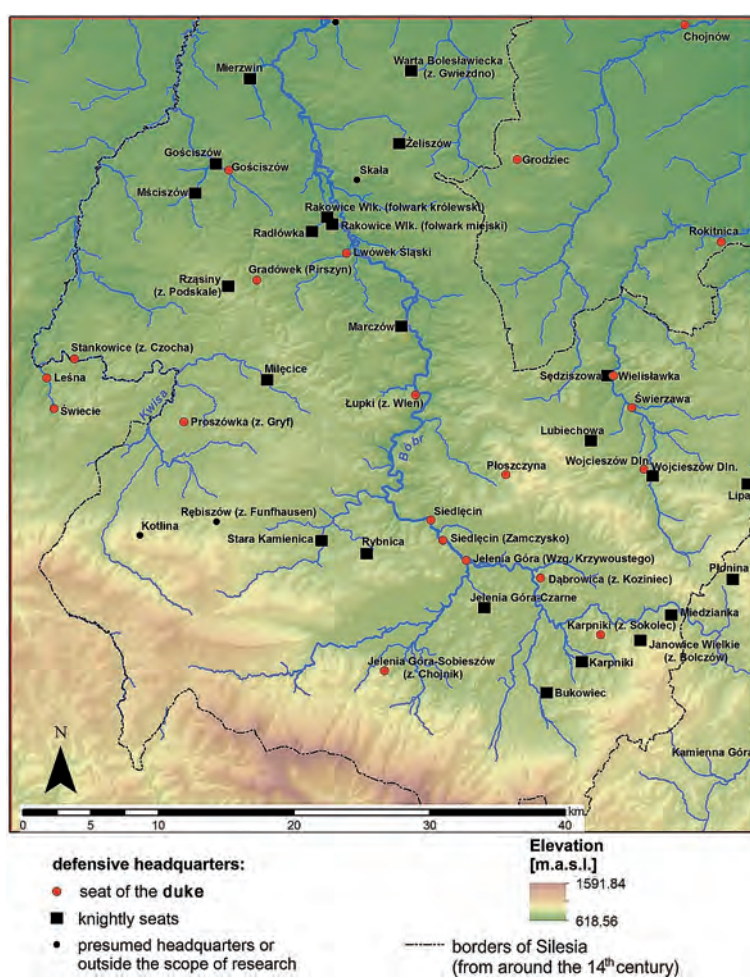


Fig. 7: Model areas exploited within 1 hour of walking from defensive headquarters Developed by A. Łuczak



Gryf (German: Greiffenstein) and Chojnik (German: Kynast). The first of these used the position of the former seat of the castellany, the most important Duke's center in this part of Silesia, concentrating them around the oldest, probably also, pre-colonization villages (Goliński 2017). In turn, Liebental presents a new phenomenon – a wooden and earth knight's castle of the motte-and-bailey type, probably built in contrast to a Duke's regalia, giving the ruler the exclusive decision on the construction of fortifications (Jurek 2012; Nowakowski 2017). Its owners, newcomers from Upper Lusatia, developed a new settlement in the reclaimed forest in the second half of the 13<sup>th</sup> century. Gryf (Greiffenberg) and Chojnik (Kynast) were particularly important in the development of land ownership and power of the outstanding Silesian Schoff family, written as Schaffgotsch in modern times. The mentioned Duke's regalia remained in southern Silesia, in the duchies of Jawor (Jauer) and Świdnica (Schweidnitz), until the death of Duke *Bolko II* of Świdnica of Jawor in 1369. After this, by virtue of an earlier agreement with *Charles IV* of Luxembourg, the principality became part of the Kingdom of Bohemia, but until 1392, it remained under the possession of the Duke's widow, *Agnes Habsburg*. It was only she who passed most of the castles of the former principality to the knights of her court (Žerelik 2002, pp. 82–83). In this way, families such as Schoff became an important part of the new social layer – the nobility was understood as a new type of family distinguished by landed property and residence in their own fortified seats (see fig. 8).

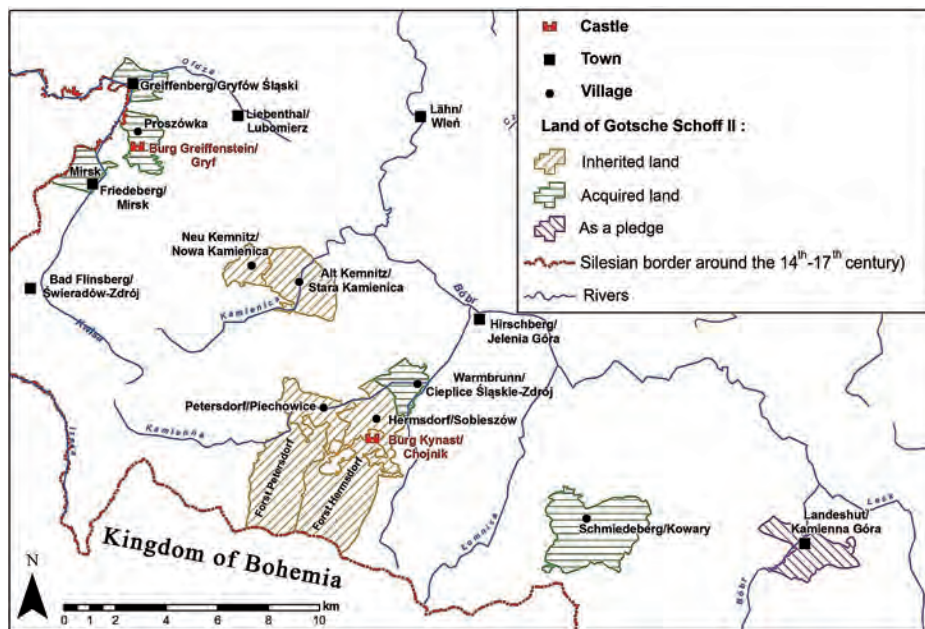


Fig. 8: Possessions of Gotsche Schoff II at the beginning of the 15<sup>th</sup> century  
Developed by A. Luczak

## 8 Towns, suburban space and zones until the 19<sup>th</sup> century

The cultural transformation beginning in the West Sudeten zone in the 13<sup>th</sup> century could not succeed without the foundation of towns – an important element of the new economic model. In a way, a new group of people organized into urban municipalities was automatically introduced into the local demographic structure, presenting a new lifestyle combined the unspoiled craft and commercial foundations of the economy and housing on a rent-paid, inherited bourgeois plot. These cities, with their type of layout and development, became part of the cultural landscape created in the Middle Ages. In an attempt to determine their character, an analysis of the transformations that took place from the 13<sup>th</sup> to the 19<sup>th</sup> century in Lwówek (Löwenberg), Jelenia Góra (Hirschberg), Gryfów (Greiffenberg), and Mirsk (German: Friedeberg/Queis) was conducted. An analysis of the original form of the town Wleń (Lähn) was conducted earlier (Chorowska 2017).

None of these towns were buildings identified during the oldest phase of development. Guided by their regular spatial layout legible until today, it was assumed that they arose as a result of attentive location measures. An important part of this action had to be a plot of land that shaped the original form of the town's space. We understand "*original space*" as the plan for the distribution of the market, streets, and building blocks adopted for implementation. We realize that this could be carried out in its entirety at the same time, filling the entire structure with building tissue to be stretched out and undergo transformations independent of the intentions of the authors of the planned "*original form*" of the town (see fig. 9).

We can speak of a regular, chessboard, or belted plan appropriate for Silesian towns founded in the 13<sup>th</sup> century, in the case of Lwówek (Löwenberg), Jelenia Góra (Hirschberg), Gryfów (Greiffenberg), and Wleń (Lähn). However, the chronological differences between them mean, however, that the detailed solutions in the organization of space vary, especially in the cases of the oldest of these, Lwówek (Löwenberg), and the youngest, Jelenia Góra (Hirschberg). These differences result from general trends occurring within the urbanization of Silesia. Lubomierz (Liebenthal) and Mirsk (Friedeberg/Queis) have different structures. They were created by transforming previously existing rural settlements. Traces of these settlements are clear in the space of both towns, regulated in the 14<sup>th</sup> century. Each of the analysed towns has a centrally located market square, but in each, it is slightly differently planned, giving the town individual features. Wleń (Lähn) and Mirsk (Friedeberg/Queis) remained without town walls. The main function of each of the cities of the Western Sudetes was serving the local market. However, Lwówek (Löwenberg) played a special role – the oldest of them, founded around 1217. It was established as part of a planned colonization campaign undertaken by Duke *Henry the Bearded* in a sparsely settled forest zone between Bolesławiec (Bunzlau) and Wleń (Lähn). Its location was influenced by mining activities organized by this Duke in the nearby gold-bearing fields.

Both Lwówek (Löwenberg) and other cities formed an urban network in the western Sudetes that fulfilled economic and, over time, administrative functions.



Fig. 9: Towns in the western part of the Sudetes. List of city plans on an equal scale:  
 A – Lwówek (German: Löwenberg), B – Jelenia Góra (German: Hirschberg),  
 C – Gryfów (German: Greiffenberg), D – Lubomierz (German: Liebenthal),  
 E – Mirsk (German: Friedeberg/Queis), F – Wleń (German: Lähn)  
 Developed by M. Chorowska

They existed in feudal conditions and relationships appropriate to the Middle Ages and, over time, from the 15<sup>th</sup> century, they tried to become independent with varying degrees of success. To a greater or lesser extent, they performed central functions in relation to the surrounding villages. The network they created was an important element of the cultural landscape. Contact between them was relatively easy. The distance calculated for walking, considering the diversity of terrain, from Lwówek (Löwenberg) to the neighbouring Wleń (Lähn) was 3.12 hours, with a straight-line distance of about 12.10 km. A similar distance between Lwówek (Löwenberg) and Lubomierz (Liebenthal) (about 12.20 km) could be overcome in 3.19 hours. The distance from Lwówek (Löwenberg) to Gryfów (Greiffenberg) took slightly longer – 3.57 hours – hiking at a distance in a straight line of about 15.20 km. It took 3.45 hours to walk from the southernmost Jelenia Góra (Hirschberg) to Wleń (Lähn), a distance of 13.30 km. So, one could get to the neighbouring town and return on foot or with a cart in one day, after activity at the market.

## 9 Rural settlement and traditional construction

In the entire studied area, linear forest villages (German: Waldhufendorf) dominated, representing a settlement model adapted to the conditions of the foothill environment and varied terrain (*Krüger 1967; Kuhn 1973*). Their characteristic feature was relatively low-density buildings usually running along a small stream. The fields, including a forest plot, were staggered and stretched from the enclosures. In areas with stony soils, stone abutments were laid between the fields, which consolidated the original divisions of the fields. The three-field system was introduced here not within the common fields but within the plots of individual landlords.

In the modern period, there appeared a density of village dwellings in the confines of this habitat, and homes were established for serfs and crofters working on larger peasant farms (generally *Cerman 2008*). After the Thirty Years' War, settlements were also established in areas more than 400 m above sea level. They represented a different economic model depending on the exploitation of forest raw materials – obtaining charcoal and pastoral life in deforested areas. Characteristic of them is the scattered peasant cottages located among meadows, better preserved on the Czech side of the Western Sudetes.

The poor state of excavations means that, currently, we do not have any information about the medieval construction of villages in the West Sudetes sub-region. A certain compensation for this unfavourable state of affairs is the survival of many farmsteads and buildings from the 18<sup>th</sup> century (*Loewe 1969; Trocka-Leszczynska et al. 2018*). They provide a fairly certain idea of the image of village dwellings in the modern period and the relative possibilities of retrospective conclusions about earlier times. Local stone and wood were used as the building materials from which the so-called half-timbered houses of the sub-region were built (German: Umgebinderhäuser, Czech: podstávkové domy). They combined several different constructions (see fig. 10). The foundations, underpinnings, and part of



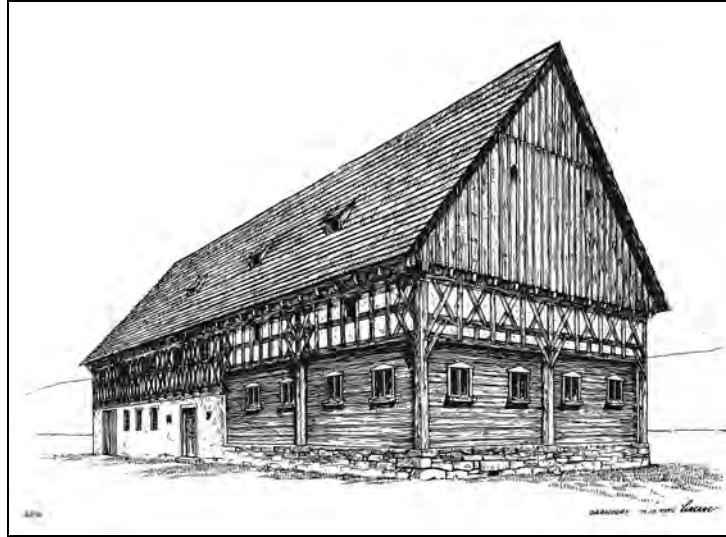


Fig. 10: Gruszków (German: Bärndorf). Half-timbered (Lusatian) house according to Loewe, 1969

the walls of the ground floor were built of broken stone, less often in the form of blocks. The chamber located on the ground floor was built in a framework system that provides good thermal insulation. The logging walls did not, however, have a supporting function that was taken over by columns placed outside the structure. They held a gable roof, often preceded by a second floor. Both the floor and the gable walls were upraised in a timber framework system filled with wattle and daub (German: Fachwerk, Czech: hrázděný dům). In the 19<sup>th</sup> century, the popularity of the half-timbered houses seemed to be slowly disappearing. The framework ground floor was replaced by massive sandstone walls, less often from broken granite-gneiss or variants of local slate. Stone walls and wattle and daub walls were used in stables, barns, and other outbuildings.

#### 10 Stone embankments as the borders of mountain fields

Agricultural use of mountainous areas, including the organization of fields and meadows, usually requires special measures. These mainly include reclaiming land from forests and removing stones from the surface. Such practices, known from various regions of the world (*Defining stone* 2007; Colier 2013; Johnson and Ouyet 2016), were also registered in the area we examined, in particular in the Izera Mountains within the Kamienicki Ridge (German: Zacken Kamm), in the zone of the villages of Kopaniec (German: Seiffershau), Chromiec (German: Ludwigsdorf), Antoniów (German: Antoniwald) and Górzyniec (German: Hartenberg), at altitudes of about 400–800 m. The first of these villages has medieval records, and in the modern period, in the demographic growth phase after the 30-year war,

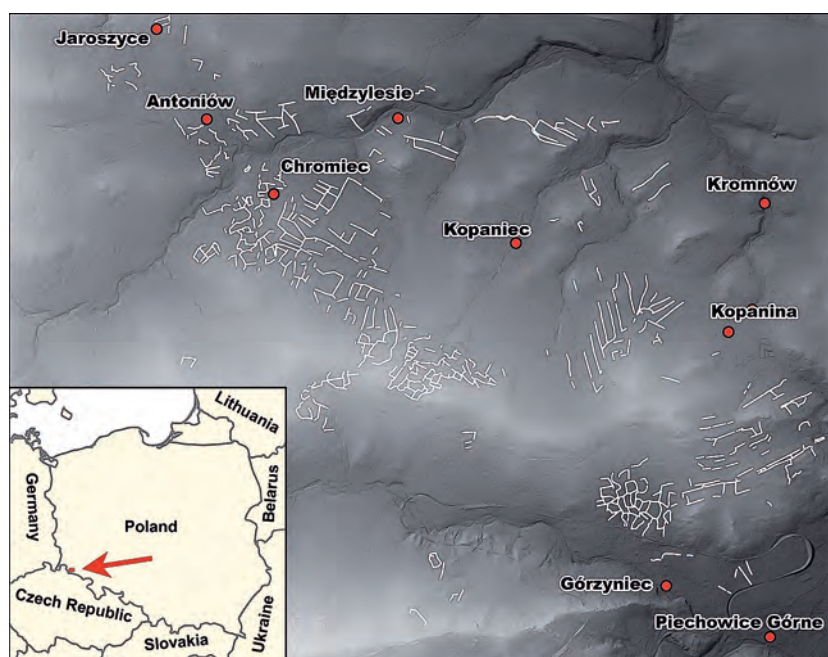


Fig. 11: Location of stone walls.  
 Legend: 1 – measured walls, 2 – measured niches, 3 – stone walls,  
 4 – Fragment of Kopaniec (German: Seiffershau)  
 Developed by A. Łuczak

it developed its buildings in an area located at heights from 600 to 700 m above sea level. At that time, other villages were also created. The increase in population resulted in the need to acquire new land. The spectacular result of this situation is a network of stone embankments surrounding and differentiating the fields (see fig. 11; *Duma et al.* 2019). The embankments have a diverse form, depending on the degree of natural surface saturation, containing debris and rock blocks – mainly local varieties of gneiss and granite. Their height ranges from 0.30 to 4.5 m, width from 0.5 to 7 m, and length from several dozen to nearly 900 m, reflecting the amount of work put into acquiring the field and maintaining it in an orderly state (see fig. 12). Some sections are equipped with niches open to the interior of the field, probably serving as handy warehouses or shelters.

The borders in the form of stone embankments sometimes had homesteads organized in the higher parts of the village. One of them, with the archive number 143 in Kopaniec (Seiffershau), was identified more closely, supplementing the excavation with LiDAR data (see fig. 13). Its irregular surface area was slightly less than a hectare; the house built on it in the 18<sup>th</sup> century had a half-timbered structure (Lusatian) and the garden registered in two sections had a surface cleared of stones. The boundaries of fields and farms demarcated in the 18<sup>th</sup> and 19<sup>th</sup> centuries were recorded on cadastral maps. The outflow of inhabitants



Fig. 12: Example of a stone wall in Kopaniec (German: Seiffershau)  
Photo by A. Latocha

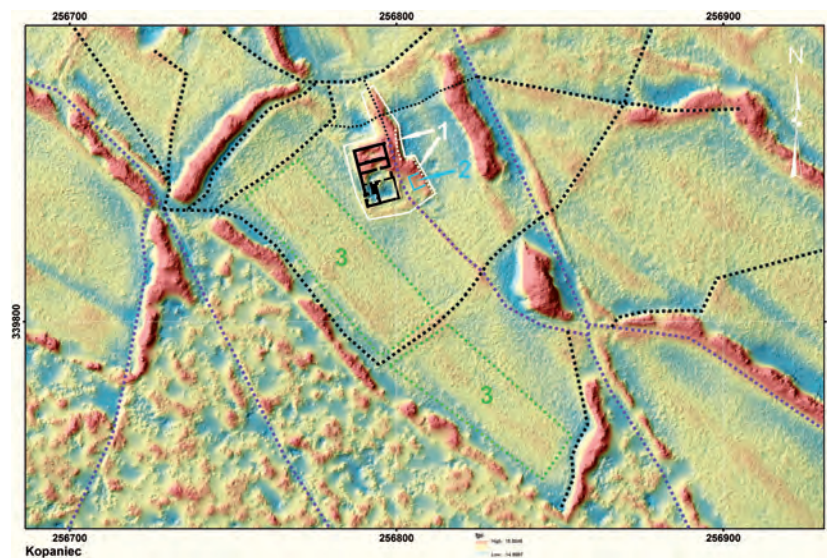


Fig. 13: Kopaniec (German: Seiffershau). Shaded relief with superimposed TPI index map with identified relics of development of homestead No. 143.  
1 – stone platform under the building, 2 – utility room, 3 – gardens  
Developed by A. Łuczak

to cities during the industrialization phase, emigration across the Atlantic, and finally population exchanges after the Second World War resulted in the abandonment of a significant number of farms and fields; however, stone embankments still constitute a permanent element of the cultural landscape.



## 11 Exploitation of rock and mineral resources and its impact on the cultural landscape

The exploitation of rock and mineral resources in the Western Sudetes was compensation somewhat for the situation of the weak potential of local agriculture. The objectives of analysing this branch of economic activity were twofold. It concerned obtaining the characteristics of the methods of obtaining mineral resources not only in the Middle Ages and modern period but also, as far as possible, the early stages of industrialization. No less important was the quest to determine the role of the remains of old mining in shaping the historical cultural landscape of mountains and foothills. The Digital Terrain Model analysis showed a total of 944 objects in the study area that can be associated with the exploitation of raw materials. Their functional diversity is quite large (see fig. 14). These are the remains of gold mines, copper ore and other metals, fields of mining shafts, quarries, and clay excavation for the needs of the brickyard. A significant part of them left permanent traces, changing the surface of the terrain and thus becoming

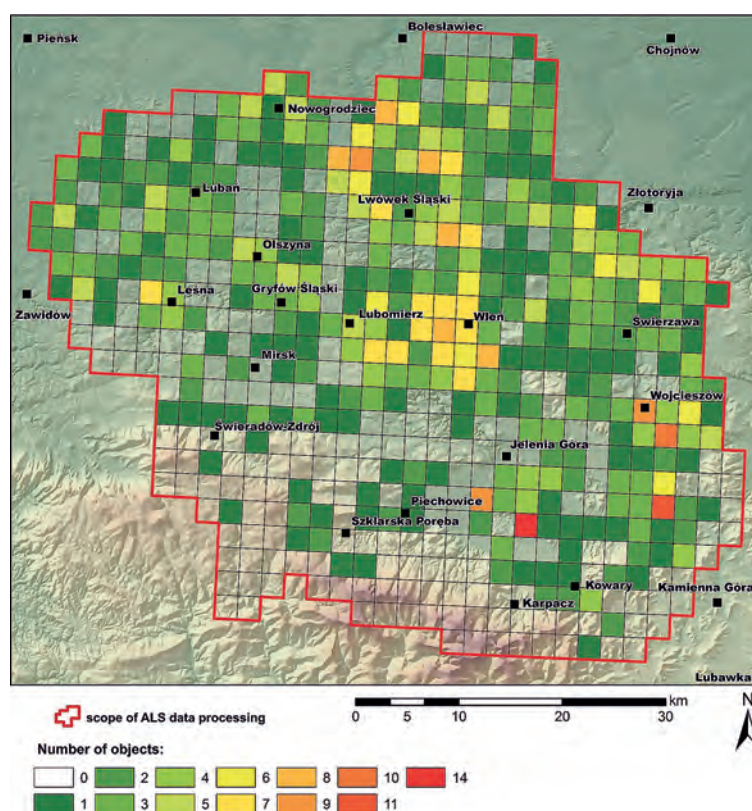
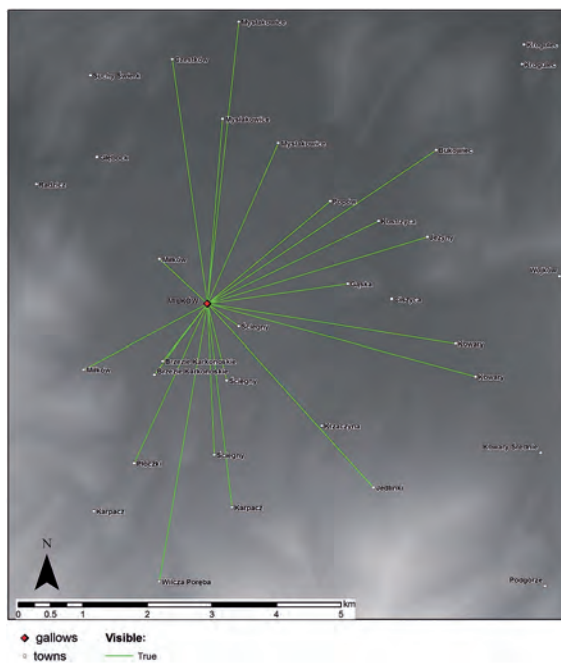


Fig. 14: Distribution of the number of structures related to the extraction of natural resources (mines, quarries, brickworks) in a grid of about 2 km. ALS grid sheet at a scale of 1:5000: a – the scope of ALS data processing, b – the number of structures  
Developed by A. Łuczak

part of the cultural landscape. They are testimony to the historical processes that have been taking place since the 13<sup>th</sup> century and lasted subsequent centuries. The interference in the natural environment was, in many cases, surprisingly large. It concerned changes in the shape of the surface, the flow of watercourses, the accumulation of heaps concentrating substances poisoning the soil and water, deforestation, or the invasive change in the composition of species inhabiting the forests. Mining activities – typically mining, but also defensive, rural, and the location of some towns – also had an effect on the formation of settlements.

## 12 Places of execution in the cultural landscape

Among penitentiaries, gallows played an important role in shaping the cultural landscape. We have information about them from the 15<sup>th</sup> to the 19<sup>th</sup> century period. They were built near towns and some villages. They were usually characteristic stone buildings in the form of a cylinder with three or four pillars raising its height (Wojtucki 2014). Beams were mounted on the pillars from which the convicts were hung by a chain or rope. In addition to the basic function of the execution site, the gallows played a preventive, deterrent role, raising the prestige of the centre where it was built and its master. The condition for proper fulfilment of tasks, especially symbolic ones, was its appropriate location ensuring visibility in a public place. In some ways, the gallows became a side effect at that time, as a point of reference in the land. It is no accident that they were scrupulously marked on military maps created in the 18<sup>th</sup> century. GIS analyses confirm such a role of gallows while presenting detailed location solutions (see fig. 15; *Duma and*



*Fig. 15:*  
*Analysis of the visibility of the*  
*gallows in Miłków (German:*  
*Arnsdorf) from places within a*  
*5 km radius:*  
*a – gallows, b – visibility points*  
 Developed by A. Łuczak

*Łuczak 2017*). Care was taken to ensure that these structures were visible not only from the town or village but also from access roads.

### 13 Conclusion

The aim of this research analysis was to reconstruct the features of the cultural landscape of the Western Sudetes, its foothills, and the development from the Middle Ages to the time of industrialization in Silesia. Research efforts focused on the description of interpersonal relationships and the natural environment with features difficult for settlement and activities. As a result, a mountain model of the region with complementary functional elements emerged with castles and manor house trails, towns, villages, mining and glass centres of production, and relics of law enforcement. It was established that until the 13<sup>th</sup> century, the settlement of the examined areas was judged as extensive. In the second range of this particular century, planned colonization activities began, bringing settlers from the West. Settlements and the economy searched for special geographical environmental conditions. The density of settlement increased after the 30-year war. Within a few centuries, the original structure of the natural and cultural environment was formed. Its individual features shape continuous adaptation to the conditions in mountains and foothills, combining agriculture with mining and glass-making. Further turning points changed the image of the region to one progressing from the mid-19<sup>th</sup> century onwards, mainly due to industrialization, followed by population exchanges after the Second World War.

### Summary

The aim of the study was the reconstruction of the cultural landscape of mountains and foothills in conditions typical for Central and Eastern Europe and its development from the middle ages to the time of industrialization. The Western Sudetes in Lower Silesia in Poland was selected as a representative area. The research effort was focused on describing the relationship between man and the natural environment and the characteristics that make settlement and the economy difficult. As a result, a model of a mountain region composed of complementary functional elements was shown, which included the following: castles and noble mansions, cities, villages, centres of mining and glass production, and relics of law enforcement. Over the course of several centuries, an original natural and cultural structure was formed, distant from political and economic centres. Its individual features were shaped by continuous adaptation to the conditions of mountains and foothills, combining agriculture with mining and glassmaking.

### Zusammenfassung

Kulturlandschaftsentwicklung in den Gebirgen und ihrem Vorland im westlichen Sudetenland in der vorindustriellen Periode  
Anpassung der Siedlungen und Wirtschaft an natürliche Rahmenbedingungen

Ziel der Studie war die Rekonstruktion der Kulturlandschaft der Gebirge und ihres Vorlandes unter den für Mittel- und Osteuropa typischen Bedingungen sowie deren Entwicklung vom Mittelalter bis zur Industrialisierung zu untersuchen. Als repräsentatives Untersuchungsgebiet wurden die Westsudeten im polnischen Niederschlesien ausgewählt. Die Forschungen konzentrierten sich auf die Beschreibung der Beziehungen zwischen Mensch und natürlicher Umwelt sowie der Merkmale, die die Besiedlung und die Wirtschaft beeinflussen. Als Ergebnis wurde ein Modell einer Bergregion erarbeitet. Dieses Modell setzt sich aus unterschiedlichen Funktionselementen zusammen und umfasst Folgendes: Burgen und Adelssitze, Städte, Dörfer, Zentren des Bergbaus und der Glasproduktion sowie Relikte der Strafverfolgung. Im Laufe mehrerer Jahrhunderte entstand eine ursprüngliche natürliche und kulturelle Struktur, die von politischen und wirtschaftlichen Zentren entfernt war. Ihre individuellen Merkmale wurden durch die kontinuierliche Anpassung an die Bedingungen in den Gebirgen mit ihren Ausläufern geprägt, wobei Landwirtschaft mit Bergbau und Glasherstellung kombiniert wurde.



### Cartographic sources

- Regler (1764–1770)*: Schlesien, links der Oder ohne Grafschaft Glatz, 1764–1770, Ludwig Wilhelm Regler, Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Kartenabteilung.
- Messtischblätter (1870–1944): Topographische Karte 1:25 000, Ostdeutschland, <http://igrek.amzp.pl/> (abgerufen: 22.12.2020).
- Urmesstischblätter (1823–1824): Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Kartenabteilung, SBB IIC.
- Wieland and Schubart (1736)*: Princip. Silesiae Iavoriensis in IV circulos Iaver, Hirschberg, Lemberg und Buntzlau, Johann Wolfgang Wieland, Matthaeus von Schubarth, Norimbergae 1736, (pub.) ab Haered. Homannianis, cum spec. S. Caes. Reg. Maj. Priv.
- Wrede (1747–1753)*: Krieges-Cardé von Schlesien – 1747–1753, Christian Friedrich von Wrede. – Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Kartenabteilung.

### Literature

- Adamska, Dagmara and Eysymontt, Rafał [eds.] (2017)*: Jelenia Góra. – In: Atlas historyczny miast polskich, t. IV Śląsk, zeszyt 14 Jelenia Góra. Wrocław.
- Affek, Andrzej (2016a)*: Hidden cultural heritage in the abandoned landscape – Identification and interpretation using airborne LiDAR. – In: *Geographia Polonica* 89(3), pp. 411–414.
- Affek, Andrzej (2016b)*: Past Carpathian landscape recorded in the microtopography. – In: *Geographia Polonica* 89 (3), pp. 415–424.
- Appelt, Heinrich (1939)*: Zur Siedlungsgeschichte der Kastellanei Lähn. – In: *Zeitschrift für Geschichte Schlesiens* 73, pp. 1–10.
- Appelt, Heinrich [Hrsg.] (1963)*: *SUB, I. Schlisches Urkundenbuch*. – Köln u. Wien.
- Bennett, Rebecca; Welham, Kate; Hill, Ross, A. and Ford, Andrew (2012)*: A comparison of visualization techniques for models created from airborne laser scanned data. – In: *Archaeological Prospection* 19, pp. 41–48.
- Bernard, Walter (1931)*: Das Waldhufendorf in Schlesien: ein Beitrag zur Siedlungsgeographie Schlesiens. – Breslau.
- Boguszewicz, Artur (2000)*: Z badań nad przemianami osadnictwa w Sudetach śląskich w XII–XIII w. – In: Boguszewicz, Maria; Boguszewicz, Artur and Wiśniewska, Donata [eds.]: *Człowiek i środowisko w Sudetach*. Wrocław, pp. 151–168.
- Boguszewicz, Artur (2010)*: *Corona Silesiae. Zamki Piastów furerstberskich na południowym pograniczu księstwa jaworskiego, świdnickiego i ziębickiego do połowy XIV wieku*. – Wrocław.
- Boguszewicz, Maria; Boguszewicz Artur and Wiśniewska Donata [eds.] (2000)*: *Człowiek i środowisko w Sudetach*. – Wrocław.
- Brady, Niall and Theune, Claudia [eds.] (2019)*: *Settlement change across Medieval Europe: Old paradigms and new vistas*. – Leiden (*Ruralia*, 12).
- Branch, Nick; Canti, Matthew; Clark, Peter and Turney, Chris (2014)*: *Environmental archaeology: Theoretical and practical approaches*. – London.
- Branton, Nicole (2009)*: *Landscape approaches in historical archaeology: The archaeology of places*. – In: Majewski, Teresita and Gaimster, David [eds.]: *International handbook of historic archaeology*. New York, pp. 51–65.
- Cembrzyński, Paweł and Legut-Pintal, Maria (2014)*: Airborne laser scanning as a method of localisation and documentation of mining sites remains. Examples from Silesia. – In: *Acta rerum naturalium* 16, pp. 187–202.

- Cerman, Markus (2008)*: Social structure and land markets in Late Medieval Central and East-Central Europe. – In: *Continuity and change* 23, pp. 55–100.
- Černá, Eva and Klír, Tomáš (2014)*: Osídlení Krušných hor v mladším středověku a raném novověku: kontext a cíle interdisciplinárního výzkumu. – In: Boháčová, Ivana and Sommer, Petr [eds.]: *Středověká Evropa v pohybu: k počtě Jana Klápště*. Praha, pp. 105–118.
- Challis, Keith; Forlin, Paolo and Kinsey, Mark (2011)*: A generic toolkit for the visualization of archaeological features on airborne LiDAR elevation data. – In: *Archaeological Prospection* 18, pp. 279–289.
- Chorowska, Małgorzata (2008)*: Zwischen palatium und castrum. Eine Stellungnahme zum Beginn der Burgen in Schlesien im 12.–13. Jahrhundert. – In: *Questiones Medii Aevi Novae* 13, S. 63–88.
- Chorowska, Małgorzata (2010)*: Parcelacja Głogowa na tle lokacji miejskich na Śląsku. – In: Czechowicz, Bogusław u. Konopnicka, Małgorzata [eds.]: *Glogovia Maior. Wielki Głogów między blaskiem dziejów i cieniem ruin*. Głogów-Zielona Góra, pp. 123–138.
- Chorowska, Małgorzata (2017)*: Próba rekonstrukcji układu przestrzennego miasta Wleń. – In: Piekalski, Jerzy [ed.]: *Wleński mikroregion osadniczy w X–XVIII wieku. Przemiany krajobrazu kulturowego*. Wrocław, pp. 85–90.
- Chorowska, Małgorzata; Duma, Paweł; Furmanek, Mirosław; Legut-Pintal, Maria; Łuczak, Anna and Piekalski, Jerzy (2017)*: Wleń/Lähn District in the Sudetes Foothills, Poland: A case study of cultural landscape evolution of an East Central European settlement microregion from the tenth to the eighteenth centuries. – In: *International Journal of Historical Archaeology* 21 (1), pp. 66–106.
- Chorowska, Małgorzata; Dudziak, Tomasz; Jaworski, Krzysztof and Kwaśniewski, Artur (no date – n.d.)*: *Zamki i dwory obronne w Sudetach, t. 2, Księstwo Jaworskie*. – Wrocław.
- Conolly, James and Lake, Mark (2006)*: *Geographical information systems in archaeology*. – Cambridge.
- Defining stone (2007)*: *Defining stone walls of historic and landscape importance*. Final report produced for Defra and partners by Land Use Consultants with AC Archaeology, April 2007, on-line <https://www.yumpu.com/en/document/view/32869485/> (abgerufen: 22.12.2020).
- Denecke, Dietrich (1979)*: Methoden und Ergebnisse der historisch-geographischen und archäologischen Untersuchung und Rekonstruktion mittelalterlicher Verkehrswege. – In: Jankuhn, Herbert u. Wenskus, Richard [Hrsg.]: *Geschichtswissenschaft und Archäologie. Untersuchungen zur Siedlungs-, Wirtschafts- und Kirchengeschichte*. Stuttgart (Vorträge und Forschungen, 22), S. 433–483.
- Denecke, Dietrich (1992)*: Siedlungsentwicklung und wirtschaftliche Erschließung der hohen Mittelgebirge in Deutschland. Ein historisch-geographischer Forschungsüberblick. – In: *Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie* 10, S. 9–47.
- Duma, Paweł; Latocha, Agnieszka; Łuczak, Anna and Piekalski, Jerzy (2019)*: Stone walls as a characteristic feature of the cultural landscape of the Iżera Mountains, southwestern Poland. – In: *International Journal of Historical Archaeology* 24 (1), pp. 22–43.
- Duma, Paweł and Łuczak, Anna (2017)*: Relikty prawa penitencjarnego w krajobrazie mikroregionu Wlenia. – In: Piekalski, Jerzy [ed.]: *Wleński mikroregion osadniczy w X–XVIII wieku. Przemiany krajobrazu kulturowego*. Wrocław, pp. 105–120.
- Firszt, Stanisław (2006)*: Badania archeologiczne nad dolnośląskim górnictwem kruszcowym w latach 1975–2000. – In: *Prace Naukowe Instytutu Górnictwa Politechniki Wrocławskiej* 117, *Studia i Materiały* 32, pp. 75–79.

- Firszt, Stanisław (2009)*: Badania archeologiczne nad śląskim górnictwem złota. – In: *Z Otchłani Wieków* 64 (1–2), pp. 133–142.
- Galusová, Lucie and Maříková, Martina (2015)*: Die Baugestalt der Wassermühlen im mittelalterlichen Böhmen und Mähren. – In: Maříková, Martina and Zscheschang, Christian [Hrsg.]: *Wassermühlen und Wassernutzung im mittelalterlichen Ostmitteleuropa*, Stuttgart (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, 50), S. 309–324.
- Goliński, Mateusz (2017)*: Dzieje zamku Wleń. – In: Piekalski, Jerzy [ed.]: *Wleński mikroregion osadniczy w X–XVIII wieku. Przemiany krajobrazu kulturowego*. Wrocław, pp. 35–42.
- Hartmanová, Olga (2005)*: Budní hospodářství v Krkonoších z pohledu archeologie. – In: *Památky archeologické* 96, pp. 165–204.
- Hoffmann, Richard C. (2014)*: *An environmental history of medieval Europe*. Cambridge medieval textbooks. – Cambridge.
- Jaworski, Krzysztof (1996)*: Wały kamienno-drewniano-ziemne jako element fortyfikacji późnośredniowiecznych zamków sudeckich. – In: Wachowski, Krzysztof [ed.]: *Kultura średniowiecznego Śląska i Czech*. Zamek, 2. Wrocław, pp. 85–92.
- Johnson, Katharine M. and Ouimet, William B. (2016)*: Physical properties and spatial controls of stone walls in the North-eastern USA: Implications for Anthropocene studies of 17th to early 20th century agriculture. – In: *Anthropocene* 15, pp. 22–36.
- Jurek, Tomasz (2012)*: *Abstructores castrorum*. Przyczynek do dziejów społecznych i politycznych Śląska w połowie XIII wieku. – In: Bukowski, Waldemar and Jurek, Tomasz [eds.]: *Narodziny Rzeczypospolitej. Studia z dziejów średniowiecza i czasów wczesnonowożytnych* 2. Kraków, pp. 767–786.
- Każmierczyk, Józef (1976)*: Wyniki badań wykopaliskowych na terenie zagłębia złota koło Lwówka Śląskiego. – In: *Śląskie Sprawozdania Archeologiczne* 18, pp. 78–81.
- Kenzler, Hauke (2012)*: Die Hoch- und Spätmittelalterliche Besiedlung des Erzgebirges. Strategien zur Kolonisation eines Landwirtschaftlichen Ungunstraumes. – Bonn (Bamberger Schriften zur Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit, 4).
- Klápště, Jan and Sommer, Petr [eds.] (2009)*: *Medieval Rural Settlement in Marginal Landscapes*. – Turnhout (Ruralia, 7).
- Kondracki Jerzy (2002)*: *Geografia regionalna Polski*. – Warszawa.
- Konias, Andrzej (2010)*: *Kartografia topograficzna państwa i zaboru pruskiego od II poł. XVIII wieku do połowy XX wieku*. – Słupsk.
- Krüger, Rainer (1967)*: *Typologie des Waldhufendorfes nach Einzelformen und deren Verbreitungsmustern*. – Göttingen (Göttinger Geographische Abhandlungen, 42).
- Kuhn, Walter (1973)*: Flämische und fränkische Hufe als Leitformen der mittelalterlichen Ostsiedlung. – In: Kuhn, Walter [Hrsg.]: *Vergleichende Untersuchungen zur mittelalterlichen Ostsiedlung*. Köln (Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart 16), S. 1–51.
- Landbuch I–III (2000–2007)*: *Landbuch księstw jaworskiego i świdnickiego* (ed. T. Jurek), I: 1366–1376, II: 1385–1395, III: 1396–1407. – Poznań.
- Legut-Pintal, Maria (2017)*: Analiza krajobrazu kulturowego dystryktu wleńskiego na podstawie danych ALS. – In: Piekalski, Jerzy [ed.]: *Wleński mikroregion osadniczy w X–XVIII wieku. Przemiany krajobrazu kulturowego*. Wrocław, pp. 55–70, 149–158.
- Loewe, Ludwig (1969)*: *Schlesische Holzbauten*. – Düsseldorf.
- Łuczak, Anna (2015)*: Archiwalne mapy jako źródło w badaniach nad dawnym krajobrazem kulturowym. Wykorzystanie narzędzi GIS w ocenie kartometryczności średnioskalowych map topograficznych Śląska z XVIII i XIX wieku. – In: *Śląskie Sprawozdania Archeologiczne* 57, pp. 271–290.

- Łuczak, Anna (2017):* Próba rekonstrukcji rozwoju sieci dróg w obrębie dystryktu wleńskiego. – In: Piekalski, Jerzy [ed.]: Wleński mikroregion osadniczy w X–XVIII wieku. Przemiany krajobrazu kulturowego. Wrocław, pp. 97–104.
- Łuczak, Anna and Piekalski, Jerzy (2017):* Castle Chojnik/Kynast. Some remarks on research about the beginning of the private castles in Silesia. – In: Atzbach Rainer; Cassitti, Patrick; Kenzler, Hauke and Löw, Luitgard [Hrsg.]: Archäologie. Mittelalter. Neuzeit. Zukunft. Festschrift für Ingolf Ericsson. Bonn (Bamberger Schriften zur Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit, 6), S. 347–354.
- Markgraf, H. and Schulte, J.W. [eds.] (1889):* Liber Fundationis Episcopatus Vratislaviensis. – Breslau (Codex Diplomaticus Silesiae, 14).
- Martínek, Jan [ed.] (2014):* Poznáváme historické cesty. – Brno.
- McNeary, Rory W.A. (2014):* LiDAR investigation of Knockdhu promontory and its environs, County Antrim, Northern Ireland. – In: Archaeological Prospection 21, pp. 263–276.
- Meyer, Werner (1998):* Besiedlung und Wirtschaftliche Nutzung hochalpiner Zonen in der mittelalterlichen Schweiz. – In: Spindler, Konrad [Hrsg.]: Mensch und Natur im mittelalterlichen Europa. Archäologische, historische und naturwissenschaftliche Befunde. Klagenfurt, S. 111–133.
- Meyer, Werner (2002):* Siedlungsfeindlichkeit und Randständigkeit des Alpenraumes im Mittelalter. – In: Helmig, Guido; Scholkmann, Barbara u. Untermann, Matthias [Hrsg.]: Centre – region – periphery. Medieval Europe. Basel, pp. 25–31.
- Nocuń, Przemysław (2016):* Wieża księżęca w Siedlęcinie w świetle dotychczasowych badań – podsumowanie na 700-lecie budowy obiektu. – Siedlęcin – Pękowice. – Kraków.
- Nowakowa, Janina (1951):* Rozmieszczenie komór celnych i przebieg dróg handlowych na Śląsku do końca XIV wieku. – Wrocław.
- Nowakowski, Dominik (2017):* Śląskie obiekty typu *motte*. Studium archeologiczno-historyczne. – Wrocław.
- Piekalski, Jerzy [ed.] (2017):* Wleński mikroregion osadniczy w X–XVIII wieku. Przemiany krajobrazu kulturowego. – Wrocław.
- Piekalski, Jerzy [ed.] (2020):* Historyczny krajobraz kulturowy zachodnich Sudetów. Wstęp do badań. – Wrocław.
- Pospisil, Leopold (1995):* Obernberg: A quantitative analysis of a Tirolean peasant economy. – New Haven (Memoirs of the Connecticut Academy of Arts and Sciences, 24).
- Ruchniewicz, Małgorzata and Wiszewski, Przemysław (2015):* Życie w dolinach. Dzieje Świerzawy i okolic (Historia obok. Studia z dziejów lokalnych, t. 1). – Wrocław.
- Spindler, Konrad [Hrsg.] (1998):* Mensch und Natur im mittelalterlichen Europa. Archäologische, historische und naturwissenschaftliche Befunde. – Klagenfurt.
- Stolarczyk, Tomasz (2012):* The mining of the polymetallic ore in Dolni Slezsko in 13<sup>th</sup>–17<sup>th</sup> century. – In: Acta rerum naturalium 12, pp. 61–78.
- Stolarczyk, Tomasz (2014):* Der Bergbau in Niederschlesien in 13.–14. Jahrhundert – der archäologische Forschungsstand. – In: Gringmuth-Dalmer, Eike; Klápště, Jan and Hasil, Jan [eds.]: Tradition – Umgestaltung – Innovation. Transformationsprozesse im hohen Mittelalter. Praha (Praehistorica 31/2), pp. 655–678.
- Trocka-Leszczyńska, Elżbieta; Rdzawska-Augustin, Elżbieta and Nowicka, Agnieszka (2018):* Wsie łużyckie – ich układy przestrzenne i architektura. – In: Nocuń, Przemysław; Przybyła-Dumin, Agnieszka and Fokt, Krzysztof [eds.]: Wieś minionia lecz obecna. Ślady dawnych wsi i ich badania. Chorzów, pp. 253–282.
- Verhagen, Philip and Jeneson Karen (2012):* A Roman puzzle. Trying to find the Via Belgica with GIS. – In: Chrysanthi, Angeliki; Murietta-Flores, Patricia and Papadopoulos,

Costas [eds.]: Thinking beyond the tool: Archaeological computing and the interpretive process. Oxford (BAR, International Series, 2344), pp. 123–130.

*Viazzo, Pier Paolo (1989)*: Upland communities. Environment, population and social structure in the Alps since the sixteenth century. – Cambridge (Cambridge studies in population, economy and society in past time, 8).

*Wojtucki, Daniel (2014)*: Kat i jego warsztat pracy na Śląsku, Górnych Łużycach i w hrabstwie kłodzkim od początku XVI do połowy XIX wieku. – Warszawa.

*Wolf, Ondřej and Wolf, Vladimír (2010)*: Krajina krkonošského podhůří a archeologicko-historické doklady její hospodářské exploatace ve vrcholném středověku. – In: Zaměřeno na středověk: Zdeňkovi Měřínskému k 60. narozeninám. Praha, pp. 465–478.

*Zientara, Benedykt (2006)*: Henryk Brodaty i jego czasy. – 3rd, Warszawa.

*Żerelik, Rościsław (2002)*: Dzieje Śląska do 1526 roku. – In: Czapliński, Marek; Kaszuba, Elzbieta; Waś, Gabriela and Żerelik, Rościsław. [ed.]: Historia Śląska. Wrocław, pp. 14–116.

Georg Mölich

»Gemeinsame Ordnungen« oder »Grenzen« –  
Historiker und der Begriff des Rheinlandes  
vor dem Ersten Weltkrieg:  
Justus Hashagen (1877–1961) im Kontext

Mit einem Textanhang<sup>1</sup>

Der Beitrag widmet sich fachwissenschaftlichen Positionen deutscher Historiker zum Rheinland-Begriff (Janssen 2005) vor dem Ersten Weltkrieg und bezieht dabei die auffällige Nicht-Berücksichtigung des Themas »Grenze« mit ein. Bei der Begründung des Neuansatzes für eine »geschichtliche Landeskunde« vor gut 100 Jahren durch die Schaffung des »Instituts für geschichtliche Landeskunde« an der Bonner Universität 1920 (Werner 2005, S. 271ff.; Groten u. Rutz 2007) war eine wesentliche Voraussetzung der dezidierte Verzicht auf Staats- und Territorialgrenzen beim räumlichen Zuschnitt derjenigen Gebiete, die als Gegenstand landeskundlicher Forschung und Bearbeitung dienen sollten. Programmatisch formulierte etwa Hermann Aubin, der so etwas wie eine Gründungsfigur des Institutes war, im Jahr 1925: »An Stelle der künstlichen Anlehnung an moderne Verwaltungsgrenzen wird jene an die gewachsenen Einheiten des Volkslebens treten.« (Aubin 1925, S. 49). Dreißeig Jahre später formulierte Franz Steinbach, Direktor des Bonner Institutes zwischen 1926 und 1961, in einem an exponierter Stelle publizierten Überblicksaufsatz ähnlich: »Geschichtliche Landes- und Volkskunde will sagen: Untersuchung und Darstellung aller historischen Formkräfte unserer engeren und weiteren Umgebung ohne Bindung an bestimmte Länder und Grenzen der Vergangenheit.« (Steinbach 1956 S. 273). Dieser Verzicht auf die Auseinandersetzung mit dem grundlegenden Begriff »Grenze« durch beide führenden rheinischen Landeshistoriker steht sinnbildlich für die deutschsprachige Landesgeschichtsforschung vor allem der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die »sich der Grenze als einem der zentralen Phänomene im Beziehungsgeflecht von Raum und Geschichte entzog« (Reininghaus 2007, S. 17). Das hat sich besonders in den beiden ersten Jahrzehnten des 21. Jahrhunderts geändert – im Kontext des sogenannten »spatial turns« wurde das Thema »Grenze« auch im Be-

---

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 46. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Saarbrücken, 21.–24. September 2019) gehalten wurde.

reich der Landesgeschichte mehr als salonfähig (Rutz 2010; 2015; 2018; Mölich 2021). Die so nur angerissenen landes- und regionalhistorischen Defizite im Umgang mit dem Begriff der »Grenze« können hier nicht umfassend dargestellt werden.

Ein geradezu emphatisches Bild des Rheins und der Rheinlande findet sich bei dem Marburger Historiker *Wilhelm Arnold* (1826–1883)<sup>2</sup> in seinem in der ersten Ausgabe der »*Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst*«<sup>3</sup> 1882 veröffentlichten programmatischen Text »*Zur Geschichte des Rheinlands*«.

In seinem Text geht *Arnold* bewusst aus einer nationalen Perspektive an die Beschreibung des Gegenstandsbereiches der Geschichte des Rheinlandes. Er konstatiert: »*Die Provinzialgeschichte hat ja im neuen deutschen Reich überhaupt an Wert und Wichtigkeit gewonnen. Denn erst nachdem die verschiedenen Stämme und Einzelstaaten sich im Bewußtsein ihrer nationalen Zusammengehörigkeit zu einem großen politischen Ganzen geeinigt haben, kann man mit der rechten Liebe und Freudigkeit sich auch wieder der Geschichte der engeren Heimat zuwenden, lohnt es der Mühe zu untersuchen, was die einzelnen Teile und Glieder des Reichs für das Ganze gethan haben.*« (Arnold 1882, S. 119f.) Die zentrale Rolle der Rheinlande für die Entwicklung Deutschlands umreißt *Arnold* so: »*Denn Christentum und Kirche, Staat, Bildung, Kunst und Wissenschaft, Städtewesen, Handel, Gewerbe und Handwerk – alles ist von ihnen [den Rheinlanden] ausgegangen und hat sich von da dem übrigen Deutschland mitgeteilt.*« (Arnold 1882, S. 121). Die von *Arnold* als notwendig angesehene Pflege der Geschichte des Rheinlandes

- 
- 2 Zur Person und zum breiten wissenschaftlichen Werk *Arnolds* vgl. *Nolte* 1950. Seit 1881 war *Arnold* zudem konservativer Reichstagsabgeordneter.
  - 3 Die »*Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst*« wurde seit 1881 von *Felix Hettner* (Museumsdirektor Trier) und *Karl Lamprecht* (Bonn) herausgegeben – Heft 1 des ersten Jahrgangs (1882) erschien Anfang November 1881. Ab Jahrgang 27 (1908) wurde die Zeitschrift dann unter Verzicht auf die Altertumskunde als Gegenstandsbereich als rein historische Zeitschrift herausgegeben; als Mitherausgeber konnte *Joseph Hansen* den jungen Privatdozenten *Justus Hashagen* gewinnen, mit dem er die Zeitschrift bis zum letzten erschienen Jahrgang 32 (1913) betreute. Die Bedeutung dieser übergreifenden regionalhistorischen Zeitschrift ist bisher wenig beachtet worden. Insbesondere die Einbeziehung des westlichen Europas mit Autoren wie etwa *Henri Pirenne* in eine landesgeschichtlich ausgerichtete Zeitschrift in Deutschland war damals wohl einzigartig und wäre ein interessantes Forschungsfeld - geschah diese exemplarische intellektuelle Öffnung nach Westeuropa vom Rheinland aus doch gerade in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg. Zur Zeitschrift knapp *Braubach* (1954).S. 57f. et passim, *Lewald* (1956), S. 285f. und *Lewald* 1968, S. 235f. Neu edierte Quellen zur Zeitschrift bietet *Schorn-Schütte* und *Ogrin* 2017 (sehr kritisch zu dieser Edition: *Reichert* 2017). *Lamprecht* beschreibt im Briefwechsel mit *Bernheim* die »*Gewinnung einer tüchtigen Zeitschrift für die rheinische Geschichte (im weitesten Sinne, also auch Elsass einbegriffen)*«. Zusammen mit der ebenfalls 1881 gegründeten »*Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde*« sind so »*die Gefäße der historischen Forschung am Rhein gefunden*«, Zitate S. 34 und 40. Die Zeitschrift wurde dann unter *Lamprechts* Leitung schnell eines der »*renommiertesten Organe der Regionalgeschichte in Deutschland, ein Forum für Historiker, Wirtschaftshistoriker, Kunsthistoriker und Ethnographen aus Deutschland und dem Ausland*«, *Chickering* 1992, S. 87, jetzt in deutscher Übersetzung die Biografie *Chickering* 2021.



wird von ihm immer im nationalen Rahmen gesehen: »Denn die Geschichte beider ist untrennbar verbunden: die rheinische ist nur das Spiegelbild der deutschen.« (Arnold 1882, S. 167). Er steigert das sogar aktuell-zeithistorisch, wenn er schreibt, dass die Behauptung und Sicherung des Rheinlandes durch Preußen nach 1815 »[...] der Haupthebel für die nationale Bewegung und das Hauptmittel unserer nationalen Einigung geworden [ist], ja man kann wohl sagen, daß die großen Kriege von 1866 und 1870 nur um seinen Besitz geführt worden sind.« (Arnold 1882, S. 166). In patriotisch-nationaler Perspektive erfährt hier die rheinische Geschichte eine extreme Überhöhung – rheinische Geschichte ist also immer vor allem auch nationaldeutsche Geschichte!

Im Januar 1885 hielt der Bonner Historiker *Moriz Ritter* (1840–1923; *Skalweit* 1968; *Lanzinner* 2013) einen Vortrag vor der Jahresversammlung der 1881 begründeten Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde unter dem programmatischen Titel »Ueber Rheinische Geschichte und die Aufgaben der Rheinischen Geschichtsgesellschaft« (*Ritter* 1885). *Ritter* umriss einleitend das Grundproblem: »Die Rheinlande haben bis zu ihrer Gestaltung als preussische Provinz kein politisches Ganzes gebildet. Je mehr im Lauf des Mittelalters sich die Eigenart der deutschen Reichsverfassung vollendete, umso mehr wurden die Rheinlande der bevorzugte Boden selbständiger Herrschaften; in üppiger Fülle kreuzten sich hier die Gebiete geistlicher und weltlicher Fürsten, freier Städte und des mittlern und kleinern Reichsadels; wie könnte da von einer gemeinsamen Geschichte die Rede sein?« (*Ritter* 1885, S. 2). Vor diesem Dilemma rettete sich *Ritter* mit der Konstruktion einer anderen Ebene historischen Seins: »[...] es gibt vor allem eine Gemeinsamkeit der Bedingungen und Bestrebungen geistiger und wirtschaftlicher Cultur, die stark genug ist, um politisch getrennte Glieder zu verbinden und in ihrem Weiterwirken gemeinsame Ordnungen von Recht und Verwaltung hervorzurufen, – und eine solche Einheit steht über der Mannigfaltigkeit der rheinischen Geschichte.« (Ebd.). Hier wurde als Konstruktionselement der Geschichte des Rheinlandes mit den »gemeinsamen Ordnungen« eine zentrale Referenzebene eingeführt, die gleichsam über der Geschichte schwebt und die Vielfalt der Realität auf einer fast metaphysischen Ebene ordnet. Konkretisiert wird das in keiner Weise – auch für die Adressaten der Ausführungen, die Mitglieder der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde, darunter einflussreiche Geschäftsleute und Kommunalpolitiker des Rheinlandes dürften diese »gemeinsamen Ordnungen« ziemlich nebulös geblieben sein.

1908 veröffentlichte der Bonner Privatdozent *Justus Hashagen* (1877–1961) in der Zeitschrift »Die Rheinlande. Monatsschrift für deutsche Art und Kunst«, einer anspruchsvollen Kulturzeitschrift für das rheinische Bildungs- und Besitzbürgertum,<sup>4</sup> einen interessanten Beitrag mit dem Titel »Die Rheinlande als historischer Begriff« (*Hashagen* 1908) – der junge Historiker war in der Zeitschrift mit einer

---

4 Diese Zeitschrift erschien zwischen 1900 und 1922 und wandte sich vor allem an das Besitz- und Bildungsbürgertum des gesamten Rheingebietes, vgl. *Brenner* 2004, S. 67–204.

größeren Zahl von vor allem kulturhistorischen Beiträgen vertreten, die zu *Hashagens* finanzieller Absicherung als Privatdozent beitrugen.

*Hashagen* fragt in seinem Zeitschriftenaufsatz zunächst nach dem Alter eines einheitlichen Rheinlandbegriffs und stößt dabei auf die Entwicklungen des 19. Jahrhunderts. »Denn die Rheinprovinz oder das Rheinland existiert in seiner heutigen Gestalt erst seit 1815 oder vielmehr seit 1822 [...]. Die Rheinprovinz ist kein historischer, sondern ein ganz moderner Begriff, scheint man folgern zu müssen. Die rheinischen Teilländer sind verschwunden, ihre inneren und äußeren Grenzen zerstört, die historische Kontinuität ist bis zur Unkenntlichkeit ausgelöscht: wir gehen durch ein großes Trümmerfeld historischer Topographie. [...] Der allgemeine Eindruck ist immer wieder, daß hier aus einer monströsen, innerlich zusammenhangslosen, mit den Nachbarländern dagegen vielfach unorganisch verflochtenen Masse von kleinen und kleinsten politischen Gebilden erst das letzte Jahrhundert, und zwar nicht ohne Gewaltmittel, etwas Abgesondertes und eine Einheit geschaffen hat. [...] Die Rheinprovinz, das wäre das Ergebnis, gehört zu den unhistorischen Gebilden unter den Provinzen des Königreichs.« (*Hashagen* 1908, S. 197f.).

Aber ganz so einfach macht es sich *Hashagen* nicht. Er analysiert die verschiedenen Grenzen und Grenzzonen des Gebietes der »Rheinprovinz« und kann dabei doch erstaunliche langfristige Abgrenzungsphänomene festmachen, die hier nicht im Einzelnen ausgebreitet werden können.

Vor allem die West- wie die Ostgrenze des »Rheinlandes« erscheinen ihm dabei eindeutig und von extrem langem Bestand zu sein: »Im Übrigen aber hat diese kurze Grenzbeschreibung doch gelehrt, dass an den beiden wichtigsten Seiten, nämlich im Osten und im Westen, uralte, sei es politische, sei es sprachliche, sei es stammesgeschichtliche, Erscheinungen Wache halten. Schon mit Rücksicht auf ihre Grenzen darf die Rheinprovinz auch einmal als historischer Begriff verwertet werden.« (*Hashagen* 1908, S. 199).

Als Ergebnis seiner Grenzbetrachtungen führt *Hashagen* dann aus:

»So hat der Begriff ‚Rheinlande‘ und das von ihm mit Vorliebe abgeleitete Wort ›rheinisch‹ doch tiefere historische Gründe, als es im ersten Augenblicke scheinen könnte. Schon in älterer Zeit gibt es ›Grenzen‹ der Rheinlande, die sich mit den gegenwärtigen innig berühren. Auch elementare Tatsachen der inneren rheinischen Staatenkunde rechtfertigen die Anwendung des Wortes ›rheinisch‹ schon für eine Zeit, da es noch keine formelle Rheinprovinz gab.

Das Bewußtsein freilich dieser Zusammengehörigkeit und dieses Gegensatzes gegen die Nachbarn ist erst sehr spät deutlich hervorgetreten. Erst die Franzosen haben [...] allmählich etwas wie ein rheinisches Gesamtbewußtsein hervorgerufen. Besonders kräftig hat sich diese Stimmung dann später in ›Rheinpreußen‹ im Gegensatz zum Altpreußentum entwickelt. Sie ist auch heute eine Macht im Leben der öffentlichen Meinung: trotz ihrer verhältnismäßig späten Entstehung kein künstliches Produkt, wie man sieht, sondern der geistige Reflex uralter und fast unabänderlicher Naturerscheinungen. Die Bäume, die die moderne Verwaltungseinheit der Rheinprovinz umschatten, sind älter, als diese selbst. Wir möchten sie für die Silhouette nicht missen.« (*Hashagen* 1908, S. 200).

*Hashagens* historischer Grenzanalyse bewegt sich in seiner Terminologie und in seinem Ansatz auch vor dem Hintergrund der erfolgreichen und wirkmächtigen Publikationen von *Friedrich Ratzel* (1844–1904), der wohl die zentrale Persönlichkeit für die Herausbildung einer »*Politischen Geographie*« in Deutschland war (*Nissel* 2018). *Hashagen* verwendet *Ratzelsche* Begriffe wie »*Grenzfläche*« und die Grenze als »*Bewegungsprodukt*«, wobei er sich in seinem Text namentlich ausdrücklich auf *Ratzel* als Person bezieht.

Hier wird also das Rheinland, dabei das methodisch-begriffliche Angebot der »*Politischen Geographie*« aufgreifend, explizit als politisch-geographischer Raum definiert in Abgrenzung zu den Nachbarräumen. Wenn dieses Grenz-Modell aufgegriffen worden wäre, hätte sich die rheinische Landesgeschichte in eine gänzlich andere Richtung entwickeln können. Wie wir wissen, ist dies nicht geschehen. *Hashagen* wurde nach dem Ersten Weltkrieg 1919 explizit auch aufgrund seiner landeshistorischen Expertise auf einen historischen Lehrstuhl an der neuen rheinischen Universität in Köln berufen. Er hat jedoch dieses hier in Kurzform ausformulierte Vorkriegsmodell der rheinischen Geschichte als politische Grenzgeschichte meines Wissens nicht wieder aufgegriffen – schon 1925 wurde er an die Hamburger Universität berufen.<sup>5</sup> Der dann in der Zwischenkriegszeit auch und gerade im besetzten Rheinland besonders von Historikern geführte »*Grenzkampf*« verlief dann unter gänzlich anderen Rahmenbedingungen (*Conze* 2007). *Justus Hashagen* hat an diesen Auseinandersetzungen bis 1925 auch durch grundsätzliche Überlegungen zur rheinischen Geschichte teilgenommen (*Hashagen* 1925), ohne seine Vorkriegsideen dabei aufzugreifen – sie hätten wohl auch historisch-politisch nicht in das Konzept eines politischen, revanchistischen »*Grenzkampfes*« gepasst.

### Zusammenfassung

Der Beitrag widmet sich fachwissenschaftlichen Positionen deutscher Historiker zum Begriff »*Rheinland*« vor 1914. Auffällig ist dabei, dass das Thema »*Grenze*« nicht berücksichtigt worden ist. Im Zusammenhang mit dem aktuellen »*spatial turn*« erfährt das Thema in der heutigen Landesgeschichte eine inhaltliche Reflexion. Im Anhang des Beitrages wird ein Aufsatz von *Justus Hashagen* aus dem Jahre 1908 wiedergegeben, um diesen für die Wissenschaftsgeschichte des Themas zugänglich zu machen.

---

5 *Hashagen* wurde 1925 auf einen historischen Lehrstuhl nach Hamburg berufen. Seine Kontakte zum Rheinland reduzierten sich dadurch. *Hashagen* wurde aufgrund regimekritischer Äußerungen 1935 des Dienstes an der Hamburger Universität enthoben und dann 1939 zwangspensioniert. 1940 publizierte er noch eine heute wenig bekannte Gesamtdarstellung zur rheinischen Geschichte unter dem Titel »*Das Rheinland im Wandel der Zeiten*«. Zur Biographie *Hashagens* und seinem Wirken in Köln vgl. *Borowsky* (1998) und demnächst ein Aufsatz von *Bernd Klesmann* unter dem Titel »*Ein Wegbereiter der historischen Presseforschung. Justus Hashagen an der Kölner Universität, 1919–1926*«, der Ende 2021 in der Zeitschrift »*Geschichte in Köln*« (Bd. 68, 2021) erscheinen wird.

## Summary

“Common orders” or “borders” – historians and the term of the Rhineland before World War One: *Justus Hashagen* (1877–1961) in context

The article is devoted to the scientific positions of German historians on the term “*Rhineland*” before 1914. It is noticeable that the topic “*border*” was not taken into account. In connection with the current “*spatial turn*”, the topic is being reflected upon in today’s discipline of history. An article by *Justus Hashagen* from 1908 is reproduced in this article’s appendix in order to make it accessible for the topic’s scientific history.

## Literatur

- Aubin, Herrmann* (1925): Aufgaben und Wege der geschichtlichen Landeskunde (1925), abgedruckt in: *Fried, Pankraz* [Hrsg.]: Probleme und Methoden der Landesgeschichte. Darmstadt 1978, S. 38–52.
- Borowsky, Peter* (1998): *Justus Hashagen*, ein vergessener Hamburger Historiker. – In: Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte 84, 1998, S. 163–183.
- Braubach, Max* (1954): Landesgeschichtliche Bestrebungen und historische Vereine im Rheinland. Überblick über ihre Entstehung und Entwicklung. – Düsseldorf 1954 (Veröffentlichungen des Historischen Vereins für den Niederrhein, Bd. 8).
- Brenner, Sabine* (2004): »Das Rheinland aus dem Dornröschenschlaf wecken!« Zum Profil der Kulturzeitschrift »Die Rheinlande« (1900–1922). – Düsseldorf 2004.
- Chickering, Roger* (1992): Karl Lamprecht (1856–1915) und die methodische Grundlegung der Landesgeschichte im Rheinland. – In: Geschichte in Köln 31, 1992, S. 77–90.
- Chickering, Roger* (2021): Karl Lamprecht. Das Leben eines deutschen Historikers (1856–1915). – Stuttgart 2021.
- Conze, Vanessa* (2007): »Unverheilte Brandwunden in der Außenhaut des Volkskörpers«. Der deutsche Grenz-Diskurs der Zwischenkriegszeit (1919–1939). – In: Hardtwig, Wolfgang [Hrsg.]: Ordnungen in der Krise. Zur politischen Kulturgeschichte Deutschlands 1900–1933. München 2007, S. 21–48.
- Grotten, Manfred u. Rutz, Andreas* (2007) [Hrsg.]: Rheinische Landesgeschichte an der Universität Bonn. Traditionen – Entwicklungen – Perspektiven. – Bonn 2007.
- Hashagen, Justus* (1908): Die Rheinlande als historischer Begriff. – In: Die Rheinlande. Monatsschrift für deutsche Art und Kunst, Jg. 8, Juli-Dezember 1908, S. 198–200.
- Hashagen, Justus* (1925): Rheinisches Schicksal. Festrede zur 6. Gründungsfeier der Universität am 23. Mai 1925 im Eintausendjahr der Zugehörigkeit der Rheinlande zu Deutschland. Köln 1925, S. 8–18.
- Janssen, Wilhelm* (2005): Rheinland – Begriff und Sache. Eine Skizze. – In: Duchhardt, Heinz u. Reininghaus, Wilfried [Hrsg.]: Stadt und Region. Internationale Forschungen und Perspektiven. Köln, Weimar u. Wien 2005, S. 31–42.

- Lanzinner, Maximilian (2013)*: Moriz Ritter (1840–1923) – Historiker der »Keinseitigkeit«? – In: Institut für Geschichtswissenschaft [Hrsg.]: 150 Jahre Historisches Seminar. Profile der Bonner Geschichtswissenschaft. Erträge einer Ringvorlesung, Siegburg 2013 (Bonner Historische Forschungen, Bd. 64), S. 69–85.
- Lewald, Ursula (1956)*: Karl Lamprecht und die Rheinische Geschichtsforschung. – In: Rheinische Vierteljahrsblätter 21, 1956, S. 279–304.
- Lewald, Ursula (1968)*: Karl Lamprecht (1856–1915). – In: Bonner Gelehrte. Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in Bonn. Geschichtswissenschaften. Bonn 1968, S. 231–253.
- Mölich, Georg (2021)*: Grenzen des Rheinlandes – Historiographiegeschichtliche Anmerkungen zu einem Problem der Landesgeschichte. – In: Alltag im Rheinland 2021, S. 64–69.
- Mühle, Eduard (2003/2004)*: »...einfach dem Instinkte nach vertraut.«: Zum Wissenschaftsverständnis Hermann Aubins und seiner historischen Kulturraumforschung. – In: Blätter für deutsche Landesgeschichte 139/140, 2003/2004 [erschienen 2006], S. 233–266.
- Nissel, Heinz (2018)*: Grenzen als Konstante in der Politischen Geographie und Geopolitik. – In: Heintel, Martin u.a. [Hrsg.]: Grenzen: theoretische, konzeptionelle und praxisbezogene Fragestellungen zu Grenzen und deren Überschreitungen. Wiesbaden 2018, S. 65–87.
- Nolte, Hermann 1950*: Wilhelm Arnold. – In: Lebensbilder aus Kurhessen und Waldeck 1830–1930. Bd. 4 (1950), S. 1–15.
- Reichert, Folker (2017)*: Karl Lamprecht – Ernst Bernheim – Henri Pirenne. Bemerkungen zu einer Edition ihrer Briefe. – In: Historische Zeitschrift 304, 2017, S. 707–717.
- Reininghaus, Wilfried (2007)*: Grenzen. Ein Problem der Landesgeschichte. – In: Brack, Claudia u.a. [Hrsg.]: Kirchenarchiv mit Zukunft. Festschrift für Bernd Hey zum 65. Geburtstag. Bielefeld 2007, S. 16–27.
- Ritter, Moriz (1885)*: Ueber Rheinische Geschichte und die Aufgaben der Rheinischen Geschichtsgesellschaft. Vortrag gehalten in der Jahresversammlung der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde in Köln am 5. Januar 1885. – Köln 1885.
- Rutz, Andreas (2010)*: Grenzen im Raum – Grenzen in der Geschichte. Probleme und Perspektiven. – In: Geulen, Eva u. Kraft, Stephen [Hrsg.]: Grenzen im Raum – Grenzen in der Literatur. Berlin 2010, S. 7–32.
- Rutz, Andreas (2015)*: Doing territory. Politische Räume als Herausforderung für die Landesgeschichte nach dem 'spatial turn'. – In: Hirbodian, Sigrid u.a. [Hrsg.]: Methoden und Wege der Landesgeschichte. Ostfildern 2015, S. 95–110.
- Rutz, Andreas (2018)*: Die Beschreibung des Raumes. Territoriale Grenzziehungen im Heiligen Römischen Reich. – Köln, Weimar und Wien 2018.
- Schorn-Schütte, Luise u. Ogrin, Mircea [Hrsg.]*: »Über das eigentliche Arbeitsgebiet der Geschichte«. Der Briefwechsel zwischen Karl Lamprecht und Ernst Bernheim sowie zwischen Karl Lamprecht und Henri Pirenne 1878–1915. Köln, Weimar u. Wien 2017 (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte, Heft 46).
- Wilhelm, Arnold (1882)*: Zur Geschichte des Rheinlands. – In: Westdeutsche Zeitschrift 1, 1882, S. 1–35, hier zitiert nach Arnold, Wilhelm: Studien zur Deutschen Kulturgeschichte, Stuttgart 1882, S. 115–167.
- Werner, Matthias (2005)*: Zwischen politischer Begrenzung und methodischer Offenheit. Wege und Stationen deutscher Landesgeschichtsforschung im 20. Jahrhundert. – In: Moraw, Peter u. Schieffer, Rudolf [Hrsg.]: Die deutsche Mediävistik im 20. Jahrhundert. Ostfildern 2005, S. 251–364.

Textanhang:

[Justus Hashagen]

Die Rheinlande als historischer Begriff<sup>1</sup>

Man spricht von rheinischer Kunst, rheinischer Geschichte, rheinischem Wirtschaftsleben und bezieht diese Namen am liebsten auf die heutige Rheinprovinz. Gewiß wird das Wort »rheinisch« auch auf das ganze Gebiet angewandt und der Oberrhein mit einbegriffen. Aber es ist eine stillschweigende Übereinkunft, daß »rheinisch« schlechthin auf die Rheinprovinz deuten soll. Sie ist das einzige Gebiet, das den Namen des Stromes mit ihrem eigenen auch offiziell vereinigt hat. Es ist damit umgekehrt geworden, als unter französischer Herrschaft. Damals finden sich die Departements Ober- und Niederrhein beide im Elsaß, während von den vier »rheinischen« Departements<sup>2</sup> nur ein einziges, das in der Mitte gelegene Rhein-Mosel-Departement, an die bedeutsamste Naturgröße des Landes erinnert. Die in der Rheinprovinz vereinigten historischen Gebiete gelten uns heute jedenfalls als unauflösliche und abgeschlossene Einheit. Wie alt ist diese Einheit?

Es hat den Anschein, als wenn wir ihr Geburtsjahr bei einer rückwärts gerichteten Betrachtung schon sehr früh erreichten. Denn die Rheinprovinz oder das Rheinland existiert in seiner heutigen Gestalt erst seit 1815 oder vielmehr seit 1822;<sup>3</sup> in der Zwischenzeit nämlich hat es noch zwei preußische Rheinprovinzen mit den bezüglichen Hauptstädten Köln und Koblenz gegeben. Außerdem sind noch in den Jahren 1834 und 1866 kleine Gebietsvergrößerungen (St. Wendel, Meisenheim)<sup>4</sup> eingetreten. Die Rheinprovinz ist kein historischer, sondern ein ganz moderner Begriff, scheint man folgern zu müssen. Die rheinischen Teillän-

1 Aus: Die Rheinlande. Monatsschrift für deutsche Art und Kunst, Jg. 8, Juli–Dezember 1908, S. 198–200.

Der Beitrag wird in der ursprünglichen Orthographie wiedergegeben. Die Kommentierung bietet Erläuterungen, Quellennachweise sowie Hinweise zu einigen von *Hashagen* konkret erwähnten zeitgenössischen Kontexten (wie etwa Publikationen). G.M.

2 Die anderen drei waren das Rur-Departement, das Saar-Departement und das Donnersberg-Departement, vgl. knapp *Hantsche, Irmgard*: Atlas zur Geschichte des Niederrheins. Essen 1999, S. 110–111: Departement-Einteilung der linksrheinischen Gebiete 1798–1814.

3 1815 entstanden nach den Entscheidungen des Wiener Kongresses zwei rheinische Provinzen in Preußen: das »Großherzogtum Niederrhein« (die neu gebildeten Regierungsbezirke Aachen, Koblenz und Trier) mit zentralem Verwaltungssitz in Koblenz und der »Oberpräsidialbereich der Herzogtümer Jülich, Kleve und Berg« (»Provinz Kleve-Berg«, die neu gebildeten Regierungsbezirke Köln, Düsseldorf und Kleve) mit Sitz in Köln. Dazu knapp: *Hantsche* (wie Anm. 2), S. 126–127: Die Rheinlande nach 1815. Nach dem Tode des Kölner Oberpräsidenten *Friedrich Graf zu Solms-Laubach* (1769–1822) im Frühjahr 1822 wurden aufgrund einer Kabinettsorder vom 27. Juni 1822 beide Provinzen zusammengelegt und der Sitz des Oberpräsidenten für die »Rheinprovinz« (der Begriff setzte sich dann ab etwa 1830 durch) in Koblenz installiert.

4 Zu diesen beiden Gebietsvergrößerungen *Bär, Max*: Die Behördenverfassung der Rheinprovinz seit 1815. Bonn 1919, ND Düsseldorf 1998, S. 103–111.

der sind verschwunden, ihre inneren und äußeren Grenzen zerstört, die historische Kontinuität ist bis zur Unkenntlichkeit ausgelöscht: wir gehen durch ein großes Trümmerfeld historischer Topographie.

Ein Blick auf die historischen Karten der Provinz, wie sie die Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde<sup>5</sup> in mustergültiger Weise herausgibt, belehrt uns nicht durchweg eines Besseren. Der allgemeine Eindruck ist immer wieder, daß hier aus einer monströsen, innerlich zusammenhangslosen, mit den Nachbarländern dagegen vielfach unorganisch verflochtenen Masse von kleinen und kleinsten politischen Gebilden erst das letzte Jahrhundert, und zwar nicht ohne Gewaltmittel, etwas Abgesondertes und eine Einheit geschaffen hat. Wie es früher keine Deutsche gab, sondern nur Preußen, Sachsen oder Bayern, so auch keine Rheinländer, sondern nur Bergische, Kurkölnener oder Stadtkölnener. Die Rheinprovinz, das wäre das Ergebnis, gehört zu den unhistorischen Gebilden unter den Provinzen des Königreichs. Man möchte sie aus diesem Grunde mit der Provinz Sachsen vergleichen. Wie anders dagegen etwa Schleswig-Holstein.

Das historisch-geographische Problem, das es hier zu lösen gilt, ist aber doch weit schwieriger, als diese ersten Eindrücke vermuten lassen. Wenn es vor der französischen und preußischen Herrschaft politisch noch kein einheitliches Rheinland gegeben hat, sondern nur eine Unzahl von einzelnen Gebietsteilen und Gebietsfetzen, so folgt daraus noch keineswegs, daß zwischen ihnen nicht andere Einigungsbande herüber und hinüber gelaufen sind, daß sie sich in anderer Beziehung nicht doch ganz klar von den benachbarten Gauen abheben.

In der Tat ist eine Einheit des Rheinlandes in gewissem Betrachte weit älter, als das neunzehnte Jahrhundert. Schon mehr als ein Jahrtausend vorher darf man von einem Rheinland in geschlossenem Sinne reden. Seit langer Zeit schon können die in ihm vereinigten Gebiete auf gemeinsame Schicksale zurückblicken. Das gilt schon von der römischen Zeit: das ganze linke Rheinufer gehört zu derselben, nämlich der römischen Machtsphäre. Es hat mehr oder minder in allen Gegenden an den Segnungen römischer Kultur teilgenommen. Sie beschränkt sich ja keineswegs nur auf die civitates und castella, die Städte und militärischen Stützpunkte, sondern sie ist überall tief ins Land vorgedrungen. Man weiß, daß große Teile der Eifel ganz übersät sind von römischen Villenkolonien. Noch kürzlich ist die Bedeutung der römischen Besiedelung für den Kreis Düren anschau-

---

5 Die Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde wurde 1881 aus dem Geist des liberalen rheinischen Wirtschafts- und Bildungsbürgertums als Vereinigung gegründet, deren Ziel vornehmlich die Edition von Geschichtsquellen zum Rheinland im Sinne der preußischen Rheinprovinz war. Seit 1894 erschien der im Auftrag des Provinzialverbandes von der »Gesellschaft« herausgegebene »Geschichtliche Atlas der Rheinprovinz«. 1908 lagen bereits Karten zur politisch-administrativen Entwicklung von 1600 bis 1818 und zur kirchlichen Situation des 17. Jahrhunderts sowie umfangreiche Erläuterungsbände gedruckt vor. Zu den Aktivitäten der »Gesellschaft« bis 1906 vgl. Hansen, Joseph: Die Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde in den Jahren 1881–1906, Bonn 1907, speziell zum Atlasunternehmen S. 31–33. Hashagen war mit der »Gesellschaft« eng verbunden.



lich kartographisch dargestellt worden.<sup>6</sup> Die allseitige Teilnahme an dem römischen Kulturerbe ist der einheitliche und gemeinsame Boden, auf dem sich die rheinische Geschichte aufbaut.

Und doch umfaßt die heutige Rheinprovinz ein erhebliches Stück mehr, als das alte von den Römern beherrschte linksrheinische Gebiet. Schon die römische Herrschaft hat allerdings auf das rechte Ufer hinübergereicht. Aber der bekannte Limes, der dies rechtsrheinische Gebiet einschließt und als Zoll- und Militärgrenze vor den Germanen schützt, beginnt erst bei Rheinbrohl. Das von ihm umgebene rechtsrheinische Gebiet gehört nur zum kleinsten Teile zur heutigen Provinz. Die Frage erhebt sich also, ob nun das rechtsrheinische Rheinland nur ganz spät und künstlich mit dem linken Ufer verbunden worden ist, oder ob für seine Zugehörigkeit historische Gründe aufgefunden werden können. Damit ist man genötigt, die historische Betrachtung auf die rheinischen Grenzen überhaupt zu richten und in aller Kürze ein kleines Kapitel aus der rheinischen Grenzgeschichte abzuhandeln, um über den historischen Charakter des Wortes Rheinlande einigen Aufschluß zu gewinnen.

Die rheinische Ostgrenze beruht nun freilich nicht mehr auf Tatsachen der römischen Herrschaftsgeschichte; sie ist aber doch fast ebenso alt; denn es ist die alte Grenze zwischen Sachsen und Franken. Wir wissen über ihre Entstehung nichts Sicheres. Es ist aber wahrscheinlich, daß sie sich etwa um die Mitte des dritten Jahrhunderts bei dem Vorstoße der Franken nach dem Westen unter dem Drucke der Sachsen als ein echtes Bewegungsprodukt, wie Friedrich Ratzel<sup>7</sup> sagen würde, gebildet hat, sicher aber nicht als eine Grenzlinie, sondern als eine Grenzfläche mit ausgedehnten Wüstungen, wie sie die römischen Schriftsteller an anderen Orten schildern. Im Verduner Verträge von 843<sup>8</sup> tritt diese Grenze deutlich in die Erscheinung: zwischen dem Ostreiche Ludwigs des Deutschen und dem Mittelreiche Lothars. Wäre diese Ostgrenze ein künstliches diplomatisches Gebilde gewesen, so müßten wir sie in der Folgezeit wieder verschwinden sehen. Sie

- 
- 6 *Hashagen* bezieht sich hier auf den Aufsatz von *Schoop, August*: Die römische Besiedlung des Kreises Düren. - In: Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins 27 (1905), S. 129–172, als Beilage die Karte »Römische Besiedlung des Kreises Düren von H. Hoffmann und Dr. A. Schoop«. Zu *August Schoop* (1858–1932) vgl. *Jaeger, Achim*: Ein Passepartout für Düren. Der Gymnasiallehrer und Historiker Professor Dr. August Schoop. - In: Jahrbuch des Kreises Düren 2014, S. 91–106; Fortsetzung: Jahrbuch des Kreises Düren 2015, S. 133–154.
- 7 *Friedrich Ratzel* (1844–1904) war wohl die zentrale Persönlichkeit für die Herausbildung einer »Politischen Geographie« in Deutschland. Zur Bedeutung der »Grenzen« in seiner Sicht vgl. *Friedrich Ratzel*: Politische Geographie, München u. Leipzig 1897, S. 447–528 (6. Abschnitt: Die Grenzen), *Ratzel* sah hier die Grenze immer als Produkt von Bewegung. Zu seinem Konzept und dessen Auswirkungen gerade für den westlichen Raum vgl. ausführlich *Müller, Thomas*: Imaginierter Westen. Das Konzept des »deutschen Westraums« im völkischen Diskurs zwischen Politischer Romantik und Nationalsozialismus. Bielefeld 2009, S. 107–125.
- 8 In diesem Vertrag wurde die Teilung des Fränkischen Reiches zwischen *Lothar I.* und seinen Brüdern *Karl dem Kahlen* und *Ludwig II.* geregelt, womit der Zerfall des Fränkischen Reiches in einen West- und einen Ostteil vorbereitet wurde.

taucht aber unter den Ottonen als Grenze zwischen den Herzogtümern Niederlothringen und Sachsen sofort wieder auf. Die Begründung des Herzogtums Lothringen und später Niederlothringens darf man als die zweite wichtige Tatsache in der Geschichte der rheinischen Grenzen ansehen; seit diesem Ereignisse, d. h. seit dem Ausgange der Karolingerzeit, erscheint das rechtsrheinische mit dem linksrheinischen Rheinland in stetiger Wechselwirkung: seit dieser Zeit schon hat das Bergische Land auch politisch seinen starken Zug nach dem Westen bekommen. Zugleich grenzt es sich gegen Westfalen offenbar deshalb so scharf ab, weil es an die Sprach- und Stammesgrenze anknüpfen kann. Diese bergische Ostgrenze, d. h. die alte tausendjährige Grenze zwischen Sachsen und Franken, zwischen Sachsen und Niederlothringen, hat bis auf den heutigen Tag alle Stürme der Zeiten überdauert. So unendlich innig gerade an dieser Ostgrenze die Beziehungen zur nicht-rheinischen Nachbarschaft, besonders auf wirtschaftlichen Gebiete, geworden sind: diese Grenze ist doch noch heute lebendig, trotz des gerade hier besonders starken Fluktuierens der Bevölkerung, trotz der ebenfalls sehr alten westfälischen Einwanderung, die bekanntlich bis weit aufs linke Ufer ihre Wirkungen äußert. Diese Grenze ist kein unhistorisches und künstliches Produkt, sondern eine Größe ehrwürdigsten Alters. Es gibt in Deutschland nur wenige Grenzen, die von altersher so festgelegt haben, wie diese. Man könnte die Grenze zwischen Sachsen und Böhmen zum Vergleiche heranziehen oder auch die Lechgrenze zwischen Bayern und Schwaben. Aber schon die letztere ist nur noch eine Stammesgrenze ohne scharfe politische Bedeutung.

Diese rheinisch-westfälische Grenze hat durch die Wiener Verträge von 1815 auch nicht etwa eine künstliche Wiederherstellung erfahren müssen. Sie hat, einzig von der kurzen französischen Zwischenherrschaft abgesehen, fast immer bestanden. Man entdeckt sie auch leicht zwischen den kleineren mittelalterlichen und späteren Territorien, was um so bemerkenswerter ist, als diese Grenze fast gar keine natürlichen Stützpunkte hat, wie Wasserscheiden, Pässe oder auch nur einen Flußlauf. Auf ihr im wesentlichen, wobei kleinere Grenzverschiebungen außer Betracht bleiben dürfen, stoßen jahrhundertlang die rheinischen Herzogtümer Kleve und Berg mit dem westfälischen Bistum Münster und der Grafschaft Mark aneinander.

Bei den andern Grenzen der heutigen Rheinprovinz läßt sich zwar der Beweis ihres beträchtlichen Alters und einer beträchtlichen Stabilität nicht mit derselben Deutlichkeit führen, wie in dem eben beleuchteten Falle. Aber eine genauere Nachforschung kann auch an ihnen allerlei historisches Gut zutage fördern.

Weder der Westerwald, noch die Rheingrenze oberhalb Koblenz haben dauernd festgelegt. Im Mittelalter gehört St. Goar zur Grafschaft Katzenellenbogen, und anderseits hat Napoleon später an derselben Stelle das rechtsrheinische St. Goarshausen seinem Reiche einverleibt. Und doch hat der heutige Verlauf der Provinzgrenze auch hier zweifellos insofern eine tiefere historische Berechtigung, als er fast nirgends alten nassauischen Besitz mit einschließt. Historisch-geographisch ausgedeutet, darf das Wort »rheinisch« in dieser Gegend mit »nicht-nassauisch« übersetzt werden.

Auch im Westen hat man zunächst den Eindruck, daß die heutige Grenze mit den historischen Territorien sehr willkürlich schalte. Nach der Reihe zerschneidet sie von Norden nach Süden althistorische Herzogtümer mit einer reichen Geschichte und einem guten europäischen Namen: Geldern, Limburg, Luxemburg. Große Teile der Eifel, besonders Bitburg und St. Vith, sind altluxemburgisches Erbe. Das alte Herzogtum Limburg reicht weit hinüber über die heutige Westgrenze bis vor die Tore von Aachen. Sein äußerster östlicher Vorposten ist das Gebiet von Raeren mit einer Dorfkultur, die sich noch heute von den östlicher gelegenen ehemals Jülichschen Tälern bemerkenswert abhebt. Ähnliches gilt endlich im Norden von Geldern.

Trotz dieser gründlichen Zerstörung der alten politischen Grenzen können wir aber auch nach Westen hin den Begriff »rheinisch« historisch-topographisch ziemlich sicher feststellen, und zwar mit Hilfe der Sprachgrenze, die, soviel wir sagen können, gegenüber allen sonstigen historischen Veränderungen eine erstaunliche Widerstandskraft bewiesen hat. Die gleich südlich von Aachen beginnende deutsch-belgische Grenze z.B. ist im wesentlichen auch die Grenze zwischen mittelfränkischem und wallonischem Sprachgebiet, und zwar nicht erst seit gestern, sondern seit Jahrhunderten. Die bekannten Ausnahmen: das Übergreifen germanischer Dialekte auf die nordöstlichen Gemeinden des Königreichs Belgien und der Wallonen auf den zur Rheinprovinz gehörigen Teil der alten Reichsabtei Malmedy kann an der allgemeinen Richtigkeit der Beobachtung nichts ändern.

An der Südgrenze der Rheinprovinz scheinen wir dagegen mit solchen Ableitungen vollständig zu scheitern. Denn wir können uns hier weder auf politische oder verwaltungspolitische, noch auf deutliche dialektische Scheidungen berufen. Und doch ist es auch wieder nicht so, daß sich die moderne Linie an die Stelle einer ganz anders verlaufenen historischen Linie gesetzt hat. Sie hat vielmehr weiter nichts getan, als die gänzlich verworrenen Verhältnisse der älteren Zeit in eine gewisse feste Ordnung gebracht, die dann notwendig willkürlich ausfallen muss. Es hat hier nämlich auch in historischer Zeit niemals eine feste Grenzlinie gegeben, sondern nur eine Grenzfläche. Diese Grenzfläche ist der Hunsrück. In prähistorischer Zeit ist er vermutlich noch garnicht besiedelt gewesen. In historischer Zeit hat er naturgemäß weit mehr, als das Flußtal oder die Ebene, die Kleinstaaterei begünstigt: ein unentwirrbares Gemengsel reichsunmittelbarer, nassauischer und pfälzischer Ländchen bedeckt ihn von einem Ende bis zum andern. Wie überall, so ist auch hier das unwegsame Gebirge der natürliche Feind einer kompakteren Staatsbildung. Nur in einer Gegend mit ähnlichen geographischen Bedingungen, nämlich von Manderscheid bis Schleiden in der Eifel, ist es auf dem Boden der heutigen Provinz zu einer so erstaunlichen Gebietssplitterung gekommen. Was den Hunsrück betrifft, so ist es historisch nicht zu entscheiden, ob man ihn zum Rheinlande rechnen soll oder nicht. An dieser Stelle ist es kaum möglich, über den Begriff »rheinisch« historisch zur Klarheit zu gelangen.

Im übrigen aber hat diese kurze Grenzbeschreibung doch gelehrt, daß an den beiden wichtigsten Seiten, nämlich im Osten und im Westen, uralte, sei es politische, sei es sprachliche, sei es stammesgeschichtliche, Erscheinungen Wache hal-

ten. Schon mit Rücksicht auf ihre Grenzen darf die Rheinprovinz auch einmal als historischer Begriff verwertet werden.

Aber auch im Innern dieses Gebietes fehlt es vor den großen Einigern, den Franzosen, nicht ganz an einfachen topographischen Gruppierungen, aus denen man allein schon, wobei hier alle andern Verbindungslinien absichtlich unerwähnt bleiben, auf eine größere Zusammengehörigkeit zwischen einzelnen Gliedern schließen muß. Die rheinischen weltlichen und geistlichen Großstaaten, wenn wir diesen Ausdruck wählen dürfen, haben, obwohl sie auf außerrheinische Erwerbungen keineswegs verzichten, ihren Schwerpunkt doch sämtlich auf dem Boden der heutigen Provinz. Am ausschließlichen gilt das von dem seit 1423 vereinigten Jülich-Berg, das dann 1511 zu dem für die damalige Zeit imponierenden Staate Jülich-Berg-Cleve-Mark<sup>9</sup> erweitert wird. Der westfälische Bestandteil tritt hier von den rheinischen stark zurück. Die Tatsache ist nicht so leicht vergessen worden, daß der größte Teil der niederrheinischen Ebene lange Zeit unter einem eingesessenen Herrscher geeint gewesen ist. Die beiden größten geistlichen Staaten, Köln und Trier, haben stärker über die heutigen Grenzen hinausgegriffen. Das Sauerland gehört zu Kurköln, ein großes Stück des Lahn- und Westerwaldgebietes außerhalb der heutigen Provinz zu Kurtrier. Aber man hat nie das Gefühl dafür verloren, daß es sich auch hier um peripherische<sup>10</sup> Glieder des »Gesamtstaates« handelt. Und selbst Kurmainz, das so entlegene Exklaven wie Aschaffenburg, Erfurt und das Eichsfeld besitzt, hat sich doch stets als rheinischer Teilstaat in ganz besonderem Sinne verhalten. Die rheinische Geschichte unter dem Alten Reiche ist im wesentlichen doch die Geschichte dieser Territorien und der weiteren auf dem heutigen Provinzboden zu findenden Reichsstädte und sonstigen reichsfreien Gebiete, während man von einer älteren Geschichte der Provinz Sachsen etwa in diesem Sinne nie würde sprechen können. Wenigstens gewisse größere Gruppen läßt dieser summarische Überblick doch erkennen, die eine einigende Kraft ausgeübt und zwar in dem oben geschilderten rheinischen Bereiche vornehmlich ausgeübt haben.

Das ist um so eher möglich gewesen, als gerade der Rhein selbst schon in früheren Jahrhunderten viel mehr verbindend als trennend wirkt und die Funktion einer unüberschreitbaren Grenze in älterer Zeit jedenfalls niemals und an keiner Stelle dauernd hat übernehmen wollen, aus dem einfachen Grunde nicht, weil die Verkehrsbedeutung des Rheines jene Funktion fortwährend stark behindert. Es ist sehr bemerkenswert, daß die politischen Grenzen sich an keiner Stelle durch den Strom dauernd festgelegt fühlen. Überall sehen wir vielmehr die einzelnen Herrscher den Strom überschreiten. Schon 1380 werden Jülich und Berg durch Heirat dynastisch verbunden. 1423 erfolgt ihre vollständige Vereinigung, die von

---

9 Dynastisch wurde der neue Länderverbund erst 1521 vollzogen, als die beiden Ländergruppen Jülich, Berg und Ravensberg sowie Kleve und Mark unter Herzog *Johann III.* zusammengefasst wurden. Vgl. zuletzt *Finger, Heinz*: Ein nordrhein-westfälischer Länderverbund in der frühen Neuzeit. Köln 2020, S. 25-26.

10 *Ratzel* interpretierte die Grenze in seiner »*Politischen Geographie*« als »*peripherisches Organ*«, vgl. *Müller* (Anm. 7), S. 113ff.

der Personalunion sehr bald zur Realunion hinüberführt. Die bergische Grenze ferner gegen das linksrheinische Kurköln ist keineswegs mit dem Rheine identisch. Beide Staaten haben vielmehr das ausgesprochene Bestreben, aus verkehrspolitischen Gründen förmliche Brückenköpfe auf der andern Seite des Stromes in ihre Gewalt zu bringen. Dem Kurfürsten von Köln ist das z. B. bei Deutz, Beuel, Königswinter, Unkel und Linz gelungen. Ähnlich ist das Auftreten des Bergischen Wappens auf dem linken Ufer, z.B. in Dormagen und Rodenkirchen, zu beurteilen. Indem Honnef zu Berg, Remagen zu Jülich gerechnet wird, erhält der spätere Einheitsstaat an dieser Stelle gerade auf dem Rheine und durch den Rhein die notwendige Verbindung. Nicht minder treffen wir das Kurfürstentum Mainz fast zu gleichen Teilen zu beiden Seiten des Stromes.

Das sind naheliegende Tatsachen der historischen Topographie, von denen aber die Doktrinäre der französischen Revolution, als sie die unglückliche Lehre von den limites naturelles<sup>11</sup> als neue Offenbarung mit so vielem Pathos verkündeten und mit so vieler Energie durchführten, natürlich nichts gewußt haben. Sie haben im Lüneviller Frieden vom 9. Februar 1801 »le Thalweg du Rhin«<sup>12</sup> als Grenze der französischen Republik bezeichnen lassen und diese Grenze durch die Douane<sup>13</sup> dann bekanntlich noch außerordentlich peinlich verschärft. Aber der Widerstand dagegen ist auch niemals ganz zur Ruhe gekommen. Wir lesen in einer »Nachricht und Warnung an die Deutschen jenseits des Rheins«, die Ende Oktober 1795 im Bergischen Lande verbreitet wird,<sup>14</sup> über den Feind im Westen die bezeichnenden Worte: »Nimmermehr solle es ihm gelingen, uns durch den Rhein zu trennen, noch einen Teil unseres Vaterlandes seinem verworfenen Lande einzuverleiben.« Und wenn *Ernst Moritz Arndt* später seine berühmten Sätze<sup>15</sup> schrieb über »den Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands

11 Das schon längere Zeit verwendete Konzept der »natürlichen Grenzen« Frankreichs wurde in der Zeit der Französischen Revolution politisch zugespitzt. *Georges Danton* etwa formulierte das Konzept in seiner Rede in Nationalkonvent am 31. Januar 1793 so: »Die Grenzen Frankreichs sind durch die Natur gegeben, wir erreichen sie an vier Ecken des Horizonts, am Ufer des Rheins, an den Ufern des Ozeans, in den Pyrenäen und Alpen.« Vgl. *Smets, Josef*: Le Rhin, frontière naturelle de la France. Genèse d'une idée à l'époque révolutionnaire, 1789–1799. – In: *Annales historiques de la Révolution française*, Nr. 314 (1998), S. 675–698.

12 Friede von Lunéville vom 9. Februar 1801 zwischen Frankreich und Österreich. In Artikel 6 heißt es: »Kaiser und Reich willigen in die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich ein, so daß der Talweg des Rheins von dem Ausfluß dieses Stromes aus der Schweiz bis zu seinem Eintritt in Holland von nun an die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland bildet.« Zitiert nach: *Rönnefarth, Helmuth* [Bearb.]: Konferenzen und Verträge. Vertrags-Ploetz, Teil II: 1493–1952. Bielefeld 1953, S. 95f.

13 Der Rhein wurde eben auch zur Zollgrenze zwischen dem Empire und »Deutschland«.

14 Abdruck des kämpferischen anonymen Textes in Auszügen in *Hansen, Joseph* [Hrsg.]: Quellen zur Geschichte des Rheinlandes im Zeitalter der Französischen Revolution 1780–1801, Bd. III. – Bonn 1935, ND Düsseldorf 2004, S. 683f. Dieser Text wurde auch überregional rezipiert. Vgl. etwa den Abdruck in: *Augsburgische Ordinari Postzeitung*, Nr. 268 vom 9. November 1795.

15 Die vielzitierte Flugschrift *Ernst Moritz Arndts* erschien im November 1813 in Leipzig unter dem Titel »Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze«.

Grenze«, so wissen wir jetzt, daß wir überall statt Deutschland mit noch größerem Rechte das Rheinland einsetzen können.

So hat der Begriff »Rheinlande« und das von ihm mit Vorliebe abgeleitete Wort »rheinisch« doch tiefere historische Gründe, als es im ersten Augenblicke scheinen könnte. Schon in älterer Zeit gibt es »Grenzen« der Rheinlande, die sich mit den gegenwärtigen innig berühren. Auch elementare Tatsachen der inneren rheinischen Staatenkunde rechtfertigen die Anwendung des Wortes »rheinisch« schon für eine Zeit, da es noch keine formelle Rheinprovinz gab.

Das Bewußtsein freilich dieser Zusammengehörigkeit und dieses Gegensatzes gegen die Nachbarn ist erst sehr spät deutlich hervorgetreten. Erst die Franzosen haben, indem sie die vier rheinischen Departments zu einer besonderen Verwaltungseinheit zusammenschließen, allmählich etwas wie ein rheinisches Gesamtbewußtsein hervorgerufen. Besonders kräftig hat sich diese Stimmung dann später in »Rheinpreußen«<sup>16</sup> im Gegensatze zum Altpreußentum entwickelt. Sie ist auch heute eine Macht im Leben der öffentlichen Meinung: trotz ihrer verhältnismäßig späten Entstehung kein künstliches Produkt, wie man sieht, sondern der geistige Reflex uralter und fast unabänderlicher Naturerscheinungen. Die Bäume, die die moderne Verwaltungseinheit der Rheinprovinz umschatten, sind älter, als diese selbst. Wir möchten sie für die Silhouette nicht missen. Von Jahrhundert zu Jahrhundert haben sie neue Wurzeln und Zweige getrieben. Auch die modernsten Veränderungsprozesse vermögen sie in ihrer bodenständigen Vollkraft nicht zu erschüttern.

---

16 Der Begriff »*Rheinpreußen*« war auch nach der Jahrhundertwende durchaus noch üblich: Im 1908 aktuellsten deutschen Konversationslexikon lautet der entsprechende Eintrag »*Rheinprovinz (Rheinland, Rheinpreußen)*«, vgl. *Meyers Großes Konversations-Lexikon*. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage, 16. Bd., Leipzig u. Wien 1907, S. 868–870.





Jürgen Lafrenz

## Die initiale Stadtplanung von Friedrichstadt an der Eider von 1621 bis 1623 im Spannungsfeld zwischen politischer Souveränität und privilegierter Legitimität<sup>1</sup>

Mit 5 Abbildungen

### 1 Problemstellung

Friedrichstadt nahe der Westküste von Schleswig-Holstein wurde durch merkantilistische Ambitionen des gottorfischen Landesherrn, unter Ansiedlung von Exulanten verschiedener Provenienz, als multireligiöse Freistätte ins Leben gerufen. Eine integrative Aufgabe der Siedlungsnahme war die städtebauliche Projektion der neuen Stadt. Das entsprechende Planwerk kam an der Schnittstelle zwischen politischer Souveränität der Herrschaft und privilegierter Legitimität erster Immigranten zustande. Es gilt das vielfältige Bestreben um die Entstehung der Exulantenstadt im Zeitabschnitt von 1621–1623 aufzuzeigen, dabei insbesondere die zähen Siedlungsanfänge und den mehrphasigen Ablauf der städtischen Planung unter Mitwirken anfänglicher Bauinteressenten bei der initialen Durchgestaltung der neuen Stadt herauszustellen. Die gegründeten Städte der Frühen Neuzeit wirken in ihren rationalen Grundrissen durchweg als einheitliche Plananlagen »aus einem Guss«, so dass die Frage nach sukzessiven Planungsprozessen gar nicht ins Visier genommen worden ist. Die Untersuchung zum anfänglichen Planungsgeschehen von Friedrichstadt wird hingegen eine mehrfache Projektion sowie nachträgliche Eingriffe in eine schon eingeleitete Erschließung zu erkennen geben. Ein derartiges Stadtmanagement, das eine vergleichbare offene Planung unter der Partizipation von Betroffenen tätigt, ist über die Zeit hinweg als progressiv zu werten.

Die Studie ist zweigliedrig aufgebaut. Im einführenden Teil werden die historischen Determinanten der Siedlungsnahme angerissen, im zentralen Teil wird eine mikrohistorische Untersuchung zu den Anfängen von Friedrichstadt das Werden der Planungen und deren selektive Umsetzungen unter der wechselseitigen Einflussnahme der Beteiligten hervorkehren.

---

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 45. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Kiel, 19.–22. September 2018) gehalten wurde.

## 2 Implikationen zur Aufnahme von Exulanten in Nordelbingen

Die marine Expansion der internationalen Schifffahrt im Zuge der Frühen Neuzeit führte an der deutschen Nordseeküste nicht nur zum starken Ausbau weniger mittelalterlicher Hafenstädte, sondern auch zur Gründung neuer Hafenorte, mit unterschiedlichen Erfolgen. Der wichtigste Impuls für das örtliche Wachstum von Küstenstädten war, eine hinreichende Bevölkerung auf sich zu ziehen. Dieser Ambition kamen latente Ströme konfessioneller Migranten entgegen, die durchweg in ihrer Religion gegenüber den lutherischen Territorien differierten.

Der letztlich neuralgische Punkt der dauerhaften Aufnahme und Integration solcher Immigranten war die eigenständige Ausübung der abweichenden Konfession. Die Reformation hatte in Mitteleuropa, spätestens mit dem Augsburger Religionsfrieden 1555, eine einheitliche Fixierung der jeweiligen Herrschaftsbereiche auf eine einzige christliche Konfession nach sich gezogen, was aber zunächst nur die alternative Akzeptanz der katholischen oder der lutherischen, erst nach dem Westfälischen Frieden auch der calvinistischen Religion bedeutete, sonst keiner anderen Glaubensgruppe. Die Landesherren nahmen die letztgültige Entscheidung über die Zulassung und Modalitäten von Exulanten abweichender Bekenntnisse für sich in Anspruch.

Die Ansiedlung löste mannigfaltige Konfliktfelder der Exklusion und Inklusion aus. Die konfessionelle Migration rückte in das Spannungsverhältnis zwischen wirtschaftlich motiviertem Zuwachs der Bevölkerung und religiöser Einheitlichkeit der jeweiligen Stadt. Die bestimmenden Faktoren für die Aufnahme der Immigranten waren die politischen und ökonomischen Verhältnisse vor Ort, ihre soziale und wirtschaftliche Zusammensetzung sowie der Wagemut der Obrigkeit, mit deren letztgültiger Entscheidung über die Akzeptanz der betreffenden Religion.

Progressive Kreise, insbesondere Vertreter der Wirtschaft, zeigten durchaus Bereitschaft diverse Exulanten aufzunehmen, nicht nur um die Bevölkerung anwachsen zu lassen, sondern auch um Innovationsschübe der heimischen Wirtschaft ins Kalkül zu bringen. Ein Zugewinn durch Immigranten sollte internationale Verbindungen zum weltweiten Handel und zu modernen Fertigkeiten der Manufaktur erschließen.

Die Probleme, die sich durch die Aufnahme von Flüchtlingen ergaben, waren von Ort zu Ort verschieden. Die Ansiedlung in etablierten lutherischen Städten sollte durchaus mit vielerlei Einschränkungen verbunden sein. Es war umstritten, Fremde nicht ortseigener Religion anzusetzen. Die widersprechende lutherische Geistlichkeit bereitete viele Probleme. Ging es ihr doch um die konfessionelle Glaubenseinheit ihrer Kommunen, die durch den Dissens mit anderen Bekenntnissen bedroht würde, die Zünfte wollten nicht ihre Vorrechte schwächen und die im Niedergang stehende Hanse mochte neuen kaufmännischen Aktionsfeldern der Exulanten nur mit Einschränkungen zustimmen. Es muss auch beachtet werden, dass gerade die einfache Bevölkerung nach dem Durchschlagen der Reformation nicht auf Glaubensfremde eingestimmt war.

Die Integration von Exulanten war in den Territorialstaaten durch Gründung neuer Städte geradliniger zu bewältigen. Es war kaum Rücksicht auf vorgegebene Strukturen zu nehmen und mögliche Kontroversen mit Einheimischen waren dadurch vermeidbar. Der jeweilige Landesherr konnte den religiösen Bedürfnissen der Exulanten nachkommen und ihnen mannigfache Rechte und ökonomische Entfaltungsmöglichkeiten zugestehen.

Das probate Ansinnen eine religiöse Freistätte zu etablieren wurde in drei nordelbischen Territorien angegangen, seit 1601 mit dem Ausbau von Altona, bis dato einer noch wenig bedeutenden Fischer- und Handwerkersiedlung in der schauenburgischen Grafschaft Pinneberg, seit 1616 im Zusammenhang mit dem Bau der Festung von Glückstadt an der Niederelbe im dänisch bestimmten Machtbereich, und letztlich seit 1621 mit der Plananlage von Friedrichstadt unter der gottorfischen Herrschaft.<sup>2</sup>

Die Grundlage der Politik bildete die Okkasion, ein Potential von Glaubensflüchtlingen heranzuziehen. Die Ansiedlungen profitierten seit den letzten Dezennien des 16. Jahrhunderts von aktuellen Migrationswellen einkommender Exulanten, die durch die Gegenreformation in westeuropäischen Staaten hervorgerufen wurden. Die Gelegenheiten wandelten sich in späteren Jahren als jene Migrantenströme nachließen und neue Bewohner immer schwieriger zu gewinnen waren, mitunter nur durch weitgehende Zugeständnisse, die sogar die städtebaulichen Modalitäten der neuen Städte betrafen.

### 3 Modellstudie zum Siedlungsbeginn von Friedrichstadt

Die Anfänge von Friedrichstadt, das aus merkantilischer Motivation heraus initiiert wurde, waren insofern besonders schwierig als sich das erste Ansetzen von Exulanten nur im minderen Maße aus politischem Druck in den Heimatgemeinden heraus entwickelte. Die Aufsiedlung war mehrfach zu aktivieren, wobei die einkommenden Migranten in vielfältiger Weise mit Privilegien zu versehen, auch mannigfache Starthilfen zu leisten waren, der Herrscher aber auch die internationale Einbindung seiner Ambitionen in Betracht ziehen musste.

#### 3.1 Das mühsame Werben um die Remonstranten als initiale Siedler für die neue Hafenstadt an der Eider

Friedrichstadt verdankt seine Entstehung den Plänen *Friedrich III.*, der im Jahre 1616 als Herrscher des gottorfischen Anteils der Herzogtümer Schleswig und Holstein im Alter von 18 Jahren ohne Wahl der Stände an die Regierung kam

---

<sup>2</sup> Friedrichstadt gehört zu den Stadtgründungen des frühen 17. Jahrhunderts, deren Anlage auf holländischen Einfluss zurückgeht. Es zählen in Europa dazu Gotenburg (Göteborg), in Übersee die Stützpunkte der West- und Ostindischen Kompanie, Batavia (Djakarta) und Nieuw Amsterdam (New York), an der südamerikanischen Ostküste Mauritzstad, der Hauptstadt von Niederländisch-Brasilien.

(Abb. 1). Der sehr junge Herzog setzte in merkantiler Intention darauf, eine wirksame Hafenstadt mit kurzer Verbindung zur Nordsee zu schaffen, wobei er von Anbeginn ein latentes Potenzial von Exulanten avisierte, die in ihrer niederländischen Heimat in eine schwierige Situation geraten waren.

Die Hoffnungen in die Hafenstadt gründeten sich im Initialstadium auf äußeren und inneren Bedrängnissen in der politisch nicht konsolidierten Republik der Vereinigten Niederlande.

1. Äußere Konflikte standen dadurch bevor, dass mit Spanien ein fünfzehnjähriger Waffenstillstand bis 1621 befristet und damit der begehrte Handel mit iberischen Staaten einschließlich ihrer Kolonien neuerlich einzustellen war.
2. Innere Spannungen ergaben sich zum einen durch eine unklare Gewaltenteilung zwischen Statthalter und Generalstaaten, zum anderen waren die Calvinisten untereinander in theologischen Streit geraten. Der Anstoß dafür waren religiöse Grundsätze, die 1610 der Vordenker *Arminius* in der Bekenntnisschrift der »*Remonstratie*« vorgetragen hatte. In der Konfrontation setzte der Statthalter der Vereinigten Provinzen, Prinz *Moritz von Oranien* (1584–1625) auf die dogmatischen Calvinisten, die Generalstaaten engagierten sich, wenn auch nur mittelbar, für die freisinnigen »*Arminianer*«.



Abb. 1: Herzog Friedrich III., Herzog von Schleswig-Holstein-Gottorf  
Quelle: Foto J. Lafrenz nach  
anonymem Gemälde

Der Statthalter vermochte 1618 die mit dem Religionsstreit verbundene Machtfrage im Sinne der zur Zentralisierung neigenden Partei zu entscheiden und richtete sich so zugleich gegen die Anhänger der »*Remonstratie*«, mit der Folge von Amtsenthebungen, wenn nicht gar Verhaftungen von politischen Persönlichkeiten. *Moritz* ließ überdies vom 13. November 1618 bis zum 8. Mai 1619 in Dordrecht eine nationale Synode der reformierten Kirche einberufen. Sie führte dazu, dass die Schrift der »*Remonstratie*« verworfen wurde, darauf ausgerichtete Prediger ihrer Funktion verlustig gingen und exponierte Vertreter in die Verbannung kamen. Es flüchteten etliche Geistliche nach Antwerpen, wo sie als eigenständige Religionsgemeinschaft die »*remonstrantse broederschap*« deklarierten und die kirchliche Organisation einem selbstbewussten Direktorium anvertrauten. Die Ausweisung von Remonstranten aus den Generalstaaten wurde bald nicht sehr streng gehandhabt, so dass die Direktoren sich vom Exil aus auf den



Abb. 2: Willem van de Hove, Heer van Wedde  
Quelle: Kupferstich von Willem Jacobszoon nach dem Gemälde von Janszoon van Mierevelt, 1619

Erhalt heimatlicher Gemeinden einstellten.

Frühe Kenntnisse über die Situation in den Niederlanden der Utrechter Union bekam *Friedrich III.* durch den geflohenen Ratspensionär von Haarlem, *Johan de Haen*, der 1618 in das gottorfische Herzogtum wechselte. Der niederländische Kaufmann *Willem* [*van de Hove*, Heer] *de Wedde* (\*1568 Amsterdam – †1647 Alkmaar) (Abb. 2), auf der Suche nach Möglichkeiten groß angelegter und gewinnträchtiger Wirtschaftsprojekte, folgte und wurde sogleich entscheidender Agitator für die neue Hafenstadt an der Untereider.

*Friedrich III.* unterzeichnete Ende September 1619 einen holländisch abgefassten 1. Octroi,<sup>3</sup> mit dem für die Stadt an der Eider erworben werden sollte. Der Herzog folgte dabei Vorschlägen des niederländischen Kaufherrn. Da es von vornherein schwierig sein würde, eine hinreichende Anzahl der Remonstranten

zu gewinnen, verstand es *Willem van Wedde* dem Herzog ungewöhnlich weitgehende Zusagen zuzumuten, wie sie Exulanten jener Zeit kaum entgegenkamen. Wenn auch 1620 eine verbesserte 2. Fassung des Octroi<sup>4</sup> publik wurde, war der Zuspruch noch nicht hinreichend.

Der Unternehmer und auch der Herzog wandten sich schließlich an die Direktoren der *broederschap*, die sich im Oktober 1619 eine eigenständige Kirchenverfassung gegeben hatte, um Remonstranten zu ermutigen, in die vorgesehene Stadt zu ziehen. *Friedrich III.* offerierte sogar, das Direktorium möge seinen Sitz von der Schelde an die Eider verlegen. Die Direktoren zogen die Verhandlungen hinaus, blieben aber selbst abgeneigt, ihren Sitz im bisherigen Exil aufzugeben. Sie bemühten sich mehr um ihre heimatlichen, wenn auch noch unterdrückten Gemeinden, und gaben, letztlich aus dem Ermessen heraus, im neutralen Land

3 [1] Octroi vom 27. September 1619 mit Erweiterung vom 24. November 1619. – In: LASH [Schleswig-Holsteinisches Landesarchiv] 7/5499 fol. 17–27; deutsche Übersetzung in: *Schnoor* 1976, S. 170–176.

4 [2.] Octroi von 21. Oktober 1620. – In: LASH 7/5499 fol. 40–45; deutsche Übersetzung in: *Schnoor* 1976, S. 179–186.

eine Rückzugswarte zu wissen, halbherzig ihr Einverständnis für individuelle Übersiedlungen.<sup>5</sup>

Als offensichtlich wurde, dass die remonstrantischen Direktoren merklich zögerten setzten *Friedrich III.* und seine Vertrauensleute ihre Bemühungen um die intendierte Stadt ohne sie fort. Die rechtlichen Grundlagen der Siedlungsnahme der Remonstranten bildeten die Privilegien, wie sie im (1. und dann im) 2. Octroi fixiert worden waren. Sie umfassten ein breites Spektrum. Die Remonstranten konnten nicht nur ihre Religion in der Stadt *publicum exercitium* ausüben, mithin in Abstimmung mit dem Herzog ein eigenes Stadtrecht schaffen, sondern auch wollte *Friedrich III.* ihnen die alleinige Regierungsgewalt der neuen Stadt übertragen, deren innere Organisation sie in einer Weise zu lenken vermochten, wie es ihrem Bekenntnis entgegenkam. Die Planung und Errichtung der Stadt unterlagen ihrer direkten Einflussnahme, die sie in eigener Tradition nach »holländischer Manier« gestalten könnten.

Die Remonstranten, die nach Friedrichstadt zogen, kamen letztlich nur in kleiner Zahl infolge politischer oder religiöser Motivationen, etliche waren wirtschaftliche Spekulanten, insbesondere jene, die auf einen neutralen Warenaumschlagplatz setzten. Nach anfänglichem Zögern erschienen mehr, doch ließ schon nach wenigen Jahren das Interesse nach. Der Zustrom nach Friedrichstadt versiegte alsbald nach dem Regierungsantritt des toleranten Statthalters *Friedrich Heinrich von Oranien* (1625–1647), unter dem die Restriktionen gegenüber den Remonstranten in den Generalstaaten wenig auffällig zurückgingen.

Bei den Verhandlungen mit dem Herzog hatten sich die Bevollmächtigten der *broederschap*, wie schon zuvor *Willem van Wedde*, dafür eingesetzt, auch den Mennoniten das Recht zur Ansiedlung in Friedrichstadt mit freier Religionsausübung einzuräumen. Um seine Pläne nicht zu gefährden, ließ der Herzog schon im Mai 1622 signalisieren, dass die Anhänger des *Menno Simons* geduldet werden. In der Erweiterung des 2. Octroi steht: *In dieser Stadt sind nicht nur die von der Augsburgischen Religion, sondern auch die Mennoniten zugelassen, um dort nicht nur zu wohnen, sondern auch ihren Glauben frei, ungehindert und gleichberechtigt mit allen anderen Einwohnern öffentlich zu bekennen, auszuüben und zu pflegen.*<sup>6</sup> Es sind mit der offiziellen Siedlungsnahme so drei Konfessionen vertreten, die Remonstranten nahmen eine Sonderstellung ein, da ihnen die künftige Regierung der Stadt obliegen sollte.

### 3.2 Projektionen zur Stadtanlage auf dem Seebüll

Der Landesherr kam den Remonstranten dadurch entgegen, dass sie letztlich den Standort für die neue Stadt festlegen durften, wie es in der Erweiterung zum

---

5 Für die Verhandlungen mit der *remonstrantse broederschap* siehe insbesondere: *Sutter* (1982) in der Übersetzung von *Heike Norden*, S. 66–68; *Wöhler* 2013.

6 Zitat nach: Protokollbuch des worthaltenden Bürgermeisters, »*Van de vryheid der Menisten ofte Dopsgesinden*«. – ARgF [Archiv Remonstrantengemeinde Friedrichstadt] 17; Text bei *Schnoor* 1976, S. 48; Privileg für die Mennoniten vom 13. Februar 1623 mit Erweiterung vom 22. August 1625. – In: LASH 7/5517 fol. 36–37, Text in *Schnoor* 1976, S. 187–189.

1. Octroi (Art. 3) heißt: »*Obwohl wir meinen, dass eine gute Lage für die Stadt ausgesucht worden wäre, wollen wir uns dennoch zu dem Zeitpunkt der Verteilung [der Grundstücke], auf entsprechenden Wunsch der ehrenwertesten und vermögendsten Interessenten dazu bereiterklären, einen besser gelegenen Ort in Unserem Gebiet anzuweisen.*«<sup>7</sup> Ein solches Angebot wäre sicherlich kurzfristig kaum praktikabel gewesen. Es wurde auch nicht aufgegriffen.

*Willem van Wedde* sichtete schon sehr früh den gewählten Standort in der Seemarsch, der infolge wasserbautechnischer Eingriffe die Qualitäten für eine Hafenstadt zu erkennen gab. Wenige Kilometer östlich der fixierten Ortslage setzt die altdiluviale Geestinsel Stapelholm ein und trennt die meeresfernen Niederungen von Treene und Eider. Im Jahre 1570 war die Treene nahe ihrer Einmündung in die Eider durch einen Damm, das Neuwerk, unterbrochen worden. Die Ableitung zur Eider erfolgte über Sielzüge mit regulierenden Schleusen im Neuwerk-Deich. Die Stadt war auf dem Terrain zwischen den beiden sich gabelnden Sielzügen einzuplanen. Das hochwasserfreie Gelände des (Oster-)Seebüll bot sich als geeignetes Siedlungsareal an. Der Binnenhafen und der Außenhafen waren im westlichen der Sielzüge einzurichten. Die Eider war abwärts zum Ästuar hin mit Schiffen von über 100 Lasten zu befahren, bis nach Rendsburg konnten 12 Lasten befördert werden, auf der Treene war ein lokaler Binnenverkehr möglich. Der Zugang vom Meer her war einfach zu sichern, da ein Sandrücken die Fahrrinne der Eider eine Viertelmeile oberhalb von Tönning auf die Hälfte verringerte.

Nach zweimaliger Annullierung eines Termins zur offiziellen Stadtgründung und nachdem auch noch der 1. August 1621 als weiteres Datum verstrichen war, setzte *Friedrich III.*, um ein Zeichen zu geben, in vorgezogener Maßnahme *Willem van Wedde* als einzigen Bauherrn auf dem Seebüll an, auch erhielt dieser die Konzession für eine Salzgewinnungsanlage auf dem Eiland inmitten des Wester-Sielzuges. Der Grundstein für das erste Haus der Stadt wurde am 21. September 1621 im Südwesten der späteren Plananlage gelegt.

Der Grundriss der Stadtanlage wurde im Zuge mehrerer Planungsvorgänge geschaffen. Die Vorstellungen zur Erschließung der Stadt reiften allmählich heran. Der 1. Octroi (Art. 9 und Art. 12) präjudizierte rechteckige Grundstücke folgender Größen:

- |          |                                 |         |
|----------|---------------------------------|---------|
| 1. Größe | 60 Fuß breit und 15 Ruthen lang | (Typ A) |
| 2. Größe | 30 Fuß breit und 15 Ruthen lang | (Typ B) |
| 3. Größe | 24 Fuß breit und 12 Ruthen lang | (Typ C) |
| 4. Größe | 20 Fuß breit und 12 Ruthen lang | (Typ D) |
| 5. Größe | 18 Fuß breit und 6 Ruthen lang  | (Typ E) |
| 6. Größe | 16 Fuß breit und 5 Ruthen lang  | (Typ F) |
- 1 Ruthe = 12 Fuß<sup>8</sup>

7 Erweiterung des 1. Octroi vom 17. November 1619: in: *Brandt 1704*, S. 139–140; *Schnoor 1976*, S. 176–178.

8 Die Relation der Maßeinheiten zueinander wird ausdrücklich im 2. Octroi, Art. 9 vorgegeben.



Die Klassifikation der Grundstücke hatte primär den organisatorisch-fiskalischen Zweck, das Antrittsgeld und die erste Umlage für die gemeinen Werke auszuweisen. Es waren mit den normierten Grundstücken auch schon vage Planungsmaximen vorweggenommen. Ein städtischer Grundrissplan war unter der Vorgabe zu konstruieren, dass sich die rechteckigen Parzellen abgestufter Größe in die Figuration von Baublöcken durchpausten.

Wenn schon nicht im Herbst 1621, so doch spätestens im Frühjahr 1622 mühte sich *Friedrich III.*, die Siedlungsnahme weiter zu aktivieren. Der Herzog imitierte organisatorische Ansätze und sachliche Vorleistungen, um Erschwernisse der unmittelbaren Ansiedlung zu mindern. Er ließ an der östlichen Peripherie des Oster-Seebüll bewegliche »*Telten*« errichten, um dort für eine Zeitlang erforderliche Bauarbeiter unterbringen zu können, auch leitete er an der südlichen Westseite der nachmaligen westlichen Zentralstraße auf zunächst eigene Rechnung den Bau von zehn Häusern mittlerer Größe ein, um einen kurzfristigen Zuzug zu fördern.<sup>9</sup>

Die langhin avisierte Zusammenkunft der (ersten) Bauinteressenten auf dem Seebüll, um über die Anlage der Stadt zu beraten und die (erste) Vergabe der Grundstücke zu bewerkstelligen, war seit dem 1. Mai 1620 mehrfach verschoben worden. Die Kondition im 2. Octroi, dass sich zum Zeitpunkt der Grundstücksvergabe wenigstens 100 Siedlungswillige erklärten, Grundstücke der 1.–3. Größe zu bebauen, und wenigstens 200 Personen bereit wären, die 4.–5. Größe zu bebauen, hatte sich als illusionär erwiesen (2. Octroi, Art. 34).

Das Treffen wurde schließlich in den ersten Tagen des Mai, wahrscheinlich am Sonntag den 1. Mai 1622 vorgenommen. Der Herzog selber und lediglich zwölf weitere Bauinteressenten kamen auf dem Seebüll zusammen. Der so wichtige Termin war wohl, wenn auch nicht ganz kurzfristig nur an Insider gegangen. Ein Hinweis ging gar nach Gouda an *Pieter Trist(eijn)*, der in Vertretung seinen Sohn *Isaac* beauftragte. Es galt zu beraten, wie die Binnenfahrten und die Straßen zu planen und bauen seien, wie es die Bauinteressenten für richtig und dienlich hielten, auch die Bauherren für die gemeinnützigen Werke zu erwählen und schließlich die (erste) Ausgabe von Grundstücken vorzunehmen (2. Octroi, Art. 18).

Die Bauinteressenten bildeten eine Art Beratungs- und Beschlussversammlung in interkonfessioneller Besetzung.<sup>10</sup> Die Runde bestimmte sich außer dem Herzog und dem ebenfalls lutherischen Deichgrafen von Stapelholm *Heinrich Rautenstein* nicht nur durch Remonstranten, sondern es waren mindestens zwei Mennoniten zur Stelle.<sup>11</sup> Die Entscheidungen werden vermutlich, unter der Anwesenheit des Herrschers, im Einvernehmen getroffen worden sein.

---

9 Für die vor dem 1. Mai angesetzten Bauten siehe: *Heinrich Rautenstein*: Fabric- vnnnd Baw Register [...] 1. April–31. Dezember 1622; LASH 7/5500.

10 Das Treffen der wenigen Bauinteressenten auf dem Seebüll wird der unmittelbare Anlass gewesen sein, um nicht nur die Mennoniten zu dulden, sondern sie kurz danach für die Stadt offiziell zu privilegieren.

11 Es waren Mennoniten *Jan Berens (Barendsz)* aus Westerdijk, nach *Knottnerus* 1994, S. 39, und *Jan Cornelis(sen)* von Tönning, nach *Michelson* 2011, S. 81; ob *Willem van Wedde* zu diesem Zeitpunkt (noch?) Mennonit war, muss als offen gelten, dazu *Winter* 1961, S. 415–416.

Die Konfiguration des städtischen Grundrisses gründete in Friedrichstadt nicht auf einem vorgelegten stringenten Konzept. Für die Planungen wurde *Reijmer Reijmers*, ein Vermessungsingenieur (?) niederländischer Muttersprache herangezogen, wohl über *Willem van Wedde*, der vor seinem Engagement im gottorfischen Territorium in den nördlichen Niederlanden in Projekte zur Inkulturnahme involviert war.<sup>12</sup> *Reijmers* sollte in direkten Aufträgen vom Herzog in zwei Phasen die Projektion zur Erschließung des Seebüll vorbereiten und schließlich ein als definitiv fixiertes Grundrissgefüge auf den Seebüll praktizieren.

In jüngster Zeit sind einige Schriftstücke aus der Feder von *Reijmer Reijmers*<sup>13</sup> aufgefunden worden, die das Verständnis um die sukzessive Entstehung der Stadtanlage erhellen. Einen sachkundigen Einblick in den Planungsgang gibt ein präzises Rechtfertigungsschreiben des privaten Landvermessers vom 29. Juni 1623, um für seine Einsätze ein noch ausstehendes Honorar zu begründen. Sein »*Mymori vor myne moeyte van afsteecken vandt Frederickstadt*«<sup>14</sup> verdeutlicht seine drei Arbeitsgänge zur städtebaulichen Erschließung auf dem Seebüll.

#### 1. Arbeitsgang

*Reijmers* setzt an mit den Worten: »*Anno 1622 heft den erendfesten Wylhelm van Hoeff[,] Here van Wedde[,] my onder geschreuen vyt den namme van [...] Heren Fredericks [...] anbefollen[,] die Eidderstrom van Tonnighen nae die plats van Fredericks stat neffens die plats van Fredericks stat tho metten vndt in ein perfecte kardt toebringhen[,] welcks in alder onderdanneicheit van my gedaen vndt I F G. toe Godtdorp gebrocht. [...] I F G my doen anbefollen[,] neffens de Her van Wedde Neiklaes Buman dar eyn kardt van die Eidder ock van die plats van die nuwe stat thotestellen [...]*«.

Im Schriftwechsel des herzoglichen Hofes zur Anlage von Friedrichstadt findet sich ein Bogen, auf der Vorderseite mit einem Abriss der Untereider, auf der Rückseite mit einem Abriss des Neuewerks, dem eine grobe Skizze der Erschließung des Seebüll eingezogen ist.<sup>15</sup> Die unsignierte und undatierte Handzeichnung des Neuewerks (Abb. 3) geht auf zwei Urheber zurück, von denen der erste die Vermessung vorfertigte, der zweite eine (erste) schemenhafte Projektion zum Grundriss der Stadtanlage nachgetragen hat. Die unterschiedliche Herkunft hebt sich im Original durch braune und rote Sepia gegeneinander ab.

Die groben Vermessungen der zwei Risse mit gleichartiger knapper Beschriftung in niederländischer Sprache entsprechen dem Auftrag, den der Herzog an

12 Zur Beteiligung von *Willem van Wedde* an den Projekten der Landeserschließung in den Niederlanden siehe *Winter* 1961.

13 Der Landvermesser hat seinen Tätigkeitsbericht unterschrieben mit *Reijmer Reijmers* Schulp. So taten es auch seinerzeit Künstler, wenn sie ihre Werke signierten und dem Namen sculp[it]<sup>2</sup> hinzufügten. Es ist kein Hinweis, dass *Reijmers* aus Schulp an der Untereider kam.

14 ARgF 2106–629, *Reijmer Reijmers*: *Mymori voor myne moeyte van afsteecken van de Fredrickstadt*, Schriftstück von 1623, in holländischer Sprache.

15 LASH 7/5502 fol. 30–31: Handzeichnungen zum Neuewerk und zum Seebüll.

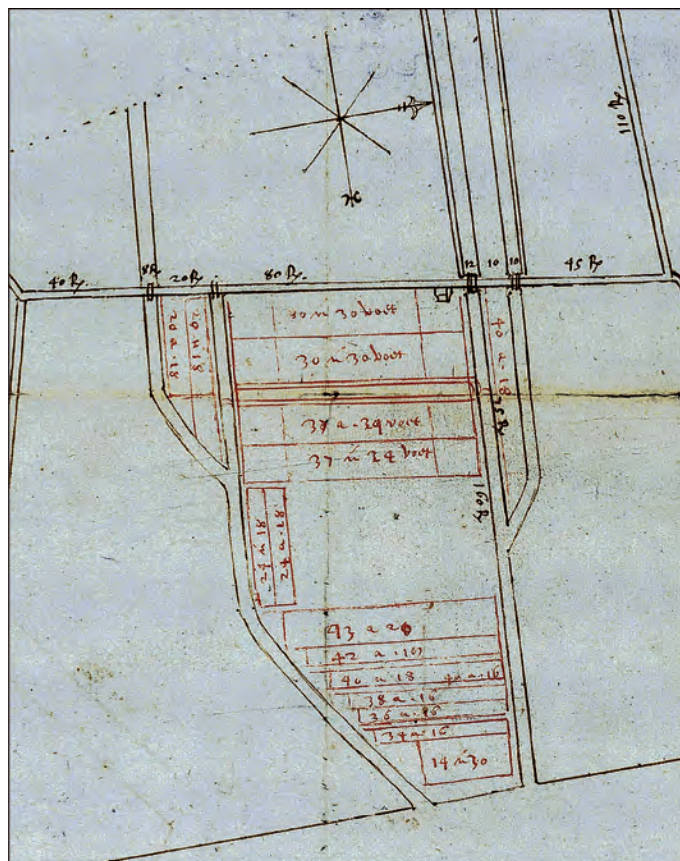


Abb. 3:  
Friedrichstadt: Vermessung des Neuwerk und vorläufige Projektion der Stadtanlage mit Kalkulation der Grundstücke, Anfang 1622  
Quelle: LASH 7/5400

*Reijmers* übertragen hatte. Die entsprechenden Zeichnungen sind relativ schematisch ausgefallen, insbesondere der Seebüll mit einander vollkommen parallelen Sielzügen zwischen den Flüssen Eider und Treene. Der starre Abriss des Neuwerk aus der Hand von *Reijmers* diente am Hof zu Gottorf als topographischer Rahmen für eine Projektion mit der Kalkulation, wie viele Grundstücke vorgegebener Normen auf dem Oster-Seebüll und den benachbarten Eilanden inmitten der Sielzüge einzufügen wären. Die sekundär nachgeführte Zeichnung gibt am Rande eine Bestimmung der Anzahl der jeweiligen Parzellen der unterschiedenen Zuschnitte an, die sich aus den Eintragungen für die einzelnen Blöcke summieren. Es sind:

74 Grundstücke	30 Fuß breit	180 Fuß lang (Typ A/2)
74 Grundstücke	24 Fuß breit	144 Fuß lang (Typ B)
43 Grundstücke	20 Fuß breit	144 Fuß lang (Typ C)
215 Grundstücke	18 Fuß breit	72 Fuß lang (Typ D)
148 Grundstücke	16 Fuß breit	60 Fuß lang (Typ E)
<hr/>		
554 Grundstücke		

## 2. Arbeitsgang

*Reijmers fährt im mymori fort: »[I F G.] my doen anbefollen, ... dar beneffens eyn groette kardt van die plats van die nuwe stat tho macken [,] dar op stratten [,] marckt vndt radthues plats neffens dat kerckhoef [,] borchwallen vndt fortifikaci [,] ock eyn afdellinge woefeel huiser dar naet octruoi dar op stan konden [,] welcks in alder onderdannicheit wedder tho Godtdorp gebrocht, ock eyn afdellinge woefeel huiser daer op staen konden, welcks alles van my geschidt vndt I F G in alder onderdannicheit wedder to Godttorp gebrocht.«*

Der Landvermesser hatte vom Herzog nunmehr den Auftrag bekommen, einen Grundriss der Stadt zu entwerfen. Er sollte darin die Standorte für den Markt- und Rathausplatz sowie den Kirchhof, die Burgwälle und eine Fortifikation ausweisen. Seine Karte wurde nicht überliefert. Sie war aber in den Händen von *Friedrich III.*, der auch eine zugehörige Kalkulation bezüglich der Anzahl normierter Grundstücke empfangen hatte. Das »*Verteikenis van die eerste groote Kardt woo veel Huesser dat daer op stan kommen naa t ocktrauy.*«<sup>16</sup> wurde überliefert. Es zählt summarisch:

116 Grundstücke	30 Fuß breit	180 Fuß lang (Typ A/2)
145 Grundstücke	24 Fuß breit	144 Fuß lang (Typ B)
64 Grundstücke	20 Fuß breit	144 Fuß lang (Typ C)
135 Grundstücke	18 Fuß breit	72 Fuß lang (Typ D)
72 Grundstücke	16 Fuß breit	60 Fuß lang (Typ E)

522 Grundstücke

Die Unterteilung in 33 in sich gleichartige Grundstücksgruppen (hier nicht wiedergegeben) mag immerhin andeuten, dass *Reijmers* einen detaillierten Entwurf zum Grundriss der Stadt fertiggestellt hatte.

## 3. Arbeitsgang

*Reijmers sagt schließlich im mymori: »I F G genadlich befolgen[,] op den vororden dach my by I F G vndt ander Intresentten op die plats van die nuwestat wedder inthostellen [,] my.ook op die selue verordende tyt [...] boven op die plats van die nuwestat in ordennichheit by I F G vndt Intresentten vorfocht. [,] Worde, als doen gesloetten [,] woe dienuwestat myt stratten[,] borchwallen[,] marckte vndt als syn vndt blieffen soude[,] my doen anbefollen worde[,] die seluege nuwestat also opt nuwe tho metten[,] afthodellen vndt fordt alles afthopallen opt landt vndt fordt opt paepyr ein perfecte kardt[,] neffens die erffen so angenommen waren[,] afthoteycken[,] dar van te macken hebbe sulcks so feel als my moggelick als stracks gedan[,] I F G[,] die Here van Wedde[,] [...] kartten dar van gemackt vndt ettelick nach Holandt gesonden[.]»*

*Reijmer Reijmers* hatte mit Abschluss der Zusammenkunft eine aktuelle Karte vom beschlossenen Layout in mehreren Exemplaren zu fertigen, ohne die zu-

<sup>16</sup> ARgF 2104–600. *Reijmer Reijmers*: Kalkulation der Grundstücke zur Erbauung der Stadt. Schriftstück von 1622, in niederländischer Sprache.

gleich verordnete, als definitiv erachtete Vermessung und sich dadurch einstellende topographische Veränderungen abzuwarten. Die spontan zu schaffende Karte sollte ausweisen, dass sich auf dem Seebüll etwas getan hatte.

*Willem van Wedde* ließ alsbald nach der Versammlung bei einem erfahrenen Kartenmacher eine Karte von Friedrichstadt in »*Holandt*« anfertigen und in Kupfer stechen.<sup>17</sup> Die niederländisch beschriftete Kartentafel<sup>18</sup> zeigt als Hauptkarte eine Seekarte, versehen mit Segelanweisung, die den Weg durch das Eider-Ästuar zu der noch namenlosen Stadt ausweisen sollte.<sup>19</sup> Die Nebenkarte in der linken oberen Ecke enthält die Planskizze zur Ortslage (Abb. 4). Der Kaufherr hat als Vorlage nach Holland eine Karte der Eidermündung, die *Nicolaus Baumann* [*Neiklaes Buman*] schuf,<sup>20</sup> sowie eine der kurzfristig erstellten Kopien von *Reijmers* nach Holland zureichen lassen.

Das Grundrissgefüge der Plananlage wurde entschieden, als sich die Bauinteressenten vor Ort auf dem Seebüll trafen. Der Versammlung dürfte ein vorgefertigter Plan zur Erörterung vorgelegen haben. Er wird eine Grundlage gewesen sein, sich unter den Bauinteressenten zu verständigen. Es wurde bisher keine derartige Planfigur aufgefunden. Es kann durchaus die »*eerste groote kardt*« von *Reijmers* gewesen sein.

Die Ergebnisse der Beratungen auf dem Seebüll dokumentieren sich sekundär in der Skizze zur Ortslage auf dem Kupferstich. Es wird darin deutlich, dass nicht alle Angaben, die anfänglich *Friedrich III.* im Bemühen um die Stadt vorbrachte, umgesetzt wurden. Die Bauinteressenten durften eigene Intentionen einbringen. So hatte der Herzog zum frühen Entwurf von *Reijmers* eine Befestigung vorgeschlagen, doch ist eine solche auf der Skizze vom Seebüll nicht zu sehen. Die neuen Bewohner waren in ihrer Stadt wohl keineswegs auf eine Fortifikation aus.

Die Bauinteressenten wollten sich wahrscheinlich in der Standortwahl für den Kirchhof nicht momentan festlegen, um späterem Ansinnen nicht vorzugreifen. Es wurde zwar ein Platz für eine Kirche in der westlichen Hinterstadt vorgesehen, jedoch ohne explizit einen (zugehörigen) Kirchhof zu benennen. In der Skizze ist ein Karree der östlichen Vorderstadt von Grundstücken frei geblieben, wo zwei Jahre später die Remonstrantenkirche errichtet und vom Friedhof umgeben wurde.

17 LASH 7/2257 fol. 90, Kammerrechnungen 1623, Aufgabe zu Erbauung der Friedrichstadt Beleg No. 465 mit Bezahlung vom 22. Mai 1623.

18 Kartentafel »*Nieuw angefangne Stadt [...]*«, Kupferstich von 1622. – In: *Sax* (1597–1662), S. 7.

19 Der Kupferstich wird wiedergegeben in *Jacoby* 1952, S. 304; *Witt* 1982, S. 71. Er wurde nicht 1621 geschaffen, wie *Jacoby*, dem *Vesely* 2012, S. 245, 251, 252, 253 folgt, vorgibt, sondern ist erst nach dem Treffen auf dem Seebüll im Mai 1622 zu datieren.

20 *Nicolaus Baumann* (*jun.*), später als Kapitän und Generalingenieur erwähnt (LASH 7/1268), wurde im April 1622 »wegen zwo gefertigter Landt Charten« bezahlt, (LASH 7/2256 fol. 61R).

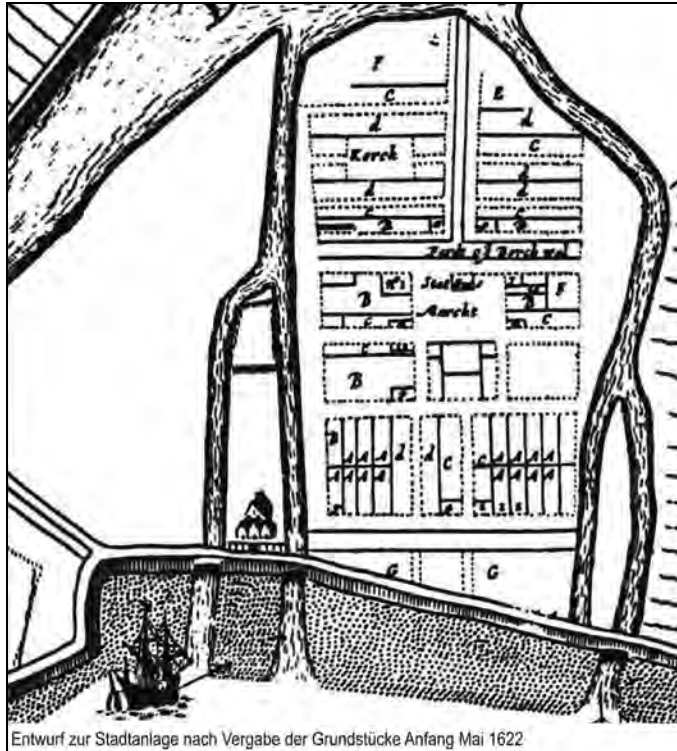


Abb. 4:  
Friedrichstadt:  
Postulierter Entwurf  
der Stadtanlage  
(Ausschnitt mit Ver-  
zeichnis der Vergabe  
der Grundstücke im  
Anfang Mai 1622)  
Quelle: Nicht datierter  
Kupferstich in Sax  
(1638)

No 1	<b>IFG</b> van 90 food bred 144 food lanck	1 Erf
No 2	<b>Her Pensenaereis Han</b> van 60 foetten bre(d)t 180 foetten lanck	2 Erffen
No 2	Her dyto van 18 foetten bredt 72 foetten lanck	2 Erffen
No 3	<b>Her van Wedde</b> van 60 foetten bre(d)t 180 foetten lanck	2 Erffen
No 3	Her dyto van 18 foetten bredt 72 foetten lanck	4 Erffen
No 4	<b>Hr Eysack Trystein</b> van 18 foetten bre(d)t 72 foetten lanck	2 Erffen
No 4	Vor Hr dyto 18 foetten bre(d)t 72 foetten lanck	2 Erffen
No 4	Vor dyto 60 foet(ten) bre(d)t 144 foetten lanck kan men op 3 Erffen van 20 foet(ten) bredten han	3 Erffen
No 5	<b>Hr Kristijan Becker</b> van 144 foetten lanck 40 foetten bredt	1 Erf
No 5	Vor dyto van 60 foetten bredt 144 foetten lanck doch kan men als men naet ocktroey rekt van 30 vndt 24 (20?) foetten bre(d)t dat boeffenste van foetten bre(d)t in 2 en 3 Erffen dellen	1 Erf
No 6	<b>Jan Berens</b> van 30 foetten bredt 144 foetten lanck	2 Erffen
No 7	<b>Pitter Pittersen Eyngel Rauffen</b> 16 foetten bre(d)t 60 foet(ten) lanck	2 Erffen
No 8	<b>Mychgeel Steenkyst</b> van 20 foetten bre(d)t 144 foet(ten) lanck	1 Erf
No 9	<b>Hyndryck Roetensteyn</b> van 60 foetten bre(d)t 180 foetten lanck	1 Erf
No 10	<b>Hartich feelt Christoffer</b> van 20 foet(ten) bredt 144 foetten lanck	2 Erffen
No 11	<b>Antonneis Diebeek</b> 18 foetten bre(d)t 72 foetten lanck	2 Erffen
No 12	<b>Tobias Hammes</b> van 18 foet(ten) bre(d)t 72 foet(ten) lanck	1 Erf
No 13	<b>Jan Cornelis van Tonnighen</b> 24 foet(ten) bre(d)t 72 foet(ten) lanck(,) seynde 2/3 darden deel van 4 Erffen(,) dar tho noch achter an die lanckte van 72 foet(ten) 1 Erf van 18 foetten bre(d)t(,) also mackt hi syn Erf lanck 90 foet(ten), die bre(d)t blyeft vnvorandert als boeffen	2 Erffen

Text zum Verzeichnis  
Friedrichstadt  
Quelle: ARgF 2104-600

### 3.3 Die Umsetzung der beschlossenen Plananlage durch *Reijmer Reijmers*

Die überlieferte Skizze auf dem Kupferstich übermittelt ein momentanes Planungsstadium. *Reijmers* hatte nach dem Treffen der Bauinteressenten die Aufgabe, das Terrain aufs Neue aufzumessen, abzuteilen und sogleich alles abzupfählen. Der nun konkretisierte Stadtgrundriss zeigte neue Dispositionen. Das fundamentale Anliegen war, die Konstruktion optimal in den Seebüll einzupassen. In der propädeutischen Skizze war die auszulegende Stadt als rechtwinklige Plananlage noch im spitzen Winkel zum Neuwerk-Deich eingezogen worden. Da die Sielzüge nicht parallel zueinander verlaufen, hatten sich dadurch peripher, insbesondere gegen den Oster-Sielzug, erhebliche Freiflächen ergeben (Abb. 4).

Die definitive Ausrichtung wurde letztlich schon vorgegeben durch zwei Baumaßnahmen, die zuvor eingeleitet worden waren. Eine erste Fluchtlinie war vor der generellen Vermessung auf dem Seebüll bereits fixiert worden, zunächst durch das (erste) Haus von *Willem van Wedde* und weiterhin mit dem Baubeginn von zehn Häusern mittlerer Größe, die der Herzog für kurzfristig eintreffende Siedler verfügte. Die Blockseite im äußersten Südwesten wurde im landesüblichen Maßsystem mit 300 Eiderstedter Fuß als eine Basislinie für nachfolgende Vermessungen fast parallel zum Neuwerk-Deich gezogen. Die vordere Fluchtlinie der zehn Häuser setzte rektangulär dazu an. Das weitere Layout hatte diese beiden Richtungen fortzusetzen.<sup>21</sup>

Der vorgedachte orthogonale Plan war mit einer Drehung zwischen den Sielzügen neu einzupassen (Abb. 5a und 5b). Dieses bedeutete einen Schwenk der Planfigur beim Einmessen auf dem Seebüll. Das Flurstück wurde mit Beginn der Siedlungsnahme in holländischer Tradition zwischen den inneren Sielzügen unter verändertem Winkel durch Grachten erschlossen, um den (teilweise abgegrabenen) Baugrund zu erhöhen, der Entwässerung für ein Riolsystem zu dienen und außerdem einen innerstädtischen Warenverkehr zu erleichtern. Das Terrain wurde unmittelbar binnendeichs vom »*Voorsten*« Burggraben, verballhornt Fürstenburggraben, durchzogen. Der parallele Mittelburggraben trennt die Vorderstadt nach Süden ab während dazu rechtwinklig der Norderburggraben (1705 zugeschüttet) die Hinterstadt in ein kleineres östliches und ein größeres westliches Areal unterteilt. Diese Asymmetrie erklärt sich aus dem mehrfach abgewinkelten von der Treene her stumpfwinkligen Verlauf des nördlichen Oster-Sielzuges.

Die anstehende Vermessung auf dem Seebüll begann (spätestens) ab Freitag, den 6. Mai 1622. *Reijmer Reijmers* hatte einen Gehilfen zugezogen;<sup>22</sup> seit dem Tage darauf war auch Dr. *Lud(e)wig Hen(n)isch*, bestellter »*mathematico*« am Hof in Gottorf, mit seinem Jungen, »*bey anbefohlener Vermessung etlichen Landes bey der angefangenen neuen Friedrichstadt.*«<sup>23</sup>

Die Drehung des Straßengrundrisses hatte gegenüber dem Entwurf auf dem Kupferstich zur Folge, dass

21 Lafrenz 1985, S. 256; 1986, S. 282.

22 LASH 7/5500 Baw Register [...] ( 8), fol. 9.

23 LASH 7/2256 Kammerrechnungen 1622, fol. 65.



1. die westliche Zentralstraße der Vorderstadt sich als westliche Randstraße zum Norderburggraben fortsetzt,
2. der Norderburggraben mit den begleitenden Randstraßen nicht mittig auf den Markt leitet, sondern nach Westen versetzt ist,
3. die äußere Begrenzung durch die Sielzüge dazu führte, dass sich zum Westersielzug hin trapezförmige Blöcke ergeben.

Die Untersuchung der eingesetzten Messweise auf dem Seebüll hat im Grundriss zwei Maßsysteme zu erkennen gegeben:

das lokale Friedrichstädter System <sup>24</sup>	das regionale Eiderstedter System mit
1 Friedrichstädter Ruthe = 36,24 dm	1 Eiderstedter Ruthe = 47,75 dm
1 Friedrichstädter Fuß = 30,20 cm	1 Eiderstedter Fuß = 29,86 cm
1 Ruthe = 12 Fuß	1 Ruthe = 16 Fuß

Das lokale System hat in Friedrichstadt lediglich *Reijmer Reijmers* verwendet.<sup>25</sup> Seine spezifizierten Maßlängen waren anderswo nicht als synchron festzustellen, so dass – der Verständigung halber – der Name der Stadt davorgesetzt wird. Die Verbreitung der lokalen Maßeinheit in ganzzahligen Maßlängen kann im Grundriss an zahlreichen Positionen über die ältesten Katasteraufnahmen von 1852–1853<sup>26</sup> nachgewiesen werden, so dass bei hoher Persistenz im Grundrissmuster die Ausmaße seiner Vermessung auf dem Seebüll (mindestens residual) festzumachen sind.

Die exklusive Verwendung des lokalen Maßsystems unter *Reijmer Reijmers* hat den Nachweis erbringen können, dass die gesamte Fläche zwischen den Sielzügen in wenigen Wochen durch Straßen erschlossen worden ist. Die Maßlängen für die Breite der Blöcke im Verlauf der westlichen Zentralstraße bestimmen sich (Abb. 5b), wenn der südlichste Querstraßenzug unterschlagen wird, wie folgt.<sup>27</sup>

Am Fürstenburgwall – Westerhafenstraße	360 Friedrichstädter Fuß (Typen A+A)
Westerhafenstraße – Westermarktstraße	216 Friedrichstädter Fuß (Typen B+C)
Westermarktstraße – Am Mittelburgwall	216 Friedrichstädter Fuß (Typen C+B)
Am Mittelburgwall – Westerlilienstraße	216 Friedrichstädter Fuß (Typen B+C)
Westerlilienstraße – Kaneelstraße	120 Friedrichstädter Fuß (Typen D+D)
Kaneelstraße – Flachsblumenstraße	132 Friedrichstädter Fuß (Typen C+D)
Flachsblumenstraße – (südlicher Blockteil)	72 Friedrichstädter Fuß (Typ C)

<sup>24</sup> Lafrenz 1985, S. 258; 1986, S. 292–294.

<sup>25</sup> Lorenzen-Schmidt (1990) stellt in Schleswig-Holstein keine gebräuchliche Maßeinheit dieser Länge fest.

<sup>26</sup> Stadtarchiv Friedrichstadt, Jansen, J.: Charte über das Gebiet von Friedrichstadt, Maßstab 1:800. Blatt No. 1–3, 1852 sowie Erdbuch der Stadt Friedrichstadt, 1853; Burm u. Borger (2003) versuchen eine sozialtopographische Planung zu rekonstruieren. Sie erkennen nicht das lokale Maßsystem und beziehen sich nicht konsequent auf den überlieferten Plan des Kupferstichs. Die Kalkulationen führen zu keinem vertretbaren Ergebnis.

<sup>27</sup> Lafrenz 1985, S. 293–294.



Abb. 5a: Friedrichstadt: Metrische Systeme im Grundrissgefüge  
 Quelle: Entwurf des Verfassers



Abb. 5b: Friedrichstadt: Ganzzahlige Maßeinheiten in Friedrichstädter Fuß  
Quelle: Entwurf des Verfassers

### 3.4 Nachfolgende Veränderungen im Blockmuster

Der Deichgraf *Heinrich Rautenstein*, der von *Friedrich III.* als vorläufiger Bauleiter direkt nach dem Treffen der Bauinteressenten am 4. Mai 1622 eingesetzt worden war,<sup>28</sup> übermittelte dem Herzog am 4. Juni 1622, dass die neuen Siedler vor Ort gegen Abschluss der Tätigkeit von *Reijmers* intendierten, die bis dahin umgesetzten Blockmuster zu modifizieren. In der Vorderstadt waren zwei Straßenzüge eingemessen worden, die in die Ecken des Marktes führten. Die östliche Zentralstraße verlief nicht geraden Weges nach Süden, sondern war im zweifachen Winkel in sich versetzt. In Hinblick auf die Anbindung der Hinterstadt durch Brücken über den Mittelburggraben meinten etliche, dass »*nothwendig gegen ein jede straße ohne Versprünge nach deren weite eine brugke sein musse. Das Ergebnis war, dass die Hauptstraße vff 2 Erben weiter inß Osten [...] zue musste verzogen werden, und stimmten die meisten demselbigen zu.*«<sup>29</sup> *Reijmers* hat die Breite im mittleren südlichen Karree, die sich zunächst aus der Breite einer Parzelle vom Typ C und der Breite einer Parzelle vom Typ D von zusammen 132 Friedrichstädter Fuß herleitete, dann mit 240 Friedrichstädter Fuß neu eingemessen (vgl. Abb. 4, 5a und 5b).

Ein nachträglicher Eingriff in das schon ausgelegte Straßennetz, der nicht mehr von *Reijmer Reijmers* getätigt wurde, war der Durchbruch der neuen südlichen Querstraße in der Vorderstadt. Mit Eingabe vom 17. Dezember 1622 wurde dem Herzog vorgetragen, »*so bij de gemene interressenten goet gevonden, dat achter die grote erben van 180 voeten opte nieuwe geschoten burgwall, een straet geroyt soude behoren te worden, overmitz alte grote spatie, en lege plaetse, die anders soude zijn, tusschen dese vers. erben, en dandere gelycke grote erben, mede van 180 voeten, dar achter aen comende, sonder dat beyde dese erben enich achter vuyt souden hebben.*«<sup>30</sup> Der Straßendurchbruch wurde alsbald ausgeführt. Die zeitliche Nachrangigkeit der Querstraße zum vorhergehenden Raster der Plananlage wird durch einen Wechsel im Maßsystem deutlich. Die vormalig sehr tiefen Blöcke von 360 Friedrichstädter Fuß sind gemäß dem Anliegen der Interessenten aufgespalten worden. Entlang der westlichen Zentralstraße messen die abgeteilten Karrees zwischen

Am Fürstenburgwall – Neue Straße	180 Friedrichstädter Fuß
Neue Straße – Westerhafenstraße	150 Eiderstedter Fuß. <sup>31</sup>

Als eine Konsequenz der unterschiedlichen Maßsysteme passt sich die Breite der Neue Straße keinem der beiden Systeme ganzzahlig ein.

Der Straßenverlauf an der östlichen Seite der Plananlage divergiert merklich zum orthogonalen Blockmuster. Wenn die entsprechende periphere Bebauungs-

<sup>28</sup> Zu *Heinrich Rautenstein* siehe: *Michelson* 1990.

<sup>29</sup> LASH 7/5499 fol. 148R-149.

<sup>30</sup> LASH 7/5502 fol. 70R.

<sup>31</sup> *Lafrenz* 1985, S. 258–259; 1986, S. 294.

zeile der Vorderstadt im mittleren Teil zum Straßenraster divergiert, so ist diese Irregularität darauf zurückzuführen, dass spätestens im April 1622, als die Plananlage noch gar nicht ausgelegt war, dort Bauarbeiter »*in de Telten*« angesetzt waren, doch wurden ihre behelfsmäßigen Buden hernach durch feste Häuser ausgewechselt, so dass sich die östliche Bauflucht verfestigte.

### 3.5 Die Grundstücke der ersten Bauinteressenten

In Hinblick auf die Grundstücke sind die beiden folgenden Dokumente von Mai 1622 zueinander in Beziehung zu setzen. Es sind:

1. ein Schriftstück, das *Reijmer Reijmers* anlässlich der Vergabe verfertigte, versehen mit dem Zuschnitt der optierten Parzellen und mit den Namen entsprechender Bauinteressenten.<sup>32</sup>
2. die sekundäre (Neben-)Karte auf dem Kupferstich, die in Korrespondenz zur vorgenannten Aufstellung der Grundstücksnehmer steht. Diese etwas grobe Skizze fixiert zum einen mittels Buchstaben die im Octroi vorgedachten Grundstücksgrößen in den Baublöcken und umreißt zum anderen die Areale der optierten Grundstücke, von denen die meisten mit einer Ziffer versehen sind. Sie entsprechen, sofern nachvollziehbar, den initialen Grundstücksnehmern. Die Mängel an Daten im Kupferstich beruhen auf selektiver Übertragung aus der Vorlage von *Reijmers*, vor allem dort, wo die Ziffern auf umrissenen Grundstücken nicht ausgewiesen sind; vielleicht waren auch mit der Übergabe der Vorlage durch *Willem van Wedde* einige Fakten weggelassen worden (Abb. 4).

Die veränderte Konfiguration weniger Baublöcke durch die definitive Vermessung unter *Reijmer Reijmers* hatte Rückwirkungen auf die topographische Lage einiger der optierten Grundstücke. Die meisten Parzellen in seiner Liste waren zentral gelegen, darunter mehrere in begehrter Lage an Ecken der inneren Blöcke. Beim neuen Zuschnitt des mittleren und östlichen Karrees am Fürstengraben kam es zum Versetzen vorbedachter Grundstücke. Die wenigen gewählten Parzellen zum Westersielzug hin wurden trapezförmig ausgeweitet. Bei langfristiger Persistenz im Grundstücksmuster lassen sich unter *Reijmers* positionierte und selbst von ihm noch verlegte Grundstücke in ihrer ganzzahligen Metrik im späteren Kataster nachweisen.

## 4 Reflexion

Die mikrohistorische Untersuchung zur stadträumlichen Organisation von Friedrichstadt in den ersten drei Jahren will die Abläufe der Planung und der Auftei-

---

<sup>32</sup> ARgF 2106–629, *Reijmer Reijmers*: Aufzeichnung über die ersten erworbenen Grundstücke und deren Eigentümer, vom 26. Mai 1622, in niederländischer Sprache.

lung der Stadtfläche thematisieren. Das topographische Erschließungsmuster der Stadt gestaltete sich nicht durch einen solitären Planungsansatz, sondern in der Abfolge mehrerer Initiativen, so dass sich die definitive Konfiguration erst nach einer planerischen Vorphase und mit sukzessiver Realisierung prägte, mit einem Muster, das in hochgradiger Persistenz erhalten geblieben ist.

Der Herzog zog die Vorplanung an sich, ließ erste Zielvorstellungen dimensionieren und in vorläufige Konstrukte umsetzen. Es war speziell darauf bedacht, die Stadt nach Wünschen der Niederländer auf den Plan zu rufen, so dass er von vornherein über deren engagierten Impulsgeber, den Unternehmer *Willem van Wedde*, einen Landvermesser aus den Generalstaaten hinzugezogen hat, um den konzeptionellen Rahmen der Stadtanlage zu fixieren.

Die erste Gruppe, der sich der Herzog vor Ort zuwenden konnte, waren die frühen Bauinteressenten. In pragmatischer Vorgehensweise hatte er ihnen zugestanden, bei einem Treffen an den Entscheidungen über die topographische Erschließung auf dem Seebüll mitzuwirken. Der Herzog war selber Bauinteressent, auch *Hermann Rautenstein*, der Deichgraf von Stapelholm, der nach dem Treffen für fast ein Jahr die Bauaufsicht über die Stadtanlage innehatte. Die wenigen Bauinteressenten waren nicht nur Remonstranten, auch stellten Mennoniten und Lutheraner sich ein. Dieser interkonnessionelle Personenkreis fällte nach gemeinsamer Beratung die anstehenden Entscheidungen zur topographischen Konfiguration der Stadtanlage und tätigte die Vergabe der ersten Baugrundstücke. Es kam so zu einer Partizipation »von der Basis her«. Die frühen Bauherren auf dem Seebüll nahmen hernach – vor Einsetzen einer städtischen Regierung – in eigener Initiative einige Veränderungen im Straßennetz vor, worüber sie den Herzog informierten.

Im Ergebnis ist festzustellen, dass die Anfänge von Friedrichstadt auf einer flexiblen Planungsdynamik und einer schrittweisen Realisierungsstrategie basieren, die offen für Veränderungen war. Die Entscheidungsabläufe integrierten in pragmatischer Toleranz die aktive Beteiligung der ersten Bürger interkonnessioneller Provenienz. Ein derartiges Planungs- und Steuerungsverhalten würde gegenwärtig als vorbildlich gelten.

## Summary

The initial town planning of Friedrichstadt at the Eider in context of political sovereignty and privileged legitimacy

In accordance with the ambitious mercantile Duke *Friedrich III*, the new town of Friedrichstadt near the west coast of Schleswig-Holstein became a multi-religious place of refuge for the settlement of various immigrants. The initial town planning was realized on the basis of interface between the political authority of the sovereign and the privileged legitimacy of first immigrants. The manifold endeavours involved in the evolution of this exulant town in the time interval from 1621 to 1623 are remarkable, in particular the tough settlement beginnings, the mercantile interests in the initial layout of the new town and the multiple phases in its figurement. The majority of planned towns in early modern times were in their schematic foundation a uniform whole so that successive planning processes were not even considered. A study of the initial planning procedure of Friedrichstadt however reflects a manifold projection, as well as subsequent interventions in the process of realization. Such a town management that plans urban development together with the participation of those concerned is considered progressive nowadays.

## Literatur

- Allemeyer, Maria Lucia (2006): »Kein Land ohne Deich« – Lebenswelten einer Küstengesellschaft in der Frühen Neuzeit. – Göttingen (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 222).*
- Borger, Guus Johan (1998): Das Newwerck bey Coldenbuttell. Die hydrologischen Folgen der Abdämmung der Treene im Jahre 1570. – In: Wesse, Anke [Red.]: Studien zur Archäologie des Ostseeraumes. Festschrift für Michael Müller-Wille. Neumünster, S. 91–110.*
- Brandt, Geerard (1704): Historie der reformatie en andere kerkelyke geschiedenissen, in en omtrent de Nederlanden. Bd. 4. – Rotterdam.*
- Burm, Paul u. Borger, Guus Johan (2003): De stichting van Friedrichstadt in 1621. Sociale segregatie in een geplante nederzetting. – In: Koninklijke Nederlandse Oudheidkundig Bulletin 102, S. 170–185, 199.*
- Carstensen, Carl August (1913): Die Gründung und anfängliche Entwicklung von Friedrichstadt an der Eider. – Kiel.*
- Ellger, Dietrich u. Teuchert, Wilhelm (1957): Die Kunstdenkmäler des Landkreises Schleswig ohne die Stadt Schleswig. – Berlin (Die Kunstdenkmäler des Landes Schleswig-Holstein, 8).*
- Jacoby, Gustav (1952): Eine Karte der Eidermündung von 1621. – In: Die Heimat 59, S. 304–307.*
- Jürgens, Henning P. u. Weller, Thomas [Hrsg.] (2010): Religion und Mobilität: zum Verhältnis von raumbezogener Mobilität und religiöser Identitätsbildung im frühneuzeitlichen Europa. Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte, Mainz. Supplement. – Göttingen.*



- Knottnerus, Otto. Samuel (1994):* Gijlieden/ die aen alle wateren'zaeyt. Doperse immigranten in het Noordduitse kustgebied (1500–1700). – In: *Doopsgezinde Bijdragen* 20, S. 11–60.
- Kuhn, Walter (1950):* Die niederländisch-nordwestdeutschen Siedlungsbewegungen des 15. bis 17. Jahrhunderts. – In: *Geschichtliche Landeskunde und Universalgeschichte*. Festgabe für Hermann Aubin. Hamburg, S. 241–257.
- Lafrenz, Jürgen (1979):* Friedrichstadt. *Deutscher Städteatlas* II, 3. – Dortmund.
- Lafrenz, Jürgen (1983):* Kartographische Fortschritte in Schleswig-Holstein infolge schwedischer Bündnispolitik in der Epoche der Nordischen Kriege. – In: Scharfe, Wolfgang; Vollet, Hans u. Herrmann, Erwin [Hrsg.]: *Kartenhistorisches Colloquium Bayreuth '82, Vorträge und Berichte*. Berlin, S. 137–156.
- Lafrenz, Jürgen (1984):* Historische Ortspläne als kognitive Repräsentationen. – In: Scharfe, Wolfgang u. Jäger, Eckhart [Hrsg.]: *Kartenhistorisches Colloquium Lüneburg '84, Vorträge*. Berlin, S. 73–84.
- Lafrenz, Jürgen (1985):* Analisi metrologica di piante storiche cittadine. – In: Marzoli, Carla Clivio; Pellegrini, Giacomo Corna u. Ferro, Gaetano [Hrsg.]: *Istituto dell' Enciclopedia Italiana, Imago et censura mundi. Atti del IX Congresso Internazionale di Storia della Cartografia: Atta Enciclopedia 3*. Roma 1985, S. 253–264.
- Lafrenz, Jürgen (1986):* Die metrologische Analyse als methodisches Instrumentarium zur morphogenetischen Interpretation frühneuzeitlicher Stadtgrundrisse. – In: Schröder-Lander, Hellmut [Hrsg.]: *Stadtgestalt-Forschung*. Trier (Trierer Geographische Studien, Sonderheft, 4/5, Teil I), S. 275–308.
- Lafrenz, Jürgen (1988):* The metrological analysis of early modern planned towns. – In: Denecke; Dietrich u. Shaw, Gareth [Hrsg.]: *Urban historical geography. Recent progress in Britain and Germany*. Cambridge 1988, S. 273–284.
- Lafrenz, Jürgen (1994):* Karte: Konfessionelle und soziale Strukturen in Friedrichstadt im Jahre 1845. – In: *Mitteilungsblatt der Gesellschaft für Friedrichstädter Stadtgeschichte* 40, S. 109–110, Einlage.
- Lange, Ulrich [Hrsg.] (2003):* Stände, Landesherr, und große Politik. – *Geschichte Schleswig-Holsteins. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. – Neumünster.
- Lorenzen-Schmidt, Klaus-Joachim (1990):* Kleines Lexikon alter schleswig-holsteinischer Gewichte, Maße und Währungseinheiten. – Neumünster.
- Löding, Frithjof (1982):* Merkantilistische fürstliche Handelspolitik am Beispiel der Gründung von Friedrichstadt. – In: *Mitteilungsblatt der Gesellschaft für Friedrichstädter Stadtgeschichte* 18, S. 20–36.
- Michelson, Karl (1976):* ... wenn een Stadt op Seebüll steiht. – In: *Mitteilungsblatt der Gesellschaft für Friedrichstädter Stadtgeschichte* 10, S. 84–100.
- Michelson, Karl (1978):* In de Telten ... – In: *Mitteilungsblatt der Gesellschaft für Friedrichstädter Stadtgeschichte* 13, S. 4–8.
- Michelson, Karl (1990):* Heinrich Rautenstein. – In: *Mitteilungsblatt der Gesellschaft für Friedrichstädter Stadtgeschichte* 38, S. 20–40.
- Michelson, Karl (2011):* Friedrichstädter Einwohner in den Jahren der Stadtgründung, 1621–1634. – In: *Mitteilungsblatt der Gesellschaft für Friedrichstädter Stadtgeschichte* 81, S. 19–258.
- Nipperdey, Justus (2012):* Die Einfindung der Bevölkerungspolitik. Staat, politische Theorie und Population in der Frühen Neuzeit. – Göttingen (Veröffentlichungen des Instituts für europäische Geschichte Mainz, 239).
- Norden, Jörn. (2005):* Religionsgemeinschaften und religiöse Toleranz in Friedrichstadt. Eine Übersicht. – In: *Mitteilungsblatt der Gesellschaft für Friedrichstädter Stadtgeschichte* 70, S. 5–73.

- Norden, Jörn (2008)*: Legenden und Wirklichkeit: eine überfällige Revision der gängigen Geschichtserzählungen um Friedrichstadt. – In: Mitteilungsblatt der Gesellschaft für Friedrichstädter Stadtgeschichte 76, S. 5–97.
- Opitz, Eckardt (1992)*: Religionsfreiheit und religiöse Toleranz im Zeitalter konfessioneller Orthodoxie. Das Beispiel Schleswig-Holstein mit seinen religiösen Freistätten. – In: Dietrich, Rainer u. Pfeiffer, Werner [Hrsg.]: Freiheit und Kontingenz. Zur interdisziplinären Anthropologie menschlicher Freiheiten und Bindungen. Heidelberg, S. 187–218.
- Rehder, Werner (1923)*: Altholländische Bauweise in Friedrichstadt an der Eider. – In: Nordelbingen: Beiträge zur Heimatforschung in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck 1, S. 166–219.
- Rintel, Gerdt von (um 1725)*: Concept zu einem Jahr Register der merkwürdigsten Geschichte von Erbauung und Anwachs der Friederichstadt, angefangen aus lauter glaubwürdigen original documenten zu colligiren, Friedrichstadt um 1725. – ARgF 12–438.
- Sax, Peter (1597–1662)*: Frisia Minor, hoc est, Tabulae, Insularum et Peninsularum Maiorum, quam Minorum, juxta Ducatum Slesvicensem. – In: Oceano Britannico, sive Cimbrico, sitarum 1638. Constat maxima ex parte mappis Geographicis partim in membrana delineatis, partim æri incisis. Kongelige Bibliotek København GKS 1026 folio.
- Schilling, Heinz (2002)*: Die frühneuzeitliche Konfessionsmigration. – In: Bade, Klaus J. [Hrsg.]: Migration in der europäischen Geschichte seit dem späten Mittelalter. Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien. Osnabrück, S. 67–89.
- Schilling, Heinz u. Ehrenpreis, Stefan (2015)*: Die Stadt in der Frühen Neuzeit. – 3. Aufl. Berlin u. Boston.
- Schmidt, Harry [Hrsg.] (1918/1919)*: Die Friedrichstädter Polizeiprotokolle: Im Auszuge herausgegeben. – In: Quellen und Forschungen zur Geschichte Schleswig-Holsteins 6, S. 265–408; 7, S. 3–146.
- Schmidt, Harry (1964)*: Friedrichstadt, Vergangenheit und Gegenwart. – 4. veränderte Aufl. Lübeck u. Hamburg.
- Schnoor, Willi Friedrich (1976)*: Die rechtliche Organisation der religiösen Toleranz in Friedrichstadt in der Zeit von 1621–1727. – Kiel.
- Sutter, Sem Christian (1982)*: Friedrichstadt an der Eider – An early experience in religious toleration, 1621–1727. – Chicago. Deutsche Übersetzung: *Norden, Heike (2012)*: Friedrichstadt an der Eider. Ort einer frühen Erfahrung religiöser Toleranz 1621–1727. – Friedrichstadt (Mitteilungsblatt der Gesellschaft für Friedrichstädter Stadtgeschichte, 84).
- Vesely, Ivalu (2012)*: Toleranz und Städtebau: Die Bedeutung des Fremden in frühneuzeitlichen Stadtgründungen am Beispiel der Exulantenstädte Glückstadt und Friedrichstadt. – Braunschweig.
- Winter, Pieter Jan. van (1961)*: Willem van den Hove, Heer van Wedde en Westerwoldingerland, Bellingwolde en Blijham. – In: Tijdschrift voor Geschiedenis 74, S. 413–431.
- Witt, Reimer (1982)*: Die Anfänge von Kartographie und Topographie Schleswig-Holsteins 1475–1652. – Heide in Holstein.
- Wöhler, Gina (2013)*: Das Privileg Herzog Friedrichs III. von Schleswig-Holstein-Gottorf für die Mennoniten von 1623. – e-book.



Carsten Gräbel

## Historische Geographie und Globalgeschichte<sup>1</sup>

Könnten wir uns die historische Geographie nicht einmal anders vorstellen? Nicht als historische Siedlungs- oder Kulturlandschaftsforschung und auch nicht als eine historisch-geographisch fundierte Raum- und Umweltplanung; nicht auf Mitteleuropa gerichtet, sondern auf die ganze Welt? Eine derartige historische Weltgeographie läge im Trend. Seit den 1990er Jahren interessiert sich die historische Forschung vermehrt für raum- und kulturverbindende Prozesse. Diese Form der Welt- oder Globalgeschichte leuchtet den Raum über kulturelle Grenzen hinweg aus, überwindet nationengeschichtliche Einseitigkeiten und verknüpft europäische Geschichte mit ausgewählten Erfahrungen anderer großer Zivilisationskomplexe (*Osterhammel* 2008). Während die historische Geographie hierzulande in den letzten Jahrzehnten Lehrstühle einbüßte und nun aus dem geographischen Fächerkanon zu verschwinden droht, nimmt die Zahl der globalhistorisch orientierten Lehrstühle stetig zu. Deswegen ist es an der Zeit, darüber nachzudenken, ob die historische Geographie durch eine Perspektivenerweiterung nicht Anschluss an aktuelle Debatten in den Sozial- und Kulturwissenschaften erhalten könnte und ob sich dadurch nicht neue Leserkreise erschließen ließen. Dies ist kein Plädoyer für einen disziplinären Opportunismus, der nur der nächsten modischen Welle folgt, schließlich zeigte sich die historische Geographie bisher erstaunlich unbeirrt gegenüber neueren theoretischen Verheißungen und wechselnden Turns. Aber eine globale Perspektivenerweiterung ist der historischen Geographie keineswegs fremd, wenngleich sie nie eine vorherrschende Strömung war.

Ich möchte daher Anregungen geben, wie eine historische Weltgeographie verfasst sein könnte, an welche Ansätze sie anknüpfen sollte und vor welchen Fallstricken sie sich hüten müsste. Dazu wird zunächst an die kritischen Auseinandersetzungen historischer Geographen mit dem Weltsystemkonzept in den 1990er Jahren erinnert. In Anschluss daran werden globalgeschichtliche Entwicklungen seit dieser Zeit knapp skizziert, um auf Prämissen hinzuweisen, die für eine globalgeschichtlich orientierte Geographie wegweisend wären. Der Aufsatz

---

1 Dieser Aufsatz ist eine überarbeitete Version eines Vortrages, der im November 2019 im Historisch-Geographischen Kolloquium der Universität Bonn gehalten wurde. Ich danke besonders *Winfried Schenk* und *Klaus Fehn* für die anregende Diskussion. Hilfreiche Hinweise verdanke ich *Dean Bond* (ehemals Loughborough) und *Johannes Großmann* (Tübingen).

schließt mit Beobachtungen zur historischen Geographie des angloamerikanischen Sprachraums und der Frage nach möglichen Anknüpfungspunkten an transregionale Ansätze aus den Area Studies.

## 1 Weltsystemanalyse in der Kritik

Hierzulande kümmerte sich die historische Geographie meist um mitteleuropäische Kulturlandschaften und nur ab und an um ferne Weltgegenden. *Robert Gradmann*, einer der Vordenker der historischen Geographie des frühen 20. Jahrhunderts, reiste zwar zweimal durch das nördliche Afrika und den Nahen Osten. Für sein Lebenswerk spielten diese Studienreisen indessen kaum eine Rolle (*Gradmann* 1965; *Schenk* 2002). Außereuropa fiel damals in den Zuständigkeitsbereich der regionalen Geographie, die an historischen Fragestellungen wenig Interesse zeigte und stattdessen Naturverhältnisse priorisierte, die in diesem Verständnis selbst die Wirtschaft und Kulturleistungen grundierten. Historische Kapitel waren in den Landeskunden meist wenig inspirierend und erschöpften sich in der Aufzählung von Jahreszahlen, wichtigen Persönlichkeiten und staatspolitischen Ereignissen. Landesgeschichte gehörte notgedrungen zur enzyklopädischen Vollständigkeit, bisweilen erfüllte sie allerdings im länderkundlichen Gefüge auch spezifische Aufgaben. So diente die Erforschungs- und Eroberungsgeschichte in der Kolonialgeographie der Legitimierung deutscher Herrschaftsansprüche (*Gräbel* 2015, S. 229–238).

Aber auch die historische Geographie kennt programmatische Überlegungen zur Siedlungsforschung außereuropäischer Weltgegenden und zu weltwirtschaftlichen Interdependenzen. Der Göttinger Anthropogeograph *Hans-Jürgen Nitz* (1929–2001) befasste sich ab den 1960er Jahren mit der historischen Siedlungsgeographie außereuropäischer Weltgegenden. Nach der Habilitationsschrift zur Agrargeographie der oberen Gangesebene untersuchte er historische Siedlungsgebiete des Himalaya-Vorlandes und in anderen »Dritte Welt-Gegenden«. Methodische Bedenken seitens der Fachgemeinschaft und mangelnde Finanzierungsmöglichkeiten verhinderten die Aufsetzung eines Forschungsprogramms zur welthistorisch-vergleichenden Siedlungsgeographie (*Nitz* 1998; *Fehn* 1998, S. 9–25; *Vits* 2002).

Wie viele seiner Kollegen aus den europäischen Nachbarländern verlegte *Nitz* sein Erkenntnisinteresse nun stärker auf das Weltsystem, also auf einen theoretischen Rahmen zur Analyse der weltweiten Verbreitung des Kapitalismus unter europäischer Vorherrschaft. Diese Überlegungen gingen auf den im August 2019 verstorbenen US-amerikanischen Soziologen *Immanuel Wallerstein* zurück, der seine akademische Karriere ursprünglich als Afrikaspezialist begonnen hatte. Für Furore hatten besonders die ersten drei Bände gesorgt, die zwischen 1974 und 1989 im englischen Original erschienen und die europäische Expansion vom 16. bis ins 19. Jahrhundert darstellten und die mit einem vierten Band schlossen, der anders als ursprünglich geplant, mit dem Beginn des Ersten Weltkriegs endete (*Wallerstein* 2012). Die maritimen Entdeckungsfahrten unter portugiesischer und spanischer Flagge seit dem 15. Jahrhundert verstand der Direktor des Fernand-

Braudel-Center der Binghamton Universität als Vorbedingung für die Ausbreitung des kapitalistischen Weltsystems. Allein dieser Gesichtspunkt ließe sich als eine erste Anregung verstehen, um Geographiegeschichte stärker in Hinsicht auf ihre Einbindung in imperiale Herrschaftspraktiken und europäische Handelsinteressen zu untersuchen. *Wallerstein* konzentrierte sich hingegen auf Prozesse und räumliche Konfigurationen der europäischen Handelsexpansion in zwei Varianten: (1.) als Aufstieg und Niedergang von Weltreichen, was eine Herrschaft eines einzigen politischen Systems über große Gebiete bedeutete und (2.) als zusammengehörige Weltwirtschaft, die mehrere Imperien einschloss und wechselseitige Handelsverbindungen betonte. Als zentrales Organisationsprinzip beider Varianten identifizierte *Wallerstein* in Anlehnung an den argentinischen Dependenztheoretiker *Raúl Prebisch* den ungleichen Tausch von Waren und Gütern zwischen Kerngebieten und Peripherie. An diese räumliche Konfiguration der Weltwirtschaft konnte die historische Geographie unmittelbar anknüpfen.

1990 organisierte *Nitz* eine internationale Konferenz in Göttingen, die das Potenzial des Weltsystemkonzeptes für die historische Geographie beleuchtete. Dass sich fünfundzwanzig Geographen zusammenfanden, um über historische Geographie unter weltsystemtheoretischen Prämissen zu diskutieren, war ein bemerkenswerter Vorgang, schließlich waren zu dieser Zeit gerade in der deutschsprachigen Geographie neomarxistische Ansätze nicht gut gelitten. Drei Jahre nach der Konferenz erschien der Konferenzband unter *Nitz*'s Herausgeberschaft. Die fünfundzwanzig Beiträge des Konferenzbandes gliedern sich wie folgt: *Robert Dogshon* (1993, S. 26–41) versuchte das Weltsystemkonzept systemtheoretisch zu verfeinern, *Gerard Hoekveld* (1993, S. 42–61) fragte sich, warum Geographen eigentlich nicht schon früher darauf gekommen seien, da die meisten Komponenten des Weltsystems bereits bei *Friedrich Ratzel*, *Jean Brunhes*, *Albert Demageon* oder *Camille Vallaux* angelegt gewesen seien. *Nitz* (1993, S. 62–83) versuchte den Weltsystem-Ansatz um eine aus heutiger Sicht eher antiquierte Thünen-Interpretation zu erweitern. Gelungen bündelte der Herausgeber hingegen die zentralen Aussagen der Konferenz in der Einführung des Sammelbandes (*Nitz* 1993, S. 1–25). Bei den folgenden einundzwanzig Aufsätzen handelte es sich um empirische Anwendungen des Weltsystemkonzeptes, die der Konferenzband säuberlich unterschied nach Zugehörigkeit zum europäischen Zentrum, Semiperipherie, europäischer Peripherie, amerikanischer Kolonialperipherie und externen Arenen. Selten fielen Untersuchungsraum und Staatsterritorium zusammen. Die Autoren besprachen manchmal Großregionen, konzentrierten sich dann aber auf einzelne Wirtschaftssegmente wie die Plantagenökonomie, den Bergbau oder die Holzwirtschaft. Meistens untersuchten sie eher Regionen innerhalb von Nationalstaaten wie die nördlichen Niederlande oder das westliche Frankreich oder sie befassten sich mit noch kleineren Raumeinheiten und Raumtypen wie beispielsweise Hafenstädten. Die epistemische Privilegierung Mitteleuropas blieb unangetastet. Es gab Beiträge zum frühneuzeitlichen Nordamerika und Osmanischen Reich, zur Karibik und Levante, zur Kapkolonie, der indischen Koromandelküste und zum südostasiatischen Archipel, doch Zweidrittel der Vorträge behandelten das alte Europa.

Die Konferenz erschöpfte sich nicht in der epigonenhaften Übertragung welt-systemtheoretischer Prämissen auf die historische Geographie. Besonders *Nitz* und *Dodgshon* identifizierten Widersprüche im Weltsystemkonzept. Aus ihrer Sicht ging *Wallerstein* davon aus, dass Marktkräfte nationale Grenzen ignorierten und auf die ganze Welt ausgriffen, während Nationalstaaten, teilweise in anachronistischer Rückprojektion, bei ihm weiterhin analytische Basiseinheiten blieben. Die historischen Geographen argumentierten demgegenüber, dass sich Zentren, Semiperipherien und Peripherien regional konstituierten und es nicht die Nationalstaaten waren, die *in toto* in eine andere Kategorie auf- und abstiegen. Ein weiterer Kritikpunkt war die Starrheit des Analyserahmens. Wie konnte es sein, fragten sie, dass die gewaltige Expansion des kapitalistischen Weltsystems vom 16. bis ins 20. Jahrhundert über die gesamte Erde und in alle Lebensbereiche die Funktionalität des Gesamtsystems unberührt ließ? Aus neuerer globalhistorischer Sicht offenbart sich noch ein drittes Defizit: *Wallerstein* untersuchte die Weltwirtschaft unter europäischer Vorherrschaft, während die Handelsbeziehungen außereuropäischer Akteure kaum in den Blick gerieten. Damit zielte das Weltsystemkonzept weniger auf Globalgeschichte als auf eine Weltgeschichte Europas.

Dennoch: Globalgeschichte und historische Geographie befruchteten sich damals gegenseitig. *The Early Modern World-System in Geographical Perspective* bediente sich ausführlich bei der Welt- und Agrargeschichte (*Nitz* 1993), wie auch der Konferenzband einen wichtigen Bezugspunkt für die globalhistorische Kritik an den räumlichen Konfigurationen des Weltsystemkonzeptes bildete (*Osterhammel* 2003, S. 26, 167–168). Trotz der Vorbehalte gilt *Wallersteins* Weltsystemkonzept als Teil der globalgeschichtlichen Ahnengalerie (u. a. *Conrad* 2013, S. 112–119). Viele der damaligen Überlegungen werden heute mit anderen Begrifflichkeiten weitergeführt, wie Studien zu welthistorischen Entwicklungsunterschieden unter dem Stichwort *Great Divergence* zeigen (*Pomeranz* 2000). Ferner firmiert das Zentrum-Peripherie-Modell in zwei Standardwerken zur Globalgeschichte des 19. Jahrhunderts als das wichtigste Grundmuster zur Erfassung räumlicher Konfigurationen in globalem Maßstab (*Bayly* 2006; *Osterhammel* 2008).

Zur Verteidigung *Wallersteins* muss gesagt werden, dass das Weltsystem weniger als historiographischer Ansatz gedacht war, sondern auf eine kausalhistorische Fundierung der Entwicklungstheorie zielte. Das Weltsystemkonzept wurde zum zentralen Antagonisten der konservativen Modernisierungstheorie. Aus Sicht der Weltsystemtheoretiker lösten sich Entwicklungsunterschiede durch gesteigerte Marktintegration nicht auf. Der globale Kapitalismus galt ihnen gerade als Ursache allen Übels. Doch selbst wenn die Weltsystemtheorie seit dem proklamierten Ende der großen Theorien in den 1990er Jahren ausgedient hatte (*Menzel* 1992), bleiben ihre normativen Implikationen angesichts der anhaltenden Ungerechtigkeiten im Welthandel aktuell.



## 2 Was ist Globalgeschichte?

Zwischen Weltgeschichte, Globalgeschichte und den Varianten der transnationalen, transkulturellen und Verflechtungsgeschichte existieren konzeptionelle Unterschiede. Doch die Meisterinnen und Meister des Faches vermeiden allzu rigide Definitionsversuche. Grob lässt sich eine ältere Weltgeschichte der großen Zivilisationen von der neueren Welt- und Globalgeschichte unterscheiden, welche die besprochenen Mängel beseitigen möchte. Dazu geht es um die Ausweitung und Vervielfachung der Maßstabebenen. Weltgeschichte ist häufig auf den ganzen Globus gerichtet, während Globalgeschichte sich eher für interkontinentale Zusammenhänge interessiert, Verflechtungen und Austauschbeziehungen zwischen mindestens zwei Weltregionen in den Mittelpunkt stellt. Demgegenüber geht die transnationale Geschichte vom Nationalstaat aus und möchte seine Grenzen zugleich überwinden. So wird das Deutsche Reich nicht in den Grenzen seines Staatsgebietes von 1871 untersucht, sondern das Kaiserreich in der Welt. Dies bedeutet freilich kein nostalgisches Erinnern an einstige Weltgröße. Vielmehr handelte es sich um kritische Verflechtungsanalysen, die Grenzzonen und Grenzüberschreitungen in den Blick nehmen (vgl. *Conrad* 2006; *Conrad u. Osterhammel* 2006). Dennoch sind die Übergänge oft fließend; eine ultimative Weltformel ist nicht erwünscht. Kulturelle Vielstimmigkeit ist nicht nur Erkenntnisinteresse, sondern in die globalhistoriographische Epistemologie selbst eingeschrieben.

Die neuere Globalgeschichte stieß sich an zwei Geburtswehen der älteren Geschichtsschreibung: am nationalen Untersuchungsrahmen und an ihrer eurozentristischen Selbstbezogenheit (*Conrad* 2016, S. 3–4). Lange schrieben deutsche Historiker vornehmlich deutsche Geschichte und trugen damit zum Nationalbewusstsein bei. Vergleichsweise wenige Gelehrte befassten sich mit der Geschichte jenseits des eigenen Nationalstaates, schrieben dann aber vornehmlich italienische, britische oder französische Geschichte. Die neuere Literatur bezeichnet die oftmals unbewusst vorgenommene Forschungsgrundierung im nationalstaatlichen Rahmen als methodologischen Nationalismus, der damals auch in der Geographie und Kartographie verbreitet war. Das zweite Defizit betrifft die Übertragung europäischer Konzepte und Erfahrungen auf außereuropäische Räume sowie das Ignorieren von außereuropäischer Geschichte, von der wir heute annehmen, dass sie Europa mehr bestimmte, als wir bislang annahmen. Um außereuropäische Geschichte zu schreiben, mussten Globalhistoriker sich des europäischen Superioritätsgefühls entledigen, das im 19. Jahrhundert dazu geführt hatte, dass ein idealisiertes Europa zum Gradmesser für die Wahrnehmung anderer Kulturen wurde. Auch Geographen und Völkerkundler verwiesen außereuropäische Völker auf eine frühgeschichtliche Zivilisationsstufe. Die Verweigerung von Zeitgenossenschaft nannte der niederländische Kulturanthropologe *Johannes Fabian* (2002 [Orig. 1983]) dieses weitverbreitete Phänomen europäischer Wissenschaftsgeschichte.

Seit Mitte des 20. Jahrhunderts hat sich die Geschichtsschreibung verändert. Die nostalgische Verklärung deutscher Heldentaten und kolonisatorischer Leistungen ist wenigstens aus dem akademischen Umfeld verschwunden. Auch die

Übertragung von europäischen Kategorien auf andere Räume und Kulturen wird kritisch gesehen. Dies betrifft auch die lange vorherrschende Erwartung, dass sich demographische Entwicklungen, politische Organisationsformen und volkswirtschaftliche Kerngrößen auf der ganzen Welt nach dem Prinzip der nachholenden Entwicklung an europäische Verlaufsformen angleichen müssten. Stattdessen werden nun weltweite Prozesse und die regionalen Besonderheiten einzelner Weltgegenden gleichermaßen in den Blick genommen. Viele historische Analysebegriffe und -konzepte entstammen der europäischen Geschichte, so z.B. Feudalismus, Nationsbildung, Urbanisierung und Industrialisierung. Es reicht daher z.B. nicht aus, den Begriff des Bürgers oder der Bourgeoisie einfach auf außereuropäische Weltregionen zu übertragen (Pernau 2007). Und natürlich unterliegt bereits die grundlegende Epocheneinteilung von Mittelalter, früher Neuzeit und Moderne europäischen Vorstellungen. Die neue Weltgeschichte kann diese Epocheneinteilung nicht einfach übernehmen, aber die kontinentalen Chronologien können sich dennoch annähern. Für das 19. Jahrhundert unterscheidet Jürgen Osterhammel (2009, S. 102–114, 1284–1286) in seinem Opus Magnum eine globale Sattelzeit von 1770 bis 1830, eine Phase europäischer Zentralität unter britischer Hegemonie und ein globales Schwellenjahrzehnt der 1880er Jahre, das als hochimperialistisches Scharnier schließlich in der Jahrhundertwende mündete. Globalgeschichte möchte also weder die europäische Hegemonie im langen 19. Jahrhundert verleugnen noch Weltgeschichte ausschließlich von den »Rändern« schreiben. Wie so oft gilt es, das richtige Maß zu finden, auch bezüglich der verwendeten Kategorien.

Globalgeschichte verlangt uns noch mehr ab als eine Überprüfung der verwendeten Wissenschaftskonzepte auf ihre Herkunft und der in sie eingeschriebenen Machtverhältnisse. Sie stellt an uns die Aufgabe, vermeintliche Gewissheiten und internalisierte Denkgewohnheiten zu hinterfragen, die die meisten Leser dieses Aufsatzes sicherlich vorwiegend im europäischen Umfeld erworben haben dürften. Diesem kognitiven Eurozentrismus ist schwer beizukommen. Nach Jürgen Osterhammel (2017, S. 13, 2008, S. 20) ist es deswegen hilfreich, sich mit mehr als einem Kontinent zu befassen. Egal ob als Historikerin oder Geograph sollten wir die Handlungsmacht und die Erfahrungen der Menschen in den so genannten Peripherien ernst nehmen. Dazu braucht es interkulturelle Kompetenzen, einschließlich Sprach- und Quellenkenntnissen, wie sie nur durch längere Studien- und Forschungsaufenthalte und durch Forschungskooperationen erworben werden können. Bewegen wir uns hier nicht im ureigenen Metier der Geographie? Zumindest gehörte dies einmal zu unseren Schlüsselkompetenzen.

### 3 Globalgeschichte: Kurze Werkschau und Verfahren

Nach Jahrzehnten der programmatischen Debatte wollte Globalgeschichte geschrieben werden. Obwohl die globalen Epochenporträts die Globalgeschichte überstrahlen, sind sie keinesfalls genretypisch. Wer verfügt schon über die Fähigkeit, eine große Bandbreite an Themen zu überblicken? Wer kennt die neuesten

Forschungsstände und Untersuchungen aus mehreren Weltregionen? Globalgeschichte ist daher häufig nicht global, selbst wenn sie Prozesse beschreibt, die auf der ganzen Welt wirkten. Der globalhistorische Normalfall ist bescheidener dimensioniert, meist interkontinental statt erdumspannend. Und er bezieht sich auch nicht nur auf eine Maßstabsebene. Aus großer Flughöhe betrachten Globalhistoriker die gesamte Erde, einzelne Weltregionen und ihre Verbindungen über die Ozeane und Handelsstraßen. Sie erkennen Nationalstaaten, pulsierende Metropolen und selbst abgelegene Orte, die in das Rampenlicht der Weltöffentlichkeit gerieten.

Die spezifischen Verfahren der Globalgeschichte sollen kurz an zwei großen Werken über das lange 19. Jahrhundert veranschaulicht werden. *Christopher Baylys* 2006 ins Deutsche übersetzte Buch *Die Geburt der modernen Welt* ist das erste Werk, das diese Perspektive in eine globale Jahrhundertssynthese umsetzte. Das zwei Jahre zuvor erschienene englische Original führt mit »*Global Connections and Comparisons*« das entscheidende Begriffspaar im Untertitel (2004), das auf die grundlegenden Verfahren der globalgeschichtlichen Perspektive verweist. *Bayly*, einem Imperialhistoriker von der Cambridge University, gelang es, vormals die in regionalen und nationalen Geschichten separat behandelten Erzählungen miteinander zu verknüpfen. Europa stand weiterhin im Zentrum, doch die Verbindungen mit zentralen Entwicklungen in Asien, Afrika, Nord- und Südamerika gerieten ebenfalls ins Visier. *Bayly* beschrieb Revolutionen, Industrialisierung, Urbanisierung, Nationen und Ideologien in allen großen Weltregionen und versuchte zu bestimmen, auf welche Weise einzelne Ereignisse und Prozesse durch Transfers, Ideenaustausch und wechselseitige Beziehungen zusammenhingen. In die angestammte Domäne der Geographie fällt speziell das letzte Kapitel zur Vernichtung indigener Völker und zur ökologischen Verwüstung der Welt. Die weltweite Verringerung kultureller und biologischer Vielfalt erscheint hier als wechselseitiger Prozess mit ähnlichen Verlaufsformen in verschiedenen Weltregionen: Eine weiße Siedlerflut ergoss sich über den amerikanischen Kontinent, über Ozeanien und Eurasien, dezimierte die indigene Bevölkerung und gestaltete ihren Lebensraum massiv um. Wälder wurden gerodet, Wildtiere und Fische ausgerottet, die Allmende in private Landparzellen weißer Siedler umgewandelt (*Bayly* 2006, S. 538–561).

*Baylys* Weltsynthese wurde als Meisterwerk der neuen Globalgeschichte gefeiert. Überschießendes Lob traf gelegentlich auf beißende Kritik: Während *Niall Ferguson*, Reinkarnation des alten Typus des nostalgischen Imperialhistorikers, das Buch auf dem Buchrücken befremdlich als gelungene »*Entfernungs-auslöschende Synthese*« lobte (*Bayly* 2004) und *Herfried Münkler* (2006), Politikwissenschaftler und profiliertes Public Intellectual eines neuen deutsch-europäischen Militärinterventionismus, in der *Zeit* *Baylys* Überwindung des Eurozentrismus begrüßte, ging *Jan N. Pieterse* die modernistische Vorstellung globaler Uniformität zu weit. Der Soziologe und Globalisierungsforscher warf *Bayly* vor, er habe das europäische Überlegenheitsgefühl des 19. Jahrhunderts lediglich durch eine neue Form eines machtgebundenen Eurozentrismus ersetzt (*Pieterse* 2005, S. 113–125; vgl. *Conrad* 2013, S. 253–256).

*Die Verwandlung der Welt* ist ein ebenso monumentales Werk der neueren Welt- und Globalgeschichtsschreibung. Mehr als *Bayly* legte der damals in Konstanz lehrende *Jürgen Osterhammel* (2009) das Gewicht auf die wechselseitige Dynamik von globalen Prozessen und regionalen Entwicklungsformen. Reflexionen über das kulturelle Gedächtnis, über Zeit und Raum folgen acht Kapitel zu großen Jahrhundertthemen, die Deutschlands prononciertester Globalhistoriker als »panoramatische Wirkungsbereiche« bezeichnet. Für historische Weltgeographien böten Sesshaftigkeit und Mobilität, *Frontier*, Stadt, Staat und Imperien manche Anknüpfungspunkte. Diese Themen werden im letzten Viertel des Buches in sieben Kapiteln zu Energieregime, Industrialisierung, Arbeits- und Wissensordnungen, Zivilisierungsvorstellungen und Ausgrenzungspraktiken präzisiert. Wenn wir nach etwas suchen, was das Lesevergnügen schmälert, dann können wir die Anwürfe gegen *Bayly* auf den Kopf stellen: Statt die Vorstellung einer von Europa ausgehenden Modernisierung fortzuschreiben, verzichtet *Jürgen Osterhammel* auf ein vereinheitlichendes Narrativ, so dass Themenwahl und Erzählstruktur bisweilen postmodern beliebig wirken können. Allein der Autor schafft Ordnung, während die *Verwandlung der Welt* keiner höheren Logik folgt.

#### 4 Globalgeschichtliche Perspektiven der angloamerikanischen Geographie

Die englischsprachige Geographie griff in jüngerer Zeit sporadisch globale Themen auf. Ein Sammelband von *Diarmid Finnegan* und *Jonathan Wright* (2015) enthält globalhistorische Aufsätze, die wir im deutschen Sprachraum eher der Wissenschaftsgeschichte zuordnen würden. In einem anregenden Nachwort denkt *Charles Withers* (2015, S. 245–55) über bisherige Konzepte und Tücken für zukünftige »*global histories and geographies*« des langen 19. Jahrhunderts nach. *Miles Ogborn* (2008) rekonstruiert Biographien, um zu zeigen, wie Gelehrte, Weltenbummler, eigenwillige Frauen und indigene Persönlichkeiten des 16. bis 18. Jahrhunderts in globale Prozesse verstrickt waren. *Johanna Skurnik* und *Dean Bond* veranstalteten im August 2018 eine Sitzung der *Royal Geographical Society* zu historischer Geographie und Globalgeschichte, die sich mit empirischen Einzelstudien aus verschiedenen Winkeln der Erde befasste. Diese Weltorientierung der angloamerikanischen Geographie ist selbst eine unmittelbare Folge des britischen Weltreiches. So ist die Zahl der Lehrstühle für historische Geographie über das Gebiet der ehemaligen Siedlungskolonien vergleichsweise hoch und führte zu regen Kommunikations- und Austauschbeziehungen zwischen weit voneinander gelegenen Weltgegenden. Auch konzeptionell geht die *historical geography* über die historische Siedlungs- und Kulturlandschaftsforschung hinaus und bezieht viel stärker kulturgeographisch informierte Ansätze in ihre Überlegungen ein (u.a. *Butlin* 1993; *Dodgshon* 1998; *Baker* 2003). Schon die Themenvielfalt im *Journal of Historical Geography* zeigt diese Bandbreite an.

Da dem britischen Weltreich in der Öffentlichkeit eine größere Bedeutung für die eigene Geschichte zugeschrieben wurde als hierzulande und schon im frühen 20. Jahrhundert eine Fülle von historisch-geographischen Arbeiten entstanden

war, ist es nicht verwunderlich, dass britische Geographen sich ausführlicher mit Imperialgeschichte befassten. Schon aufgrund seiner schieren Ausdehnung ist es für das 19. Jahrhundert ein vergleichsweise kleiner Schritt von einer auf das *British Empire* zentrierten Imperialgeschichte zur Globalgeschichte. Umso schwieriger scheint hingegen die Überwindung der intellektuellen und kognitiven *Britishness*, was sich oft auch schon anhand der verwendeten Quellen und Forschungsliteratur zeigt.

Augenfällig ist dies in dem monumentalen Alterswerk *Robin Butlins* (2009), das zwar kurze Überblicke über die Geographischen Gesellschaften aus anderen europäischen Staaten enthält und gelegentlich auf die Kolonien der europäischen Konkurrenten eingeht, aber überwiegend dem britischen Weltreich verpflichtet bleibt. Dennoch ist die Fülle an Sachthemen beeindruckend: *Geographies of Empire* enthält Kapitel zu Demographie, Migration, Verkehr, Kommunikation, Umweltveränderungen, zu Städten und der wirtschaftlichen Erschließung in der Zeit von 1880 bis 1960. Wenn sich an einem solchen Werk immer etwas bemängeln lässt, so fällt auf, dass die Tropenmedizin, strukturelle Veränderungen in Produktion und Handel, Kolonialkriege und Massaker, Willkür und Widerstand etwas zu kurz kommen. Nicht dass der Nestor der historischen Geographie des Vereinigten Königreichs imperiale Gewaltverhältnisse in den rund sechshundert Seiten verharmlosen würde, aber in den Kapiteln zu Expeditionen und Geographische Gesellschaften hätte sich die Untersuchung imperialer Dienstbarkeiten und gewaltvoller Übergriffe angeboten. Schließlich gingen auch Forschungsreisende und Geographen gewaltsam gegen die Dorfbevölkerung und ihre eigenen Träger vor oder sie profitierten unmittelbar von der Niederschlagung von Widerständen durch Kolonialtruppen, die ihnen überhaupt erst die Durchführung ihrer Forschungsarbeiten ermöglichten. Geographische Wissensbestände wurden in diesem Zuge eingesetzt zur Beherrschung der Kolonisierten und zur kolonialen Kriegsführung. Ebenfalls damit verbunden ist die Frage nach Aneignung und Raub von Objekten und menschlichen Gebeinen. Diese Aspekte geographischer und völkerkundlicher Expeditionen untersuchten bisher weder *Butlin* noch andere Geographen gründlich.

Trotz der beeindruckenden Sachkenntnis des Autors gelingt es dem Buch nicht, die Möglichkeiten der Komparatistik auszuschöpfen. Konzeptionell bildet der Vergleich den wenig eingelösten intellektuellen Horizont des Buches. Verflechtungen werden so gut wie überhaupt nicht herausgearbeitet, neuere theoretische und methodische Ansätze eher referiert als reflektiert. Ein Rezensent kritisiert, das Buch tendiere dazu, Themen anzuschlagen, die eben traditionell in den disziplinären Zuständigkeitsbereich der Geographie fielen, ohne dass *Butlin* verstünde, eigenständige Impulse zu setzen (*Collins* 2010). Nach einem halben Jahrhundert der historisch-geographischen Expertise und fünfzehn Jahren der Beschäftigung mit der Imperialgeschichte versäumte der Autor, nach bester britischer Tradition selbst zu argumentieren. Insofern verwundert es nicht, dass *Geographies of Empire* eher als Überblickswerk und Lehrbuch wahrgenommen wurde. Doch den präferierten Adressatenkreis von Bachelor- und Masterstudierenden vermag das Buch kaum zu erreichen, da es als Pflichtlektüre weder in

historischen noch in geographischen Seminaren eine prominente Rolle spielt, geschweige denn im deutschen Sprachraum, in dem das Buch zwar zur Kenntnis genommen wurde (Oberhaus 2011; Stuchtey 2011), aber die historische Geographie sich bisher nicht um Kolonialimperien kümmerte. So gilt für *Geographies of Empire*, was Butlin (2002, S. 123) in einer Rezension zur *Oxford History of the British Empire* anmerkte: »There remains, however, much scope, not least for geographers, for writing and representing the histories of the British Empire in rather different ways.« Robin Butlin ist einen wichtigen Schritt gegangen und doch zeigt das Buch, wie anspruchsvoll es ist, globalgeschichtliche Geographien zu schreiben. Davon entmutigen lassen sollten wir uns aber nicht.

## 5 Historisch-geographische Verbindungen mit den Area Studies

Tatsächlich liegt der Anfang der neueren Globalgeschichte in der außereuropäischen Geschichtsschreibung. Christopher Bayly galt als einer der führenden Südasien-Historiker Großbritanniens, Jürgen Osterhammel begann seine Karriere als China-Historiker mit einem Faible für kritische Perspektiven auf die Geographie- und Kolonialgeschichte. Selbst wenn Globalgeschichte in den Weltzentren geschrieben wurde: Sie wurde auch von der Peripherie aus gedacht.

Materialgesättigte Area Studies gelten als unentbehrliches Fundament für die Globalgeschichte und haben in jüngster Zeit noch an Bedeutung gewonnen (Conrad 2013, S. 49, 91). Gerade durch die Beherrschung mehrerer europäischer und vielleicht auch außereuropäischer Sprachen, durch lokale Quellenkenntnis und umfassendes Kontext- und Querschnittswissen versprechen die Area Studies neue Sichtweisen auf Themengebiete, die von einer europazentrierten Geschichtsschreibung kaum zufriedenstellend bearbeitet werden können. Dabei ist es notwendig, die Rolle lokaler Eliten und subalterne Stimmen stärker zu beachten, als dies globalen Generalisten gelingt. Gerade die Geographie könnte dazu beitragen.

Aufgrund ihrer Vergangenheit sind Area Studies in Verruf geraten. Besonders die regionale und historische Geographie wird innerhalb der eigenen Fachgemeinschaft teilweise immer noch mit Theoriearmut und einer nationalistischen und kolonialen Wissenserzeugung in Verbindung gebracht, wie sie im frühen 20. Jahrhundert vorherrschte. Dabei haben sich die Area Studies in den letzten Jahrzehnten neu erfunden. Als Transregional Studies zielen sie heute weit mehr auf die Überwindung von Eurozentrismus und Nationalismus als systematische Wissenschaften. Statt abgeschlossene Raumeinheiten zu verdinglichen, betonen sie, wie sich grenzüberschreitende Verbindungen und interkontinentale Austauschprozesse mit der Zeit veränderten (Middell 2019; Verne u. Doevevspeck 2014).

Skizzenhaft lässt sich die Wissenschaftsgeschichte der Area Studies in drei Wellen darstellen, wie sie der in Singapur lehrende Geograph James Sidaway (2012) und die Konstanzer Wissenschaftshistorikerin Anne Kwaschik (2018) unabhängig voneinander entwarfen. Die erste Welle dominierten demnach die Kolonialwissenschaften, inklusive der Kolonialgeographie und der Völkerkunde,

die von der Verbreitung des Telegrafen und der Dampfschiffahrt stark profitiert hätten. Die zweite Welle habe in Wechselwirkung mit der Dekolonisierung und dem Kalten Krieg die Grundprinzipien und Darstellungsweisen der Area Studies in der Nachkriegszeit transformiert. Es war die Zeit des Aufstiegs der Politikwissenschaft und Soziologie sowie der philologisch orientierten Regionalwissenschaften wie Sinologie, Indologie oder Lateinamerikanistik. Für diese Epoche wurde lange die Dominanz eines sozialwissenschaftlichen Modells aus den Vereinigten Staaten angenommen. *Sidaway* betont überdies die Bedeutung der massenmedialen Verbreitung des Fernsehens und die Zunahme des Flugverkehrs, *Anne Kwaschik* wissenspolitische Aushandlungen, wie z.B. über die Rockefeller- und die Ford-Stiftung, die vor allem in Nordamerika, Großbritannien und Frankreich als wichtige Mäzene aufgetreten seien. Allerdings wurde die Dominanz des nordamerikanischen Wissenschaftsmodells jüngst eher bezweifelt und länderspezifischen Akteurskonstellationen und Aushandlungsprozessen ein stärkeres Gewicht zugewiesen (*Marung* 2019, S. 23–28). In dieser zweiten Phase überwog immer noch die nationalstaatliche Perspektive, die jedoch mit dem Ende des Kalten Krieges und der zunehmenden Globalisierung in den 1990er Jahren ihren Niedergang fand. Der Osteuropaforschung wurde nun vorgeworfen, dass sie den Zusammenbruch des realexistierenden Sozialismus nicht vorausgesehen habe. Die Anschläge des 11. September 2001 untergruben das Renommee der Nahoststudien, da ihnen ein naiver Umgang mit dem »islamischen Kulturkreis« vorgeworfen wurde. Doch schon bald begannen sich die Krisensymptome der Area Studies wieder zu verflüchtigen. Neue Zentren entstanden in Hamburg, Berlin und Leipzig. Weitere interdisziplinäre, auf transregionale Beziehungen ausgerichtete Forschungszusammenhänge folgten in den vergangenen Jahren (*Schäbler* 2007). Die dritte Welle der Area Studies orientiert sich an der Idee einer multipolaren Welt und betont globale Prozesse und interkontinentale Verflechtungen (*Sidaway et al.* 2016, S. 777–790). Weltregionen werden nicht länger als abgeschlossene kulturelle Einheiten verstanden. Vielmehr wird der Austausch von Gütern, Kapital, Menschen und Ideen über Grenzen hinweg thematisiert. Heutzutage sind Area Studies oft interdisziplinär, theorieversiert und dennoch vorwiegend an empirischen Untersuchungen interessiert.

Nicht vergessen werden sollte, dass zentrale postkoloniale Theorieangebote gerade aus regionalwissenschaftlichen und regionalhistorischen Forschungszusammenhängen stammen (*Chakrabarty* 2010). Allerdings kritisierte jüngst der in Indien geborene und in den Vereinigten Staaten lehrende Soziologe *Vivek Chibber* (2018), dass postkoloniale Theorien gelegentlich die außereuropäische Welt reorientalisieren. Während früher europäische Kolonial- und Auslandskundler die außereuropäischen Zivilisationen als fundamental verschieden von der europäischen Kultur darstellten und sie zugleich als unveränderliche Wesenseinheiten begriffen, erkennt *Chibber* bei postkolonialen Denkern eine überbordende Differenzsetzung von Analysekonzepten und Lebensweisen (*Warren* 2017). Die Debatte in den Area und Transregional Studies über das Verhältnis zwischen Westen und Orient, zwischen globalem Norden und Süden ist also keineswegs abgeschlossen.



## 6 Schlussbetrachtung

Es ist paradox. Die historische Geographie diskutierte globalgeschichtliche Ansätze in den frühen 1990er Jahren, als sie die Möglichkeiten des Weltsystemkonzeptes untersuchte, dessen Beschränkungen diskutierte und über Erweiterungen nachdachte. Doch die globale Perspektivenausweitung flaute hierzulande just in dem Moment wieder ab, als eine globalhistorische Forschungsperspektive unter Historikerinnen und Historikern im Entstehen begriffen war. So haben historische Geographen bisher kaum etwas zu globalhistorischen Diskussionen beigetragen, während Globalhistoriker die Bedeutung von Raumkonzepten und der historischen Geographie als sehr groß einschätzen. *Jürgen Osterhammel* greift für seine Analysen immer wieder auf historisch-geographische Arbeiten zurück, und der Gießener Historiker *Friedrich Lenger* (2009) schreibt in einer Rezension zur *Verwandlung der Welt*, dass im Zuge verschiedener Turns die Teildisziplinen historische Demographie, Wirtschaftsgeschichte und historische Geographie zwar außer Mode geraten seien, aber »auch im 21. Jahrhundert unverzichtbare Bestandteile einer umfassenden Geschichtswissenschaft« blieben.

Nachdem Historikerinnen und Historiker seit Jahren zu Räumen und zur Kartographiegeschichte forschen, rückt nun die historische Geographie in den Fokus. Wollen wir historische Globalgeographien gleichsam der Geschichtswissenschaft überlassen oder sollte die historische Geographie nicht selbst zur Globalgeschichte beitragen? Wäre es nicht an der Zeit, die Subdisziplin mehr der Geschichtswissenschaft anzunähern, wenn Historiker oft weniger Vorbehalte gegenüber der historischen Geographie haben als viele kulturgeographisch orientierte Geographinnen und Geographen?

Es müsste nicht gleich eine historische Weltgeographie sein. Ein Anfang wären themenbasierte Untersuchungen von interkontinentalen Verbindungen und anverwandten Prozessen in zwei Weltregionen. Dies läge auch im Möglichkeitshorizont der historischen Siedlungs- und Kulturlandschaftsforschung. Außerdem böten sich dazu neue Kooperationen jenseits der Geographie mit der Umweltgeschichte, der Kolonialgeschichte oder einer sich gleichsam neu erfindenden historischen Landeskunde an.

Nicht alle Fragen konnten mit diesem Aufsatz ausgeleuchtet werden. Wie angemessen und zweckdienlich ist allein schon die semantische Dopplung von »Geo« und Welt? Da sich die Erdbeschreibung Γη (Ge) meist auf den Erdboden, auf Länder, Landschaften und räumliche Konfigurationen oder jüngst vielfach nur noch auf Raumnarrative bezog, mag es doch sinnvoll erscheinen, daran begrifflich zu erinnern, dass historische Geographie auch eine historische Weltkunde sein könnte. Von daher scheinen die im Englischen gebräuchlichere Begriffe der *world geography* oder *global geography*, gelegentlich auch in Erweiterung der *historical geography* für den deutschen Sprachraum nicht völlig überflüssig zu sein.

Aber aufgepasst: Nicht jeder historische Geograph muss Weltgeograph werden. Dass man sich nicht zwischen Mitteleuropa oder dem Rest der Welt entscheiden muss, zeigt schon *Hans-Jürgen Nitz*, der dem Vorstand des *Arbeitskreises für*

*genetische Siedlungsforschung in Mitteleuropa* angehörte und eben auch für die *Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie* als Mitherausgeber fungierte (Vits 2002, S. 35). So wäre zunächst vorstellbar, dass Untersuchungen von Siedlungsprozessen und Landschaftsveränderungen über vermeintliche Kultur- und Zivilisationsgrenzen hinweg gewinnbringende Einsichten versprechen. Ganz besonders könnte die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Weltkultur- und Weltnaturerbe von globalgeschichtlichen Perspektiven profitieren. Mögen sich daher gerade auch historisch interessierte Geographinnen und Geographen anderer Fachrichtungen angesprochen fühlen, um darüber nachzudenken, ob eine historische Weltgeographie nicht die Geographie sein könnte, die wir immer wollten, bisher aber nicht zu schreiben vermochten.

## 7 Zusammenfassung

Während die historische Geographie im deutschen Sprachraum nach wie vor vorwiegend auf mitteleuropäische Siedlungs- und Kulturlandschaftsgebiete ausgerichtet ist, haben in der Geschichtswissenschaft globalhistorische Perspektiven an Bedeutung gewonnen. Allerdings kennt die historische Geographie hierzulande ebenfalls eine Perspektivenerweiterung auf außereuropäische Weltregionen und weltweite Interdependenzen. Dazu trug 1990 eine internationale Konferenz in Göttingen bei, die historisch-geographische Perspektiven auf das frühneuzeitliche Weltssystem beleuchtete. Diese Entwicklung brach im deutschen Sprachraum just zu einem Zeitpunkt wieder ab, als die neue Globalgeschichte zu einem historiographischen Trend wurde. Aber könnten Geographinnen und Geographen globalhistorische Perspektiven nicht wieder aufgreifen? Der Autor diskutiert die Möglichkeiten einer historischen Weltgeographie. Dazu werden globalhistorische Entwicklungen und Verfahren skizziert. Mit Blick auf den angloamerikanischen Sprachraum wird gezeigt, dass historische Geographen sporadisch globalhistorische Perspektiven aufgreifen. Anknüpfungspunkte und ein möglicher Zwischenschritt könnten die Area Studies bieten, die zunehmend grenzüberschreitende und Grenzen nivellierende Prozesse untersuchen.

## Summary

### Historical geography and global history

While historical geography in Germany is still oriented towards historical geographies of landscapes and rural settlements predominantly in Central Europe, global perspectives have gained importance in historical research. However, there have been earlier attempts in historical geography to broaden perspectives and to include the non-European world and global interdependencies. Most important has been the critical examination of the world system approach at a conference in Göttingen in 1990. However, this line of research ceased just at a time when world history became increasingly important. Therefore, the question arises if a world historical geography would not constitute a prolific research agenda, particularly since Anglo-American geography has sporadically incorporated global historical perspectives. To start and move the discussion forward, the author outlines principles of global history. New alliances and research networks in the field of area studies provide new opportunities since it was reconfigured as transregional studies in recent years emphasizing border-transgressing and border-undermining phenomena today.

## Literatur

- Baker, Alan (2003):* Geography and history: Bridging the divide. – Cambridge.
- Bayly, Christopher (2004):* The birth of the modern world: Global connections and comparisons. – Malden, MA and Oxford.
- Bayly, Christopher (2006):* Die Geburt der modernen Welt: Eine Globalgeschichte, 1780–1914. – Frankfurt a.M.
- Butlin, Robin (2009):* Geographies of empire. European empires and colonies c.1880–1960. – Cambridge.
- Butlin, Robin (2002):* The bits of the map formerly coloured red: The Oxford history of British Empire, Volumes III–V. – In: Journal of Historical Geography 28/1, S. 118–224.
- Butlin, Robin (1993):* Historical geography through the gates of space and time. – London.
- Chakrabarty, Dipesh (2010):* Europa als Provinz: Perspektiven postkolonialer Geschichtsschreibung. – Frankfurt a.M.
- Chibber, Vivek (2018):* Postkoloniale Theorie und das Gespenst des Kapitals. – Berlin.
- Collins, Michael (2010):* Rezension zu Robin A Butlin: Geographies of empire: European empires and colonies c. 1880–1960. – In: Reviews of History, Nr. 851, (<https://reviews.history.ac.uk/review/851>, letzter Zugriff: 01.12.2020).
- Conrad, Sebastian (2013):* Globalgeschichte: Eine Einführung. – München.
- Conrad, Sebastian (2016):* What is global history. – Princeton and Oxford.
- Conrad, Sebastian u. Osterhammel, Jürgen [Hrsg.] (2006):* Das Kaiserreich transnational: Deutschland in der Welt 1871–1914. – 2. Aufl. Göttingen.
- Dodgson, Robert (1998):* Society in time and space: A geographical perspective on change. – Cambridge.
- Dodgson, Robert (1993):* The early modern world-system: A critique of its inner dynamics. – In: Nitz, Hans-Jürgen [Hrsg.]: The early modern world-system in geographical perspective. Stuttgart (Erdkundliches Wissen, Bd. 110), S. 26–41.
- Fabian, Johannes (2002):* How anthropology makes its object. – New York [Orig. 1983].

- Fehn, Klaus (1998)*: Der Beitrag von Hans-Jürgen Nitz zur Methodik und Forschungsgeschichte der Historisch-genetischen Siedlungsgeographie. – In: Nitz, Hans-Jürgen [Hrsg.]: Allgemeine und vergleichende Siedlungsgeographie. Berlin (Kleinere Geographische Schriften, Bd. 9), S. 9–25.
- Finnegan, Diarmid u. Wright, Jeremy [eds.] (2015)*: Spaces of global knowledge: Exhibition, encounter and exchange in an age of empire. – London and New York.
- Gradmann, Robert (1965)*: Lebenserinnerungen. – Stuttgart.
- Gräbel, Carsten (2015)*: Die Erforschung der Kolonien. Expeditionen und koloniale Wissenskultur deutscher Geographen, 1884–1919. – Bielefeld.
- Hoekveld, Gerard (1993)*: World-System-Theory: Implications for historical and regional Geography. – In: Nitz, Hans-Jürgen [Hrsg.]: The early modern world-system in geographical perspective. Stuttgart (Erdkundliches Wissen, Bd. 110), S. 42–61.
- Kwaschik, Anna (2018)*: Der Griff nach dem Weltwissen: Zur Genealogie von Area Studies im 19. und 20. Jahrhundert. – Göttingen (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 229).
- Lenger, Friedrich (2009)*: Rezension zu: Osterhammel, Jürgen: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts. – In: H-Soz-Kult, 13.03.2009, ([www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-12650](http://www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-12650), letzter Zugriff: 13.12.2020).
- Marung, Steffi (2019)*: Transregionality in the history of area studies. – In: Middell, Matthias [ed.]: The Routledge handbook of transregional studies. New York and London, S. 23–28.
- Menzel, Ulrich (1992)*: Das Ende der Dritten Welt und das Scheitern der großen Theorie. – Frankfurt a.M.
- Middell, Matthias [ed.] (2019)*: The Routledge handbook of transregional studies. – New York and London.
- Münkler, Herfried (2006)*: Achsenzeit der Menschheit: Christopher Baylys bemerkenswerte Globalgeschichte des langen 19. Jahrhunderts überwindet die eurozentrische Perspektive. – DIE ZEIT, 07.12.2006 Nr. 50, ([www.zeit.de/2006/50/P-Globalgeschichte](http://www.zeit.de/2006/50/P-Globalgeschichte), letzter Zugriff: 13.12.2020).
- Nitz, Hans-Jürgen (1998)*: Allgemeine und vergleichende Siedlungsgeographie. – Berlin (Kleinere Geographische Schriften, Bd. 9).
- Nitz, Hans-Jürgen [Hrsg.] (1993)*: The early modern world-system in geographical perspective. – Stuttgart (Erdkundliches Wissen, Bd. 110).
- Nitz, Hans-Jürgen (1993)*: The European world-system: A von Thünen interpretation of its continental sector. – In: Nitz, Hans-Jürgen [Hrsg.]: The early modern world-system in geographical perspective. Stuttgart (Erdkundliches Wissen, Bd. 110), S. 62–83.
- Nitz, Hans-Jürgen (1993)*: General introduction. – In: Nitz, Hans-Jürgen [Hrsg.]: The early modern world-system in geographical perspective. Stuttgart (Erdkundliches Wissen, Bd. 110), S. 1–25.
- Oberhaus, Salvador (2011)*: Rezension zu Robin Butlin: Geographies of empire: European empires and colonies c. 1880–1960. – In: Sehepunkte 11 Nr. 6, (<http://www.sehepunkte.de/2011/06/18149.html>, letzter Zugriff: 03.11.2019).
- Ogborn, Miles (2008)*: Global lives: Britain and the world, 1550–1800. – Cambridge and New York (Cambridge Studies in Historical Geography, Bd. 41).
- Osterhammel, Jürgen (2017)*: Die Flughöhe der Adler: Historische Essays zur globalen Gegenwart. – München.
- Osterhammel, Jürgen (2009)*: Die Verwandlung der Welt: Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts. – München.
- Osterhammel, Jürgen (2008)*: Alte und neue Zugänge zur Weltgeschichte. – In: Osterhammel, Jürgen [Hrsg.]: Weltgeschichte. Stuttgart, S. 9–32.

- Osterhammel, Jürgen (2003):* Geschichtswissenschaft jenseits des Nationalstaats: Studien zu Beziehungsgeschichte und Zivilisationsvergleich. – 2. Aufl. Göttingen (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 147).
- Pernau, Margit (2007):* Transkulturelle Geschichte und das Problem der universalen Begriffe: Muslimische Bürger im Dehli des 19. Jahrhunderts. – In: Schäßler, Birgit [Hrsg.]: Area Studies und die Welt. Wien, S. 117–149.
- Pieterse, Jan (2005):* The long nineteenth century is too short. – In: Victorian Studies 2005, S. 113–125.
- Pomeranz, Kenneth (2002):* The great divergence: China, Europe, and the making of the modern world economy. – Princeton.
- Schäßler, Birgit (2007):* Vorwort und Einleitung. – In: Schäßler, Birgit [Hrsg.]: Area Studies und die Welt. Weltregionen und neue Globalgeschichte. Wien, S. 7–10 und S. 11–44.
- Schenk, Winfried [Hrsg.] (2002):* Robert Gradmann: Vom Landpfarrer zum Professor für Geographie. – Leinfelden-Echterdingen.
- Sidaway, James; Ho, Elaine; Rigg, Jonathan u. Woon, Chih Yuan (2016):* Area studies and geography: Trajectories and manifesto. – In: Environment and Planning D: Society and Space 34/5, S. 777–790.
- Sidaway, James (2012):* Geography, globalization, and the problematic of area studies. – In: Annals of Association of American Geographers 103/4, S. 984–1002.
- Stuchtey, Benedikt (2011):* Rezension zu: Robin Butlin: Geographies of empire. European empires and colonies c.1880–1960, Cambridge. – In: H-Soz-Kult, 14.01.2011, ([www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-13471](http://www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-13471), letzter Zugriff: 03.12.2020).
- Verne, Julia u. Doevenspeck, Martin (2014):* Von Pappkameraden, diffusen Bedenken und einer alten Debatte: Gedanken zur Bedeutung von regionaler Spezialisierung und Area Studies in der Geographie. – In: Geographische Zeitschrift, Bd. 102, S. 7–24.
- Vits, Brigitta (2002):* In Memoriam Hans-Jürgen Nitz. – In: AKA-Newsletter (Arbeitskreis für Agrargeschichte) II, S. 34–39.
- Wallerstein, Immanuel (2012):* Das moderne Weltsystem, 4 Bde. – Wien.
- Warren, Rosie (2017):* The debate on postcolonial theory and the specter of capital. – London and New York.

---

## Anschriften der Autoren, Herausgeber und Vorstandsmitglieder des Arbeitskreises

### Autoren und Herausgeber

*Drs. Peter Burggraaff:* Am Mühlenberg 6, D-53539 Kelberg. E-Mail: peter.burggraaff@t-online.de

*Prof. Dr. Małgorzata Chorowska:* Wrocław University of Science and Technology, Faculty of Architecture – ul. Bolesława Prusa 53/55, PL 50-317 Wrocław. E-Mail: malgorzata.chorowska@pwr.edu.pl

*Prof. Dr. Paweł Duma:* Institute of Archaeology, University of Wrocław. – ul. Szewska 48, PL 50-139 Wrocław. E-Mail: pawel.duma@uwr.edu.pl

*Prof. Dr. Hans-Rudolf Egli:* Geographisches Institut, Universität Bern – Hallerstraße 12, CH-3012 Bern. E-Mail: hans-rudolf.egli@bluewin.ch

*Prof. Dr. Klaus Fehn:* Fridtjof-Nansen-Straße 11, D-53127 Bonn. E-Mail: k.fehn@uni-bonn.de

*Prof. Dr. François Genton:* l'Institut des langues et cultures d'Europe, Afrique, Amérique, Asie et Australie Bâtiment G Stendhal Université Grenoble Alpes CS 40700 – F-38058 Grenoble cedex 9. E-Mail: francois.genton@univ-grenoble-alpes.fr

*Dr. Carsten Gräbel:* Eberhard Karls Universität Tübingen, Institut für Geschichtsdidaktik und Public History – Wilhelmstraße 36. D-72074 Tübingen. E-Mail: carsten.graebel@geschichte.uni-tuebingen.de

*Prof. Dr. Eike Gringmuth-Dallmer:* Ostseestraße 98, D-10409 Berlin. E-Mail: eike.gringmuth@gmail.com

*Dr. Klaus-Dieter Kleefeld:* LVR-Abteilung Digitales Kulturerbe – Gürzenich-Quartier, Augustinerstraße 10–12, D-50667 Köln. E-Mail: klaus-dieter.kleefeld@lvr.de

*Dr. Tomáš Klír:* Department of Archaeology Faculty of Arts, Charles University – Celetná 20, 116 42 Prague 1. E-Mail: tomas.klir@ff.cuni.cz

*Prof. Dr. Dr. Olaf Kühne:* Eberhard Karls Universität Tübingen, Forschungsbereich Geographie: Stadt- und Regionalentwicklung – Rümelinstraße 19-23, D-72070 Tübingen. E-Mail: olaf.kuehne@uni-tuebingen.de

*Prof. Dr. Jürgen Lafrenz:* Opitzstraße 10, D-22301 Hamburg. E-Mail: juergen.lafrenz@uni-hamburg.de

*Prof. Dr. Agnieszka Latocha:* Department of Geomorphology, Institute of Geography and Regional Development, University of Wrocław, pl. – Uniwersytecki 1, PL 50-137 Wrocław. E-Mail: agnieszka.latocha@uwr.edu.pl

*Dr. Maria Legut-Pintal:* Wrocław University of Science and Technology, Faculty of Architecture – ul. Bolesława Prusa: 53/55, PL 50-317 Wrocław. E-Mail: maria.legut@gmail.com

*Anna Łuczak:* Institute of Archaeology, University of Wrocław – ul. Szewska 48, PL 50-139 Wrocław.

*Georg Mölich M.A.:* LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte – Endenicher Straße 133, D-53115 Bonn. E-Mail: Georg.Moelich@lvr.de

- Dr. Heike Otto:* Generaldirektion Kulturelles Erbe (GDKE) Schillerstraße 44, Erthaler Hof, D-55116 Mainz. E-Mail: heike.otto@gdke.rlp.de
- Prof. Dr. Jerzy Piekalski:* Institute of Archaeology, University of Wrocław – ul. Szewska 48, PL 50-139 Wrocław. E-Mail: jerzy.piekalski@uwr.edu.pl
- Prof. Dr. Folker Reichert:* Historisches Institut der Universität Stuttgart – Keplerstraße 17, D-70174 Stuttgart. E-Mail: folker.reichert@f09.uni-stuttgart.de
- Prof. Dr. Peter Rückert:* Landesarchiv Baden-Württemberg, Hauptstaatsarchiv Stuttgart – Konrad-Adenauer-Straße 4, D-70173 Stuttgart. E-Mail: peter.rueckert@la-bw.de
- Dr. Tomasz Stolarczyk:* Copper Museum in Legnica – ul. Partyzantów 3, PL 59-220 Legnica, E-Mail: tomasz.stolarczyk@wp.pl
- Prof. Dr. Rolf Peter Tanner:* Institut Sekundarstufe I und II der Pädagogischen Hochschule Bern – Fabrikstraße 2E, CH-3012 Bern. E-Mail: rolf.tanner@phbern.ch
- Jun.-Prof. Dr. habil. Florian Weber:* Universität des Saarlandes: Fachrichtung Geographie: Europastudien, Schwerpunkte Westeuropa und Grenzräume – Am Markt, Zeile 2, D-66125 Saarbrücken. E-Mail: florian.weber@uni-saarland.de

### Vorstandsmitglieder des Arbeitskreises

- Dr. Rudolf Bergmann:* Westfälisches Museum für Archäologie – Landesmuseum und Amt für Bodendenkmalpflege, Mittelalter und Neuzeitarchäologie – An den Speichern 7, D-48157 Münster. E-Mail: rudolf.bergmann@lwl.org
- Prof. Dr. Vera Denzer:* Institut für Geographie, Universität Leipzig – Johannisallee 19a, D-04103 Leipzig. E-Mail: denzer@rz.uni-leipzig.de
- Prof. Dr. Andreas Dix:* Professur für Historische Geographie, Geographisches Institut, Universität Bamberg – Am Kranen 12, D-96049 Bamberg. E-Mail: andreas.dix@uni-bamberg.de
- Prof. Dr. Matthias Hardt:* Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO) e.V. an der Universität Leipzig – Specks Hof (Eingang A) Reichsstraße 4–6, D-04109 Leipzig. E-Mail: matthias.hardt@leibniz-gwzo.de
- PD Dr. Orsolya Heinrich-Tamáska:* Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO) e.V. an der Universität Leipzig – Specks Hof (Eingang A) Reichsstraße 4–6, D-04109 Leipzig. E-Mail: orsolya.heinrich-tamaska@leibniz-gwzo.de
- Prof. Dr. Thomas Meier:* Institut für Ur- und Frühgeschichte und Vorderasiatische Archäologie, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg – Marstallhof 4, D-69117 Heidelberg. E-Mail: thomas.meier@zaw.uni-heidelberg.de
- Prof. Dr. Haik Thomas Porada:* Abt. Kartographie und visuelle Kommunikation, Leibniz-Institut für Länderkunde e.V. – Schongauerstraße 9, D-04328 Leipzig. E-Mail: H\_Porada@ifl-leipzig.de
- Prof. Dr. Johannes Renes:* Departement Sociale Geografie en Planologie, Universität Utrecht – Heidelberglaan 2, NL-3584 CS Utrecht. E-Mail: j.renes@geo.uu.nl
- Prof. Dr. Peter Rückert:* Landesarchiv Baden-Württemberg, Hauptstaatsarchiv Stuttgart – Konrad-Adenauer-Straße 4, D-70173 Stuttgart. E-Mail: peter.rueckert@la-bw.de
- Prof. Dr. Winfried Schenk:* Geographisches Institut der Universität Bonn, Historische Geographie – Meckenheimer Allee 166, D-53115. E-Mail: winfried.schenk@giub.uni-bonn.de
- Prof. Dr. Rolf Peter Tanner:* Institut Sekundarstufe I und II der Pädagogischen Hochschule Bern – Fabrikstraße 2E, CH-3012 Bern. E-Mail: rolf.tanner@phbern.ch



## CONTENTS

### Preface of the editors

### Les pays de l'entre-deux: transition area – border regions – conflict zones

*Olaf Kühne*

- Saarland  
Developments of a border area..... 13  
With 5 figures  
Summary

*Rolf Peter Tanner*

- »Les pays de l'entre-deux«, two thousand years of breaks and  
bridges in Central Europe ..... 35  
With 25 figures  
Summary

*Hans-Rudolf Egli*

- From the diocese of Basel to the canton of Jura  
A border region between national, regional and local interests..... 71  
With 8 figures  
Summary

*Eike Gringmuth-Dallmer*

- »ac Salam fluvium, qui Thuringos et Sorabos dividit«  
The landscapes of the rivers Saale and Middle Elbe as  
border landscapes in early medieval times..... 93  
With 6 figures and 1 table  
Summary

*Florian Weber*

- Les pays de l'entre-deux  
Transitional areas – border regions zones of conflict  
Hybrid border landscape in the Greater Region SaarLorLux ..... 115  
With 4 figures  
Summary

*Peter Rückert*

- Experiences while crossing borders in the Late Middle Ages  
 Princely brides by the transition into a new world . . . . . 131  
 With 8 figures  
 Summary

*Folker Reichert*

- Wilhelm von Rubruk and Marco Polo  
 Cultural cross-border commuting in the 13<sup>th</sup> century . . . . . 153  
 With 7 figures  
 Summary

*François Genton*

- Songs of the homeland in border regions, a complex network  
 of relations . . . . . 171  
 Summary

*Peter Burggraaff*

- The former Land of Rode with Herzogenrath ('s-Hertogenrode)  
 and Kerkrade (Kirchrath)  
 cross-border analysis of the cultural landscape . . . . . 187  
 With 15 figures  
 Summary

*Klaus Fehn*

- Saarbrücken half a century ago  
 Personal impressions as a starting point for a comparison with  
 today's situation from an historical-geographical point of view. . . . . 221  
 With 19 figures  
 Summary

*Jerzy Piekalski, Anna Łuczak, Paweł Duma,  
 Agnieszka Latocha, Tomáš Klír, Maria Legut-Pintal,  
 Tomasz Stolarczyk und Małgorzata Chorowska*

- Kulturlandschaftsentwicklung in den Gebirgen und ihrem Vorland  
 im westlichen Sudetenland in der vorindustriellen Periode  
 Anpassung der Siedlungen und Wirtschaft an natürliche Rahmen-  
 bedingungen . . . . . 261  
 Mit 15 Abbildungen  
 Zusammenfassung

*Georg Mölich*

- “Common orders” or “borders” – historians and  
 the term of the Rhineland before World War One:  
 Justus Hashagen (1877–1961) in context . . . . . 291  
 With a text attachment  
 Summary

---

*Jürgen Lafrenz*

The initial town planning of Friedrichstadt at the Eider  
in context of political sovereignty and privileged legitimacy. . . . . 307  
With 5 figures  
Summary

*Carsten Gräbel*

Historical geography and global history. . . . . 331  
Summary

Addresses of authors, editors and board members  
of the working group . . . . . 347

Contents . . . . . 349



Schwerpunktthemen der bisher erschienenen Bände der Zeitschrift  
Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie

Schwerpunktthemen der Siedlungsforschung

Band 1, 1983, S. 15–166

STADTRANDPHÄNOMENE

Mit Beiträgen von: Busso von der Dollen, Burkhard Hofmeister, Winfried Schich,  
Felix Escher, Wolfgang Hofmann, Eberhard Bohm, Franz Irsigler, Henriette  
Meynen.

Band 2, 1984, S. 7–185

MITTELALTERLICHE UND FRÜHNEUZEITLICHE SIEDLUNGSENTWICKLUNG  
IN MOOR- UND MARSCHENGEBIETEN

Mit Beiträgen von: Michael Müller-Wille, Hans-Jürgen Nitz, Hendrik van der  
Linden, Guus J. Borger, Ekkehard Wassermann, Klaus Brandt, Rosemarie  
Krämer, Dietrich Hoffmann, Hans Joachim Kühn und Bodo Higelke.

Band 3, 1985, S. 7–85

METHODISCHE UND KONZEPTIONELLE WEITERENTWICKLUNGEN IN DER HISTORISCH-  
GEOGRAPHISCHEN SIEDLUNGS- UND KULTURLANDSCHAFTSFORSCHUNG

Mit Beiträgen von: Klaus Fehn, Dietrich Denecke, Helmut Hildebrandt und Neek  
Maqsud, Hans-Jürgen Nitz.

Band 4, 1986, S. 9–184

VERKEHRSWEGE UND IHRE BEDEUTUNG FÜR DIE KULTURLANDSCHAFT

Mit Beiträgen von: Karlheinz Willroth, Birgitta Hardh, Svend Gissel, Franz  
Irsigler, Karel A.H.W. Leenders, Ulrich Troitzsch, Frank Norbert Nagel, Gerhard  
Oberbeck.

Band 5, 1987, S. 9–204

STÄDTISCHES WOHNEN

Mit Beiträgen von: Wilfried Krings, Günter P. Fehring, Miroslav Richter und  
Zdenek Smetánka, Pavel J. Michna und Vladimír Nekuda, Herbert Knittler,  
Jürgen Ellermeyer, Josef Ehmer, Renate Banik-Schweitzer.

Band 6, 1988, S. 9–214

FRÜHE UMWELTEN

Mit Beiträgen von: Helmut Jäger, Walter Janssen, Jens Lüning und Arie J. Kalis,  
Karl-Ernst Behre, Helmut Bender, Ulf Dirlmeier, Christian Pfister, Jürgen Hagel,  
Engelbert Schramm, Achim Rost, Reinhard Mook und Helge Salvesen, Günter  
Bayerl, Hubert Mücke.

Band 7, 1989, S. 9–216

SIEDLUNGS- UND KULTURLANDSCHAFTSENTWICKLUNG AM UNTERLAUF GROSSER STRÖME AM BEISPIEL DES RHEIN-MAAS-DELTAS

Mit Beiträgen von: Guus J. Borger, J.H.F. Bloemers, W.J.H. Willems, H. A. Heidinga, Peter Henderikx, Herbert Sarfatij, Adriaan Verhulst, Jan Bieleman, J.D.H. Harten, Jelier A. J. Vervloet, Johannes Renes und Gerard P. van der Ven.

Band 8, 1990, S. 9–206

SIEDLUNGSPROZESSE AN DER HÖHENGRENZE DER ÖKUMENE. AM BEISPIEL DER ALPEN

Mit Beiträgen von: Klaus Aerni, Hans-Rudolf Egli, René Wyss, Jürg Rageth, Paul Gleirscher, Werner Kreisel, Werner Meyer, Werner Bätzing, Hans Becker, Susanne Pacher.

Band 9, 1991, S. 9–227

DER EINFLUSS POLITISCHER GRENZEN AUF DIE SIEDLUNGS- UND KULTURLANDSCHAFTSENTWICKLUNG

Mit Beiträgen von: Franz Irsigler, Hermann Parzinger, Helmut Bender, Vladimír Nekuda, Armin Ratusny, Hans-Jürgen Nitz, Winfried Schich, Ludwig Schober, Johann-Bernhard Haversath, Klaus Fehn.

Band 10, 1992, S. 9–210

DIE BESIEDLUNG DER HÖHEREN MITTELGEBIRGE

Mit Beiträgen von: Dietrich Denecke, Wolf-Dieter Sick, Uwe Kühl, Jörg Stadelbauer, Rainer Graafen, Heiko Steuer, Eike Gringmuth-Dallmer, Gerhard Billig und Volkmar Geupel, Wolfgang Schwabenicky.

Band 11, 1993, S. 9–291

ENTSTEHUNG UND ENTWICKLUNG KLEINERER STÄDTE

Mit Beiträgen von: Klaus Fehn, Hans Losert, Hans-Georg Stephan, Gabriele Isenberg, Miroslav Richter und Tomáš Velímský, Lieselott Enders, Michel Pauly, Ronald Flückiger-Seiler, Ernst Pleßl, Martina Stercken, Gerhard Henkel, Alois Mayr.

Band 12, 1994, S. 9–233

WÜSTUNGSPROZESSE – WÜSTUNGSPERIODEN – WÜSTUNGRÄUME

Mit Beiträgen von: Dietrich Denecke, Rudolf Bergmann, Manfred Balzer, Günter Mangelsdorf, Vladimír Nekuda, Rostislav Nekuda, Ervín Černý, Alojz Habovštiak, Hans Krawarik, Peter Rückert, Peter Čede, Johannes Renes.

Band 13, 1995, S. 9–249

BRÜCHE IN DER KULTURLANDSCHAFTSENTWICKLUNG

Mit Beiträgen von: Hans-Jürgen Nitz, Georg Kossack, Walter Janssen, Karlheinz Blaschke, Felix Escher, Frank Hering, Dieter Scholz, Heinz Günter Steinberg,

---

Thomas Wölker, Luise Grundmann, Heinz Schürmann, Horst Förster, Jörg Stadelbauer.

Band 14, 1996, S. 7–313

KULTURLANDSCHAFTSMUSTER UND SIEDLUNGSSYSTEME

Mit Beiträgen von: Eike Gringmuth-Dallmer, Günter Löffler, Harm Tjalling Waterbolk, Theo Spek, Wim A. Ligtendag, Johannes A. Mol und Paul Noomen, Johannes Ey, Dirk Meier, Hans-Rudolf Egli, Carl-Hans Hauptmeyer.

Band 15, 1997, S. 9–220

MARITIME KULTURLANDSCHAFTEN AM BEISPIEL DES OSTSEERAUMES

Mit Beiträgen von: Michael Müller-Wille, Christer Westerdahl, Winfried Schich, Andreas Dix, Achim Leube, Axel Priebes, Rolf Plöger, Bruno Benthien, Susanne Schumacher-Gorny, Gerd Hoffmann, Walter Dörfler, Michael Müller-Wille und Jörn Thiede.

Band 16, 1998, S. 9–362

BERGBAU- UND INDUSTRIELANDSCHAFTEN UNTER BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG VON STEINKOHLENBERGBAU UND EISEN- UND STAHLINDUSTRIE

Mit Beiträgen von: Klaus Fehn, Wolfgang Wegener, Hans-Werner Wehling, Rolf Plöger, Johannes Biecker und Heinrich Otten, Michael Hartenstein, Horst Kranz, Jörg Wiesemann, Johannes Renes, Georg Römhild, Günther Hein, Christoph Willms.

Band 17, 1999, S. 9–318

DÖRFER IN VORINDUSTRIELLEN ALTSIEDELLANDSCHAFTEN

Mit Beiträgen von: Werner Rösener, Johann-Bernhard Haversath, Mathias Austermann, Norbert Gebauer, Udo Recker, Birgitta Vits, Ulrich Reuling, Reinhard Bauer, Jürg Tauber, Friedrich Eigler, Hans Krawarik, Armin Ratusny, Eike Gringmuth-Dallmer, Matthias Hardt, Hans-Jürgen Nitz.

Band 18, 2000, S. 9–261

ZUKUNFTSPERSPEKTIVEN DER GENETISCHEN SIEDLUNGSFORSCHUNG IN MITTELEUROPA

Mit Beiträgen von: Klaus Fehn, Winfried Schenk, Peter Rückert, Klaus-Dieter Kleefeld, Hermann Parzinger, Perdita Pohle, Dirk Meier, Karl Martin Born, Matthias Koch, Günther Moosbauer, Hansjörg Küster, Renate Gerlach, Bernhard Selter, Gabriele Recker, Ulrich Stanjek, Oliver Karnau, Josef Mangold, Franz Maier, Helmut Flachenecker, Jürgen Vollbrecht, Heinrich Otten. Die Beiträge von Dietrich Denecke und Rudolf Bergmann finden sich in Band 19, 2001.



Band 19, 2001, S. 9–270

WALD UND SIEDLUNG

Mit Beiträgen von: Winfried Schenk, Günter Moosbauer (mit einem Beitrag von Matthias Leopold und Jörg Völkel), Chrystina Häuber, Hansjörg Küster, Christoph Morissey, Peter Rückert, Bernd-Stefan Grewe, Aline Kottmann und Reinhold Schaal, Bernward Selter, Anton Schuler, Richard Pott und Holger Freund, Franz Schmithüsen, Per Grau Møller.

Band 20, 2002, S. 9–237

RELIGION UND KULTURLANDSCHAFT

Mit Beiträgen von: Winfried Schenk, Leszek Paweł Stupecki, Jerzy Strzelczyk, Izabela Skierska, Ralf Gebuhr, Winfried Schich, Rudolf Bergmann, Jerzy Piekalski, Krzysztof R. Mazurski, Peter Čede, Oliver Karnau, Zoltán Ilyés, Klaus Fehn, Dietrich Denecke.

Band 21, 2003, S. 7–215

SINGULÄRE UND PERIODISCHE GROSSVERANSTALTUNGEN IN IHRER AUSWIRKUNG  
AUF DIE HISTORISCHE KULTURLANDSCHAFT

Mit Beiträgen von: Klaus Fehn, Karl-Heinz Willroth, Hans-Wilhelm Heine, Hauke Jöns, Caspar Ehlers, Christoph Bartels, Monika Meyer-Künzel, Dieter Rödel und Franz Kümmerle, Klaus Fesche, Olaf Mußmann, Siegfried Zelnhefer.

Band 22, 2004, S. 7–202

KERNRÄUME UND PERIPHERIEN

Mit Beiträgen von: Dietrich Denecke, Franz Irsigler, Günter Mangelsdorf, Heiko Steuer, Christian Lübke, Hans Rudolf-Egli, Klaus Fehn, Reinhard Zölitz-Möller, Helmut Klüter, Reinhold E. Lob.

Band 23, 2005, S. 9–294

NATURKATASTROPHEN UND NATURRISIKEN

Mit Beiträgen von: Thomas Glade, Karl-Ernst Behre, Guus J. Borger, Elke Freifrau von Boeselager, Manfred Jakobowski-Tiesen, Eike Gringmuth-Dallmer, Peter Rückert, Birgit Heuser-Hildebrandt, Martin Gudd, Christian Rohr, Lukas Clemens, Mathias Deutsch und Karl-Tilman Rost, Christian Stolz, Thomas Meier, Klaus Fehn.

Band 24, 2006, S. 9–312

HISTORISCHE KULTURLANDSCHAFTSFORSCHUNG IM SPANNUNGSFELD VON ÄLTEREN  
ANSÄTZEN UND AKTUELLEN FRAGESTELLUNGEN UND METHODEN

Mit Beiträgen von: Winfried Schenk, Klaus Fehn, Ute Wardenga, Sebastian Brather, Eike Gringmuth-Dallmer, Fred Ruchhöft, Rainer Schreg, Udo Recker, Rudolf Bergmann, Theo Spek, Johannes Renes und C.A. Kolen, Peter Rückert, Axel Posluschny.

Band 25, 2007, S. 9–312

FLÜSSE UND FLUSSTÄLER ALS WIRTSCHAFTS- UND KOMMUNIKATIONSWEGE

Mit Beiträgen von: Franz Irsigler, Stephan Freund, Eike Gringmuth-Dallmer, Vladimír Salač, Thomas Fischer, Matthias Hardt, Peter Ettel, Roman Grabolle, Petra Weigel, Christian Zschieschang, Hans Friedrich Kniehase, Horst-Günter Wagner, Volker Kaminske, Klaus-Dieter Kleefeld, Johannes Ey, Jette Anders, Pierre Fütterer, Max Linke, Stefan Baumeier und Thomas Küntzel.

Band 26, 2008, S. 7–286

STÄDTISCHE SIEDLUNGEN UND IHR UMLAND

Mit Beiträgen von: Susanne Siewers, Donat Wehner, Pim Kooij, Thomas Küntzel, Franz Irsigler, Ragnhild Berge, Renger E. de Bruin, Rolf Peter Tanner, Peter Burggraaff und Klaus-Dieter Kleefeld, Peter Rückert, Annika Björklund, Klaus Fehn, Raf Verbruggen, Michael Kriest, Orsolya Heinrich-Tamáska, Rainer Schreg.

Band 27, 2009, S. 7–244

SEEN ALS SIEDLUNGS-, WIRTSCHAFTS- UND VERKEHRSRÄUME

Mit Beiträgen von: Matthias Hardt, Hans-Rudolf Egli, Albert Hafner und Christian Harb, Orsolya Heinrich Tamáska und Sylvia Hipp, Heidemarie Hüster Plogmann, Thomas Meier, Hans-Ulrich Schiedt, Armand Baeriswyl, Rolf Tanner, Roland Flückiger-Seiler.

Band 28, 2010, S. 7–212

KONSUM UND KULTURLANDSCHAFT

Mit Beiträgen von: Thomas Gunzelmann, Andreas Dix, Thomas Eißing, Peter Rückert, Hans Becker und Helmut Hildebrandt, Volkmar Eidloth, Manuel Schramm, Klaus Fehn.

Band 29, 2011, S. 9–392

HOMOGENISIERUNG UND DIVERSIFIZIERUNG VON KULTURLANDSCHAFTEN

Mit Beiträgen von: Vera Denzer, Anne Dietrich, Matthias Hardt und Haik Thomas Porada, Anngret Simms, Orsolya Heinrich-Tamáska, Matthias Hardt, Marcin Wołoszyn, Christian Schneider, Christian Zschieschang, Christofer Herrmann, Wieland Carls, Vera Denzer, Anne Dietrich und Haik Thomas Porada, Anton Schindling, Johannes Meier, Jürgen Lafrenz, Andreas Dix, Gerhard Gabel, Jan Erik Steinkrüger, Rolf Peter Tanner, Winfried Schenk, Rainer Luick, Verena Gawel.

Band 30, 2012/13, S. 7–236

ROHSTOFFGEWINNUNG UND STADTENTWICKLUNG

Mit Beiträgen von: Franz Irsigler, Ulrich Müller, Uwe Meyerdirks, Frederik Heinz, Götz Goldammer, Hansjörg Rümelin, Antje Seidel, Martin Pries, Peter Welke.

Band 31, 2014, S. 9–394

OFFENE LANDSCHAFTEN

Mit Beiträgen von: Manfred Rösch, Johannes Renes, Jens Schneeweiß und Natalya Ryabogina, Eike Gringmuth-Dallmer, Peter Rückert, Tim Soens, Dries Tys und Erik Thoen, Orsolya Heinrich-Tamáska, Ágnes B. Tódt, Ilona Bede und Csaba Szalontani, Márta Tóber und Andrea Kiss, István Petrovics, Máté Tamáska, Franz Maier, Edit Pocsik, Andrea Kiss und Zoltán Karancsi, Máté Tamáska, Peter Čede.

Band 32, 2015, S. 9–481

JAGDLANDSCHAFTEN IN MITTELEUROPA

Mit Beiträgen von: Anngret Simms, Haik Thomas Porada, Stefan Klotz und Winfried Schenk, Haik Thomas Porada und Martin Heinze, Werner Konold, Heiko Laß, Helmut Witticke, Mario Küßner, Manfred Rösch, Thomas Westphalen, Werner Rösener, Thomas Eißing, Martin Knoll, Katharina Winkler, Annett Steinert, Andreas Zechner, Sabine Bock, Haik Thomas Porada, Claudia und Rainer Hohberg, Christoph Hinkelmann, Inge Gotzmann, Axel Armbruster, Roswitha Kirsch-Stracke, Holger Reinhardt und Daniel Rimbach, Erik Borg und Bernd Fichtelmann.

Band 33, 2016, S. 9–387

TOD UND GEDENKEN IN DER LANDSCHAFT

Mit Beiträgen von: Thomas Meier, Jürgen Hasse, Gernot Meier, Stefan Brauckmann, Wolfgang Wegener, Hauke Kenzler, Max Linke, Zoltán Ilyés †, Pavel Vařeka und Zdeňka Vařeková, Lucyna Przybylska, Karen M. de Vries, Alexander Holthuis und Maarten G.J. Duijvendak, Klaus Fehn, Claudia Binder und Thomas Meier, Nicolas Schroeder.

Band 34, 2017, S. 9–411

LANDSCHAFT ALS RESSOURCE. ENERGIE, ÖKONOMIE, DEMOGRAPHIE

Mit Beiträgen von: Norbert Kühn, Winfried Schenk, Klaus-Dieter Kleefeld, Elke Janßen-Schnabel, Martin Vollmer-König, Martin Knoll, Michael Kamp, Martina Gelhar, Bernward Selter, Wolfgang Hassenpflug, Thomas Büttner, Hans-Rudolf Egli, Franz Irsigler, Stefan Sonderegger, Andreas Weigl, Markus Zbroschzyk, Viktoria Baur, Maurice Paulissen, Christina Mauelshagen und Eva-Maria Jakobs, Anje Gillich, Michael Tempel und Jörn Schultheiß, Christina Vossler-Wolf, Winfried Schenk und Klaus Fehn.

Band 35, 2018, S. 9–400

ORTE UND LANDSCHAFTEN DER MUSSE, FREIZEIT UND ERHOLUNG

Mit Beiträgen von: Volkmar Eidloth, Andreas Thiel, Peter Rückert, Andrea Schaer, Dietrich Denecke, Franz Irsigler, Volkmar Eidloth und Hans Renes, Gilbert Norden, Katrin Schulze, Claus-Joachim Kind, Folker Reichert, Kilian Jost, Petra Martin, Marcus Mogk, Johannes Hofmeister, Klaus Fehn.

---

Band 36, 2019, S. 9–366

ORTE UND LANDSCHAFTEN DER MOBILITÄT

Orsolya Heinrich-Tamáska und Máté Tamáska, Balázs Komoróczy und Marek Vlach, Johannes Preiser-Kapeller, Gerd-Otto Albrecht, Heiko Beckmann, Klaus-Jürgen Bergemann, Bernd Bobertz, Bengt Büttner, Thomas Gottlob, Jörg Hartleib, Rolf Kneißl, Haik Thomas Porada, C. Michael Schirren und Reinhard Zölitz, Zdzisław Noga, Máté Tamáska, Zsuzsa Frisnyák, Jakub Taczanowski, Stephan Krause, Rolf Peter Tanner, Michael Kriest, Konrad Schliephake, Roman Lukas Palkoska.

Band 37, 2020, S. 9–290

EXKLUSION|INKLUSION – TRANSKULTURALITÄT IM RAUM

Timo Felber, Ulrich Müller und Thomas Meier, Oliver Nakoinz und Daniel Knitter, David Schnur, Jürgen Heyde, Thomas Schader, Martin Krieger, Ellinor Forster, Markus Zbrochzyk, Patrick Reiting, Rolf Peter Tanner, David Fuchs und Jan Peter Kosok, Alina Strzempa, Oliver Auge.

Band 38, 2021, S. 9–346

LES PAYS DE L'ENTRE-DEUX: ÜBERGANGSRÄUME - GRENZREGIONEN - KONFLIKTZONEN

Olaf Kühne, Rolf Peter Tanner, Hans-Rudolf Egli, Eike Gringmuth-Dallmer, Florian Weber, Folker Reichert, Peter Rückert, François Genton, Peter Burggraaff, Klaus Fehn, Jerzy Piekalski, Anna Łuczak, Paweł Duma, Agnieszka Latocha, Tomáš Klír, Maria Legut-Pintal, Tomasz Stolarczyk und Małgorzata Chorowska, Georg Mölich, Jürgen Lafrenz, Carsten Gräbel.

Die bisher erschienenen Bände der Zeitschrift Siedlungsforschung sind zu beziehen bei: Selbstverlag Arkum e.V., Meckenheimer Allee 166, 53115 Bonn, % Geographisches Institut / Historische Geographie. Tel. 02 28 – 73 58 71 und 73 76 52, Fax 02 28 – 73 76 50

